Maria Theresia's

erste Regierungsjahre.

[Geschichte Maria Theresias]

Maria Theresia's erste Regierungsjahre.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Erster Band.

1740—1741.

Wien, 1863.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hofbuchhändler.

Vorwort.

Auf dem weiten und im Ganzen noch so spärlich angebauten Felde der österreichischen Geschichtschreibung bedarf das Erscheinen eines neuen, auf bisher undurchforschte handschriftliche Quellen gegründeten Werkes wohl nicht leicht einer Rechtfertigung. Am wenigsten wird dieß der Fall sein, wenn es um die wahrheitsgetreue Schilderung einer Herrscherin, welche in höherem Maße als irgend ein Monarch vor oder nach ihr zum Wohle der österreichischen Länder gewirkt hat, und einer Epoche sich handelt, bei deren Darstellung die schönste Aufgabe der Geschichte, durch Erforschung der Vergangenheit die Lehrerin der Gegenwart zu sein, vorzugsweise erfüllt wird.

Was vorerst Maria Theresia selbst betrifft, so wird die Behauptung wohl von keiner Seite bestritten werden, daß ihre Persönlichkeit die glänzendste Erscheinung bildet, von welcher die Geschichte Oesterreichs zu berichten weiß. Auf den Blättern derselben ist kein erhebenderes Schauspiel verzeichnet als dasjenige, welches diese Fürstin darbietet, die rechtmäßige Erbin eines uralten, aber durch Unglücksfälle aller Art tief erschütterten Thrones, ungebeugten Muthes ankämpfend gegen die zahlreiche Schaar sie umringender beutegieriger

Feinde, und aus diesem Streite zwar nicht ohne Verlust, jedoch im Vergleiche mit dem wider sie gefaßten und auf ihr völliges Verderben berechneten Plan immerhin glücklich hervorgehend. Trotz leerer Kassen, trotz einer unzureichenden Heeresmacht und ganz erschöpfter Provinzen gelang es ihr durch die Kraft ihres Willens, die Festigkeit ihres Charakters und ihr unerschütterliches Vertrauen auf die Anhänglichkeit und die Aufopferungsfähigkeit ihrer Völker, die ererbten Kronen zu behaupten und ihren Gemahl mit der des deutschen Reiches zu schmücken, welche Jahrhunderte hindurch ihre Ahnherren in ununterbrochener Reihe getragen hatten.

Von vielleicht noch größerer Wichtigkeit als Maria Theresia's standhaftes Ausharren ihren Feinden gegenüber ist die reorganisatorische Thätigkeit, welche sie in nie ermüdender Sorgfalt vierzig Jahre hindurch für ihre weitausgedehnten Länder entwickelte. Wer den Zustand, in welchem sie diese Provinzen von ihrem Vater überkam, mit dem vergleicht, in dem sie dieselben ihrem Sohne und Nachfolger hinterließ, wird durch das alle öffentlichen Verhältnisse von Grund aus umformende Wirken Maria Theresia's mit Bewunderung erfüllt werden. Sie vollbrachte fürwahr eine Neugestaltung des Reiches, wie Oesterreich sie unter keinem seiner früheren Herrscher auch nur in annähernder Weise erlebt hatte. Mit schöpferischer Hand wußte sie aus einem losen Verbande ungleichartiger, stets sich fremd gebliebener Gebiete ein einheitlich regiertes Reich zu schaffen. Mit solcher Entschiedenheit und doch zugleich in so milder Form verstand sie diese Aufgabe zu vollführen, daß kein einziges jener Länder, so schwer sie auch sonst zu behandeln sein mochten, sich auflehnte wider die durchgreifende Veränderung, welche in seiner Stellung zur Centralregierung und zu den übrigen Provinzen, in seinen inneren Zuständen hervorgebracht wurde. Denn die wohlthätigen Wirkungen der Maßregeln,

welche Maria Theresia ergriff, ließen nicht lang auf sich warten. Allgemein wurden sie fühlbar, und noch jetzt wird die Zeit der Regierung Maria Theresia's nicht nur in den Provinzen, welche den Kern der Monarchie bilden, sondern auch in den damaligen österreichischen Niederlanden, in der Lombardie und in Ungarn als diejenige der schönsten Blüthe dieser Länder einstimmig gepriesen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß zur gewissenhaften Durchforschung der in fast unübersehbarer Menge vorhandenen schriftlichen Zeugnisse einer so außerordentlich vielseitigen und über einen so langen Zeitraum sich erstreckenden Thätigkeit der Einzelne kaum auszureichen vermag. Die Gefahr liegt daher nicht fern, es werde nach Ablauf der Reihe von Jahren, welche jene Durchforschung unabweislich fordert, selbst eine nicht kurz bemessene Lebensdauer angenommen, doch die geistige Kraft und die physische Zeit nicht mehr vorhanden sein, um das gewonnene Material auch zu der beabsichtigten Darstellung zu verwerthen. Um dieser Gefahr zu begegnen und doch wenigstens ein bestimmtes Resultat so mühevoller Arbeit zu Tage zu fördern, habe ich den Entschluß gefaßt, die ganze Regierungszeit Maria Theresia's in vier einzelne Epochen zu theilen, deren jede den Gegenstand einer abgesonderten Publikation bilden soll. Die erste dieser Epochen wir die Zeit vom Regierungsantritte Maria Theresia's im Jahre 1740 bis zur Beendigung des Kampfes um das Erbe des Hauses Habsburg, also bis zum Abschlusse des Aachner Friedens enthalten. Die zweite Abtheilung soll die Epoche vom Jahre 1748 bis zum Jahre 1756, also den Zeitraum umfassen, in welchem sowohl die Grundlagen zu den später in noch großartigerem Maße ausgeführten Reformen im Innern der Monarchie gelegt wurden, als durch die Annäherung an Frankreich und durch die Entfremdung der Seemächte eine gänzliche Aenderung der österreichischen Politik nach Außen

eintrat. In der dritten Abtheilung werden die Ereignisse des siebenjährigen Krieges zur Darstellung gelangen, und die vierte und letzte Epoche soll die Zeit vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode Maria Theresia's, siebzehn Jahre voll rastloser Geistesarbeit der Kaiserin zum Wohle ihrer Länder enthalten.

Ob es mir jemals vergönnt sein wird, in der Schilderung der Regierung Maria Theresia's bis zum Endpunkte derselben zu gelangen, liegt in dem unergründlichen Schoße der Zukunft verborgen. Ich beschränke mich für jetzt darauf, denjenigen Theil meiner Arbeit, welcher die acht ersten Regierungsjahre Maria Theresia's umfaßt, als völlig selbstständige Publikation in die Oeffentlichkeit treten zu lassen. Es liegt mir hiebei die Pflicht ob, über die einzelnen Bausteine Rechenschaft zu geben, aus denen dieses Werk errichtet ist.

Es versteht sich von selbst, daß die vorhandene ausgebreitete Literatur über jenen Zeitraum mit Sorgfalt benützt wurde. So vielfachen Aufschluß sie jedoch über die Ereignisse in den anderen Staaten, insbesondere hinsichtlich dessen gewährt, was Preußen und seinen kriegerischen König Friedrich II. angeht, so spärlich sind die Aufklärungen, welche über Oesterreich und dessen Herrscherin in ihnen zu finden sind. Eine ohne allen Vergleich ergiebigere Ausbeute, auf welche das vorliegende Werk fast ausschließlich gegründet ist, boten die reichen handschriftlichen Schätze, welche im kaiserlichen Haus-, Hof- und Staatsarchive und im Kriegsarchive aufgehäuft sind. Auch aus den Archiven des Staatsministeriums, der königlich ungarischen Hofkanzlei und des Ministeriums der Finanzen, dann aus verschiedenen Privatarchiven, insbesondere denen der Fürsten Colloredo und Kinsky, der Grafen Enzenberg, Harrach, Tarouca, Thurn und Wratislaw, des Freiherrn von Bartenstein, dann des Chorherrnstiftes St. Florian wurden mir werthvolle Mittheilungen gemacht. Hauptsächlich muß jedoch der unschätzbaren

Aufschlüsse Erwähnung geschehen, welche in höherem Grade noch als die im Staatsarchive aufbewahrten Finalrelationen der venetianischen Botschafter am Wiener Hofe die in dem Generalarchive zu Venedig befindlichen, in ununterbrochener Reihe fortgeführten allwochentlichen Berichte jener Botschafter an die Signorie gewährten. Die kriegerischen Ereignisse, die Wandlungen in der Politik und die Reformen im Innern werden darin von tief eingeweihten Personen mit einer Gründlichkeit und einer Ausführlichkeit besprochen, welche diese Berichte als eine wahrhaft unvergleichliche Fundgrube der interessantesten Aufklärungen erscheinen lassen.

Für die Gestattung der unbeschränkten Benützung der hier erwähnten, zum weitaus größten Theile noch niemals durchforschten handschriftlichen Quellen sei hiemit der lebhafteste Dank ausgesprochen. Dieser Vergünstigung allein ist das Zustandekommen eines Werkes zuzuschreiben, durch welches wenigstens zum Theile die Ehrenschuld abgetragen werden soll, in welcher sich Oesterreich wie auf den mannigfachsten Gebieten, so auch auf dem der Literatur Maria Theresia gegenüber noch immer befindet.

Inhalt.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Eilftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Erstes Capitel.

Wer ist nicht schon manchmal im Leben Menschen begegnet, bei welchen in weit höherem Maße als dieß bei Anderen geschieht, zu oft wiederholten Malen ein so greller Wechsel des Schicksals eintritt, daß der so eben erst der schönsten irdischen Güter sich Erfreuende plötzlich in äußerster Bedrängniß erscheint, während sich dann in kürzester Frist und fast ohne allen vermittelnden Uebergang die düsteren Wolken wieder zertheilen und ihm die Sonne des Glückes nur noch heller leuchtet als zuvor. Sowie bei dem Einzelnen, so ist dieß bei ganzen Völkern der Fall, und die Richtigkeit der Behauptung wird kaum bestritten werden, daß keiner aus allen Staaten Europa's häufiger und in auffallenderer Weise von so rasch hereinbrechender völliger Veränderung seiner inneren und äußeren Verhältnisse heimgesucht ward, als sie insbesondere während des gegenwärtigen und der beiden letztverflossenen Jahrhunderte Oesterreich erfuhr.

Wenn die Ursache des öfter und in drohenderer Weise auf ihn einstürmenden Mißgeschickes theilweise in der geographischen Lage dieses Ländercomplexes, zumeist aber in seiner eigenthümlichen Zusammensetzung aus so vielen und ganz verschiedenartigen Bestandtheilen gesucht werden muß, so darf wohl das glückliche Ueberwinden der gefährlichsten Krisen hauptsächlich der Ausdauer zugeschrieben werden, mit der die Herrscher Oesterreichs, hierin wetteifernd mit dem Kern des Volkes, als welcher die Bewohner der deutschen Erbländer unbedenklich zu bezeichnen sind, das Schwerste ertrugen, und wenn gleich im Einzelnen nicht selten zum Nachgeben gezwungen, doch im Allgemeinen

unbeugsam festhielten an dem, was sie als ihr gutes Recht einmal erkannt hatten. An dieser zähen Standhaftigkeit brach sich dann zumeist der Angriff, welcher, je ungestümer er Anfangs gewesen, dann auch um so eher erlahmte. Der Rückschlag trat ein, und binnen eines oft überraschend kurzen Zeitraumes war die Sachlage völlig verändert. Der Staat, welcher früher fast als unrettbar verloren galt, ging zuletzt als Sieger hervor aus dem Kampfe, der ihn mit Verderben bedroht hatte.

Faßt man, um aus vielen Fällen nur einen einzigen zu erwähnen, die Lage Oesterreichs zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ins Auge, so wird die Wahrheit des eben Gesagten gewiß anschaulich werden. Es war im Jahre 1703, daß die Uebermacht der Feinde Oesterreichs auf ihrem Höhepunkte angelangt, dessen Unterliegen unvermeidlich erschien. Obgleich erst seit zwei Jahren dauernd, hatte doch der spanische Successionskrieg den letzten Rest der Kräfte, welcher dem Hause Oesterreich aus den früheren langen Kämpfen wider Frankreich und die Pforte geblieben war, gänzlich verzehrt. Der Mangel an Geld, an Truppen, an allen sonstigen Erfordernissen zur Fortsetzung des Streites war eben so unbeschreiblich groß als der Zustand der einzelnen Provinzen erbärmlich. Ein Theil derselben lag als Schauplatz des Krieges wüst und öde, der andere war durch die Durchmärsche der Regimenter, durch unerschwingliche Leistungen an Geld und Soldaten völlig entkräftet. In dem südlichen Theile Tirols standen die Franzosen unter Vendome, während die Baiern den Norden dieses Landes besetzten und dann Oberösterreich hart bedrohten. In Ungarn brach, ein schlechter Dank für die vor kurzem durch den Zentaer Sieg vollendete Befreiung dieses Landes vom türkischen Joche, der Aufruhr los, und er nahm bald so sehr überhand, daß Mähren, Niederösterreich, und Steiermark schrecklich litten unter den verheerenden Einfällen der Rebellen, Wien selbst von ihnen ernstlich gefährdet ward. Jede Hilfsquelle schien versiegt, fernerer Widerstand undenkbar. Und doch ging kaum ein Jahr vorüber, als die Schlacht bei Höchstädt Baiern unterwarf und die Franzosen bis an die Grenze ihres Landes zurücktrieb. Eugen's ruhmreicher Zug durch die Lombardie und die Eroberung Turins verdrängten die Franzosen aus Italien, der Fall von Lille

und der Sieg bei Malplaquet öffneten die Heerstraße nach Paris. Ungarn wurde durch den Szathmarer Frieden beruhigt und Karl VI. war ein Jahr nach seiner Thronbesteigung der unbestrittene Herrscher eines weit größeren und reicheren Ländergebietes als seit mehr denn anderthalb Jahrhunderten irgend ein Fürst seines Hauses besessen hatte.

Der rasche Wechsel des Glückes, welchen er in seiner Jugend erfuhr, sollte Karl VI. auch in späteren Jahren nicht erspart werden, und er traf ihn um so schmerzlicher, als wie damals ein günstiges Geschick, so jetzt der entschiedenste Gegensatz zu demselben die Oberhand gewann. Wie die Siege bei Peterwardein und Belgrad, die Eroberung und Behauptung ansehnlichen Gebietes in jenen Gegenden, die Erwerbung Siciliens reichen Glanz verbreitet hatten über Karl's erste Regierungszeit, so warf dann der unglückliche Krieg, welcher sich gegen Frankreich, Spanien und Sardinien um die Thronfolge in Polen entspann, und mehr noch der an ruhmvollen Thaten so arme, an Mißgeschick und Jämmerlichkeit aller Art um so reichere Kampf gegen die Pforte, der im Belgrader Frieden seinen Abschluß fand, tiefe Schatten auf die letzten Lebensjahre dieses Fürsten. Sie entkräfteten die Monarchie in einer Weise, daß sie weniger als je dazu vorbereitet und im Stande schien, den Streit zu bestehen und zu überdauern, von dem es nicht schwer war vorherzusehen, daß er in dem Augenblicke des Todes des Kaisers um sein Erbe entbrennen würde.

Es kann nicht geläugnet werden, daß der weitaus größte Theil der Schuld an diesen unglücklichen Ereignissen Karl VI. persönlich zur Last fällt. Zwar waren seine Anschauungen rechtlich vollkommen begründet und seine Bestrebungen von den besten Absichten geleitet; dennoch führte die an Starrsinn grenzende Consequenz, mit der er, unbekümmert um die wirkliche Lage der Dinge und nicht achtend der Stimme des Weisesten seiner Rathgeber, nur seinen eigenen Eingebungen folgte, gerade das Gegentheil dessen herbei, was er bezweckte. An ihm zeigte es sich recht deutlich, wie gefährlich es ist, sich in politischen Dingen von einer einzigen Idee völlig beherrschen zu lassen und der Verwirklichung derselben alles Uebrige ausnahmslos unterzuordnen.

1*

Dieser ausschließliche Cultus einer einzigen Idee ist gerade der bezeichnende Zug im Charakter Karl's VI. In seiner Jugend war es die Sehnsucht, die Krone Spaniens für sich zu gewinnen, worauf all sein Denken und Handeln gerichtet war. So rücksichtslos gab er sich diesem Streben hin, daß er, wenn es auf ihn allein angekommen wäre und er seinem Gefühle hätte folgen können, der Kaiserkrone, dem Besitze der österreichischen und ungarischen Länder gern entsagt hätte, um in Spanien zu bleiben und den Thron dieses Landes zu besteigen. Und nachdem dieser Lieblingswunsch gescheitert und jede Aussicht auf Erfüllung desselben vereitelt war, da hatte er schon einen zweiten Plan in Bereitschaft, an dessen Verwirklichung er während seiner ganzen Regierungszeit, acht und zwanzig Jahre hindurch unermüdlich und fast ausschließlich arbeitete. Es war dieß die Einführung seiner neuen Erbfolgeordnung und die Erwirkung ihrer Anerkennung von Seite der verschiedenen österreichischen Länder, sowie ihrer Gewährleistung durch die vornehmsten Staaten Europa's.

Schon im April 1713, also wenig mehr als ein Jahr, nachdem er die Regierung der österreichischen Länder angetreten hatte, verkündigte Karl VI. die pragmatische Sanktion als nunmehriges Grundgesetz des Reiches. Die Untheilbarkeit desselben wurde darin ausgesprochen und die Erbfolge in der Weise geregelt, daß zuerst die männlichen Nachkommen des regierenden Kaisers, in Ermanglung derselben seine Töchter, und erst dann, wenn auch keine solchen vorhanden wären, die Töchter des Kaisers Joseph I. nach dem Rechte der Erstgeburt in den Besitz sämmtlicher Länder des Hauses Oesterreich gelangen sollten.

Es ist eigenthümlich, daß als Kaiser Karl VI. die pragmatische Sanktion vornehmlich im Interesse seiner eigenen Nachkommen erließ, er, obgleich schon im sechsten Jahre vermählt, noch keine Kinder besaß. Erst drei Jahre später wurde ihm ein Sohn, Erzherzog Leopold, geboren, der jedoch schon nach wenigen Monaten starb und welchem dann nur mehr Töchter folgten. Durch diesen Umstand gerieth die pragmatische Sanktion in Widerspruch mit der Erbfolgeordnung des Kaisers Leopold I., welcher bestimmt hatte, daß die Töchter seines älteren Sohnes Joseph denjenigen Karl's vorangehen sollten. Doch konnte

hierdurch das Recht des letzteren, die Gesetze zu ändern, welche einer seiner Vorfahren erlassen, nicht beeinträchtigt werden. Daß er dieß that, daß er die Thronfolgeordnung in der ihm angemessen erscheinenden Weise regelte, daß er insbesondere die Untheilbarkeit sämmtlicher Erbländer unwiderruflich festsetzte, darf ihm nicht zum Tadel gereichen; es kann vielmehr das Heilsame dieser bedeutungsvollen Maßregel nicht genug anerkannt werden. Durch sie ward zuerst die österreichische Monarchie als ein untrennbar zusammengehöriges Ganzes ein für allemal hingestellt. Durch sie wurden während eines langen Zeitraumes nicht allein die zukünftigen Unterthanen der ältesten Tochter des Kaisers gewöhnt, sie als ihre dereinstige Herrscherin anzusehen; auch die fremden Regierungen legten dadurch, daß sie sich fast Alle zur Anerkennung, ja selbst zur Gewährleistung der pragmatischen Sanktion verpflichteten, zu deren Gunsten wenigstens ein moralisches Gewicht in die Wagschale. Daß der Kaiser jedoch diesen letzten Vortheil allzu hoch anschlug und ihn viel zu theuer erkaufte, daß er in einer Zeit, in welcher die Regierungen die feierlichsten Versicherungen nur zu geben schienen, um sie, sobald ihr Vortheil es erheischte, um so ungescheuter zu brechen, zur Erlangung solcher Zusagen die empfindlichsten Opfer brachte, muß ihm als ein folgenschwerer Irrthum angerechnet werden.

Im innigsten Zusammenhange mit dem Bestreben des Kaisers, der pragmatischen Sanktion überall Anerkennung zu verschaffen und ihr nach seinem Tode unbestreitbare Geltung zu sichern, stand natürlich die Frage der Vermählung seiner Töchter, deren älteste, Maria Theresia, im Jahre 1717, die zweite, Maria Anna, ein Jahr später, die dritte endlich, Maria Amalia, im Jahre 1724 geboren ward. Insbesondere war es die Hand der ältesten Erzherzogin als der wahrscheinlichen Erbin des ausgedehnten österreichischen Länderbesitzes, deren Vergebung den Gegenstand rastloser Bewerbungen, weitgreifender politischer Combinationen und eines Kampfes bildete, welcher, wenn gleich hauptsächlich nur in zahllosen Verhandlungen zwischen den verschiedenen Regierungen Europa's, doch mit nicht geringerer Erbitterung geführt wurde, als es auf dem Schlachtfelde hätte geschehen können.

Noch befindet sich die älteste Prinzessin, die Erzherzogin Therese, wie sie damals allgemein genannt wurde, in frühem Kindesalter, noch

ist die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit durchaus nicht ausgeschlossen, daß ihr ein Bruder geboren werden und diesem sodann das Recht der Erbfolge in den Ländern seines Vaters einzig und allein zufallen würde, und schon finden sich die ersten Spuren einer wenn gleich noch schüchternen Bewerbung um ihre Hand. Sie ging von einem Fürsten aus, welcher nicht nur seiner Geburt nach in dem engsten Verwandschaftsverhältnisse zu dem Hause Oesterreich stand, sondern der auch mit demselben persönlich von jeher die vertrauteste Verbindung unterhalten hatte. Es war dieß Herzog Leopold von Lothringen, der Sohn und Nachfolger jenes ruhmreichen Herzogs Karl, der sein ganzes Leben hindurch unter den Fahnen seines Schwagers, des Kaisers Leopold I. gekämpft, der Wien und Ofen von den Türken befreit und sich für alle Zeiten einen der vordersten Plätze unter den Feldherren Oesterreichs errungen hat. Seine Mutter war Kaiser Leopold's Stiefschwester Eleonore Marie, in erster Ehe die Gemahlin des Königs Michael Koribut von Polen. Herzog Leopold selbst hatte seine Jugend am Wiener Hofe unter den Augen seines kaiserlichen Oheims und in ununterbrochenem vertrautestem Umgange mit seinen beiden Vettern Joseph und Karl verlebt. So kam es, daß die Prinzen sich frühzeitig als einer und derselben Familie angehörig betrachten lernten, und ihnen der Gedanke nahe lag, diese Verbindung, statt sie sich lockern zu sehen, immer mehr und mehr zu kräftigen. So läßt schon Joseph I., damals römischer König, als ihm seine Gemahlin zuerst eine Tochter, die Erzherzogin Marie Josephe, spätere Kurfürstin von Sachsen und Königin von Polen gebar, gegen Herzog Leopold die Aeußerung fallen, es würde ihn von Herzen erfreuen, die Prinzessin dereinst als Braut des Erbprinzen von Lothringen begrüßen zu können[1]).

Es begreift sich leicht, daß nach Joseph's Tode und nach der Veränderung der Nachfolgeordnung im Hause Oesterreich das Bestreben des Herzogs Leopold sich darauf richtete, die Hand der ältesten Tochter des regierenden Kaisers für seinen Sohn, den Erbprinzen Clemens zu gewinnen. Die ersten annähernden Schritte, welche zu diesem Ende von Seite des Herzogs Leopold am Wiener Hofe geschahen, fanden daselbst zuvorkommende Aufnahme. Hatte Kaiser Karl VI., stets bedächtiger und zurückhaltender als sein Bruder Joseph, sich auch niemals

so entgegenkommend geäußert wie dieser, so erfuhr man doch, daß von den beiden Prinzen, auf welche man damals zu Wien vornehmlich das Auge geworfen hatte, Clemens von Lothringen und Emanuel von Portugal, die Sympathien des Kaisers sich weit mehr dem Ersteren zuwandten als dem Letzteren. Auch von Seite der einflußreichsten Minister war dieß der Fall[2]), und in allen Gemüthern erweckte das dankbare Andenken an den Herzog Karl und die Zuneigung, deren sich sein Sohn Leopold zu Wien erfreute, den lebhaften Wunsch, einem Prinzen des Hauses Lothringen vor Anderen die Hand der ältesten Erzherzogin zu Theil werden zu sehen. Im Juni des Jahres 1722, während eines kurzen Landaufenthaltes bei dem Grafen Alois Harrach zu Bruck an der Leitha war es, wo der nachmals so berühmte Feldmarschall Graf Mercy, dem Hause Lothringen von jeher treu ergeben, die Wünsche des Herzogs dem Prinzen Eugen eröffnete, welcher mit Lebhaftigkeit auf dieselben einging und zu ihrer Verwirklichung seine Vermittlung beim Kaiser sowie seine sonstige Unterstützung zusagte. Doch empfahl er das behutsamste Vorgehen und die ängstlichste Vermeidung allzu eifrigen Drängens. Nur so lasse sich auf eine Erreichung des auch ihm willkommenen Zieles hoffen[3]).

Nachdem Eugen dem Plane zugestimmt hatte und der oberste Hofkanzler Graf Sinzendorff, letzterer freilich zunächst durch jene unlauteren Mittel, welche bei ihm am ehesten Eingang fanden, für denselben gleichfalls gewonnen war, schritt Herzog Leopold auf dem eingeschlagenen Wege fort, und zwar mit solchem Erfolge, daß schon Ende Februar 1723 Kaiser Karl VI., wenn er sich gleich noch zu keiner bestimmten Zusage herbeiließ, doch darein willigte, daß Erbprinz Clemens sich einstweilen am Wiener Hofe einfinde. „Ich „werde," so sagte er dem lothringischen Abgesandten Baron Jacquemin, „sein Vater sein und der Prinz mein Kind, so offenherzig werde ich „allzeit zu ihm reden"[4]).

Es ist nicht zu zweifeln, daß außer den politischen Rücksichten, welche bei dieser Wahl den Kaiser leiteten, außer seiner Anhänglichkeit an das Haus Lothringen im Allgemeinen, auch die seinen eigenen Wünschen besonders entsprechenden Berichte über die Persönlichkeit des Prinzen Clemens es waren, welche Karl VI. zu einem im Vergleiche

mit seiner sonstigen Bedächtigkeit so raschen Entschlusse bestimmten. Die bei der Jugend des Prinzen doppelt auffallende ruhige und besonnene Haltung desselben, seine ausgesprochene Vorliebe für ernste Studien, seine Abneigung gegen Frankreich und französisches Wesen, seine offen zur Schau getragenen Sympathien für Deutschland waren so recht nach dem Sinne des Kaisers. Um so härter traf ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Prinzen Clemens, der am 4. Juni 1723 zu Nancy von den Blattern hinweggerafft wurde. Unter lautem Weinen hörte der Kaiser den Bericht des lothringischen Gesandten mit an, und er fand nicht Worte genug, seinem Bedauern über dieses Ereigniß Ausdruck zu geben[5]).

Weit schmerzlicher noch als der Kaiser empfand natürlich der Vater des Prinzen, Herzog Leopold dessen Verlust. Aber so tief er durch diesen Unglücksfall auch gebeugt war, so wurde er doch nicht einen Augenblick entmuthigt, den Plan zu verfolgen, an dessen Gelingen er im Geiste die zukünftige Größe seines Hauses geknüpft sah. Er beschloß seinen zweitgeborenen Sohn, den nunmehrigen Erbrinzen Franz Stephan in Allem und Jedem, also auch in der Bewerbung um die Hand der Erzherzogin Therese an die Stelle des älteren Bruders treten zu lassen. Auch der Kaiser stimmte zu, obgleich er in Erfahrung gebracht zu haben glaubte, daß der jüngere Prinz von seiner Mutter, der Herzogin Elisabeth Charlotte, einer Schwester Philipp's von Orleans, des Regenten von Frankreich, ganz nach französischer Weise erzogen, daß er weniger ernst und besonnen als sein Bruder, und auch den Studien nicht so geneigt sei[6]). Eugen war es wieder, der durch seine in die kleinsten Einzelheiten eingehenden Andeutungen den Weg bezeichnete, den der junge Prinz einzuschlagen habe, um, worauf es doch hauptsächlich ankam, gleich bei den ersten persönlichen Begegnungen mit dem Kaiser und der Kaiserin deren Gunst zu erlangen[7]).

Herzog Leopold beschäftigte sich nun mit nichts eifriger als mit den Vorbereitungen zur Reise seines Sohnes nach Oesterreich, mit der Auswahl der Begleiter desselben, mit der Entwerfung eigenhändiger Instruktionen, in welchen an Alles gedacht, für jeden möglichen Fall gesorgt und die Richtschnur des zu beobachtenden Verhaltens vorge-

zeichnet war. Der Marquis de Craon, des Prinzen vornehmster Begleiter, erhielt eine von dem Herzoge selbst niedergeschriebene Charakteristik der einflußreichsten Minister am Wiener Hofe und aller Personen, welche dort außerdem noch Beachtung verdienten. Ein anderer Aufsatz von der Hand des Herzogs schildert sowohl die guten als die minder vortheilhaften Eigenschaften des jugendlichen Prinzen und deutet die Art und Weise an, in welcher darnach getrachtet werden sollte, die ersteren zu entwickeln, die letzteren aber nach und nach zu beseitigen.

Franz von Lothringen befand sich damals — er war am 8. December 1708 geboren — in seinem fünfzehnten Lebensjahre. Ausgestattet mit einem höchst vortheilhaften Aeußeren, das Bild eines frisch und kräftig emporblühenden Jünglings, voll offenen, heiteren Sinnes, voll Lebhaftigkeit des Geistes, höflich im Umgange, ja dort wo es ihm darum zu thun war, nicht ohne ein gewisses einschmeichelndes Wesen, war er eine jener Persönlichkeiten, die schon bei ihrem ersten Auftreten gefallen und sich die Neigung Anderer leicht gewinnen. Freilich beklagte es sein Vater, daß er auch von den Fehlern nicht frei sei, welche derlei Naturen häufig ankleben. Er tadelte es, daß der Prinz mehr zum Vergnügen als zu ernster Beschäftigung geneigt, und wenn zu der letzteren angehalten, bei derselben zumeist zerstreut sei. Er warnte ihn, untergeordneten Personen gegenüber nicht in die ihm eigene Heftigkeit zu verfallen. Er rügte seine Vorliebe für das Spiel, insbesondere aber für die Jagd, und schilderte mit grellen Farben die Nachtheile, welche seiner Ansicht nach unvermeidlich seien, wenn man sich ihr mit allzu großer Leidenschaftlichkeit hingäbe [8]).

Obgleich es nicht schwer fiel, den eigentlichen Grund der Reise des Prinzen nach Oesterreich zu errathen, so sollte doch als Vorwand derselben die Absicht gelten, sich nach Teschen zu begeben, welches Fürstenthum der Kaiser dem Hause Lothringen als Entschädigung für dessen Ansprüche auf Montferrat verliehen hatte. Deßhalb war verabredet worden, daß der Prinz sich dann am Hofe einfinden sollte, wenn sich derselbe aus Anlaß der Krönung des Kaisers als König von Böhmen zu Prag aufhalten werde. Am 10. August 1723, in der

Nähe des damals Trauttmansdorffischen Schlosses Brandeis, wo Karl VI. seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd oblag, stellte sich der Prinz zum ersten Male dem Kaiser vor. Die Aufnahme, welche er bei ihm fand, war die herzlichste, und die gleichzeitigen Berichte überströmen von enthusiastischer Schilderung des äußerst günstigen Eindruckes, welchen Franz von Lothringen auf den Kaiser, die Kaiserin, auf alle Mitglieder des Hofstaates hervorgebracht habe.

Einen werthvolleren und überzeugenderen Beweis der Wahrheit dieses für ihn so erfreulichen Umstandes als in den Schreiben seiner Hofleute fand Herzog Leopold in einem eigenhändigen Briefe des Kaisers, in welchem derselbe sein lebhaftes Wohlgefallen an dem jungen Prinzen in warmen Ausdrücken zu erkennen gab. Und obgleich Karl sich auch jetzt noch auf keine bestimmte Zusage einließ, so versicherte er doch den Herzog seines ernsten Willens, Alles zu thun, um nicht nur die zwischen ihnen bestehende Freundschaft zu erhalten, sondern auch die beiden Häuser Habsburg und Lothringen wo möglich zu einem Einzigen zu verschmelzen [9]).

Durch ein vorübergehendes Unwohlsein länger als der kaiserliche Hof in Prag zurückgehalten, folgte der Erbprinz von Lothringen demselben erst Ende Dezember 1723 nach Wien, wo er, damals eine seltene Auszeichnung, in der Hofburg und zwar in den Gemächern Wohnung erhielt, welche die Kaiserin Eleonore, Witwe Leopold's I., inne gehabt hatte.

Große Sorgfalt widmete der Kaiser der Auswahl Derjenigen, welche, nachdem der größte Theil der lothringischen Begleitung nach der Heimath zurückgekehrt war, nunmehr die Umgebung des Prinzen zu bilden hatten. Nach längerer Erwägung wurde der Obersthofmarschall Graf Johann Caspar von Cobenzel, ein Mann von sanftem, streng rechtlichem Charakter, von nicht geringem Wissen und von unbedingter Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, und darum auch eine Vertrauensperson des Monarchen [10]), zum Vorsteher des Hofstaates des Prinzen von Lothringen ernannt. Die nächste Stelle nach ihm bekleidete der General Freiherr von Neipperg, einer der kenntnißreichsten Officiere des kaiserlichen Heeres, welcher sich in den letzten Kriegen gegen die Türken sowie in dem Feldzuge auf Sicilien besonders her-

vorgethan hatte und von dem Prinzen Eugen mit Vorliebe auch zu anderen als zu rein militärischen Aufträgen verwendet worden war. Eigentlicher Erzieher blieb Baron Pfütschner, der mit dem Prinzen aus Lothringen gekommen, und zu seinem Lehrer wurde der böhmische Appellationsrath Langer ernannt.

Ueber die Art und Weise, in welcher die Erziehung, insbesondere der Unterricht des Prinzen geleitet ward, geben die Berichte des Grafen Cobenzel an den Herzog Leopold so ziemlichen Aufschluß; nur darf auf die übermäßigen Lobeserhebungen nicht allzu großes Gewicht gelegt, sondern es muß mehr auf die Wesenheit der Sache eingegangen werden. Und da findet sich denn vorerst die freudige Versicherung, welche jetzt allerdings einen fast komischen Eindruck hervorbringt, daß es dem Instructor Langer glücklich gelungen sei, sich die volle Zufriedenheit seines fürstlichen Schülers zu erwerben. Freilich wird nicht unterlassen, später hinzuzufügen, daß auch das Umgekehrte der Fall sei und Langer nicht müde werde, die Fortschritte des Prinzen in den Wissenschaften zu rühmen. Alljährlich im Sommer wird eine feierliche Prüfung veranstaltet, welcher außer der näheren Umgebung des Prinzen, Cobenzel, Neipperg und Pfütschner, noch der Hofkanzler Sinzendorff und als „Sachverständiger", wie es scheint, der gelehrte Leibarzt des Kaisers, Pius Garelli, beigezogen wurden. Der Erfolg der Prüfung wird natürlich jedesmal als ein höchst „ruhmwürdiger" hingestellt.

Nicht so ganz außerordentlichen Beifall, wie Graf Cobenzel, scheinen der Kaiser selbst, insbesondere aber Herzog Leopold den Fortschritten des Prinzen in den Studien gezollt zu haben. Ersterer läßt wohl gelegentlich die Bemerkung fallen, daß man sich auch außer den Lehrstunden nützlich beschäftigen solle und daß nichts vortheilhafter sei, als sich an die Lectüre guter Bücher zu gewöhnen. Und der Letztere wird durch die allzu günstig lautenden Berichte des Grafen Cobenzel noch weniger irre geführt. Unablässig dringt er darauf, den Prinzen mehr zum Lernen anzuhalten und ihn nicht allzu sehr dem Vergnügen nachgehen zu lassen. Er tadelt dessen geringe Neigung zu den Rechtsstudien, inbesondere aber seine Schrift, welche denn auch wirklich, sowohl in der Jugend des Prinzen, als in seinen späteren

Jahren selbst für jene Zeit wahrhaft erbärmlich genannt werden mußte. Noch weiter zurück blieb er in der Rechtschreibung, so daß, wenn man seine französischen Briefe zu entziffern sich bestrebt, man sich zu überzeugen glaubt, er habe eigentlich nur deutsch zu schreiben verstanden, während die Durchlesung seiner deutschen Aufsätze die Meinung erweckt, daß sie nur von einem echten Franzosen herrühren können, welcher mühsam gelernt habe, hie und da einige deutsche Worte, und diese nur fehlerhaft zu gebrauchen.

So wenig als der Prinz jemals die Fertigkeit sich eigen zu machen verstand, sich mit Leichtigkeit und ohne allzu große Fehler schriftlich auszudrücken, so sehr scheint er dieß jedoch im mündlichen Verkehre verstanden zu haben. Alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, den ernsten bedächtigen Monarchen wie die sanfte, liebenswürdige Kaiserin Elisabeth und die jungen Erzherzoginnen wußte er durch sein immerdar heiteres, fröhliches Wesen und die Lebhaftigkeit seiner Gesprächsweise, wobei er jedoch insbesondere dem Kaiser gegenüber die Schranken schuldiger Ehrfurcht niemals überschritt, ganz für sich einzunehmen. Bald erschien es nicht mehr nöthig, dahin zu wirken, daß sich der Prinz, wie es seinem Vater so sehr am Herzen lag, mehr und mehr der kaiserlichen Familie nähern dürfe und in deren engsten Kreis gezogen werde. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Wien begleitet er den Kaiser zu den zahlreichen Jagden, welchen dieser Fürst mit einer in der Jetztzeit fast unglaublich scheinenden Leidenschaftlichkeit oblag. Wieder ist es Graf Cobenzel, der mit ängstlicher Genauigkeit berichtet, wie viel Wild sein Zögling jedesmal erlegt, daß er dasselbe sowohl im Fluge als im Laufe wohl zu treffen verstehe, daß er jedoch leider im Schießen nach der Scheibe geringere Fertigkeit zeige. Und wie ein Sieg wird es gemeldet, als der Prinz, „damit er in „Allem excelliere," endlich auch auf der Scheibe den ersten Preis gewann [11]).

Daß er während des Sommeraufenthaltes in Laxenburg sich täglich um neun Uhr Morgens und Nachmittags wieder, „jedoch unbe„schadet seiner gewöhnlichen Studien", mit dem Kaiser zur Reiherbeize begebe [12]), daß er unzähligen Jagden auf Hirsche, wilde Schweine, auf sonstiges Wild jeder Art beigewohnt und sich durch seine Geschick-

lichkeit stets die Bewunderung aller Anwesenden zu erwerben gewußt habe, davon werden die Schreiben des Grafen Cobenzel an den Herzog Leopold nicht müde zu erzählen. Und dieser selbst, der wohl einsieht, daß ein Bestehen auf seiner früheren Abneigung gegen die allzuhäufige Beschäftigung des Prinzen mit der Jagd denselben dem täglichen Verkehre mit dem Kaiser entfremden würde, fügt sich in das Unvermeidliche und läßt sich die stets wiederkehrenden umständlichen Berichte über die Jagderlebnisse seines Sohnes ruhig gefallen.

Vermag man sich nach dem eben Gesagten ein ziemlich klares Bild der Art und Weise zu entwerfen, in welcher Franz von Lothringen seine Jugendzeit am Wiener Hofe zubrachte, so fehlen andererseits leider fast alle Nachrichten über die früheren Lebensjahre der ältesten Tochter des Kaisers, der Erzherzogin Maria Theresia. Wohl weiß man von ihr, daß sie am 13. Mai 1717 vor acht Uhr Morgens geboren worden; man kennt die endlosen, ermüdenden Feierlichkeiten, welche bei ihrer Taufe stattgefunden haben; man erwähnt, daß zuerst die Gräfin Anna Dorothea von Thurn, geborene Gräfin de Souches, dann eine Gräfin von Stubenberg, endlich die verwitwete Gräfin Charlotte von Fuchs, geborene Gräfin Mollart, mit der Oberleitung ihrer Erziehung betraut gewesen seien. Man nennt endlich die Namen ihrer Lehrer, der beiden Jesuiten Michael Pachter und Franz Xaver Vogel, von denen der Letztere ihr Religionsunterricht ertheilte, dann Spannagel's, welcher ihr Geschichte vortrug, deren Studium als ihre Lieblingsbeschäftigung galt. Dieser und Marinoni, der die Prinzessin in der Mathematik unterwies, waren die einzigen Männer von einiger, wenn auch keiner großen Bedeutung unter ihren Lehrern. Sonst wissen wir nur, daß Johann Franz Chievre sie in fremden Sprachen, der Hofkapellmeister Caldara in der Musik, der Balletmeister Levassori della Motta im Tanze unterrichteten.

Wie Vorzügliches sie in diesen beiden Künsten, der Musik und dem Tanze leistete, zeigte sich am besten bei den Opern und Balleten, welche nach der Sitte der damaligen Zeit von Darstellern, die zumeist der kaiserlichen Familie selbst oder doch dem vornehmsten Adel angehörten, vor dem Kaiserpaare und einem auserlesenen Kreise von Hofleuten gegeben wurden. So ist der Bericht eines Augenzeugen vor-

handen, welcher versichert, nie etwas Vollkommeneres gesehen und gehört zu haben, als die Art und Weise, in welcher die Erzherzogin in einer vor dem versammelten Hofe aufgeführten kleinen italienischen Oper ihre Rolle gegeben. Mit Entzücken habe der Compositeur sie versichert, daß es das höchste Glück seines Lebens wäre, sie diese Rolle im großen Theater singen zu hören[13]). Und so gern auch zugestanden werden mag, daß die Lobpreisungen der Hofleute, obgleich sie in Privatbriefen derselben vorkommen, immerhin überschwenglich gewesen sein mögen, so wird doch die Vorzüglichkeit der Leistungen der Erzherzogin Therese auch durch die Aeußerungen ihrer Mutter, der Kaiserin Elisabeth ausreichend bestätigt[14]).

Sonst geben auch die Briefe, welche von der Kaiserin noch vorhanden sind, selbst diejenigen an Franz von Lothringen über nichts Wesentlicheres Auskunft, als daß die beiden Erzherzoginnen Therese und Marianne frühzeitig an den steten Schießübungen ihrer Eltern Antheil nahmen. Denn auch die Kaiserin war eine leidenschaftliche Jägerin, und es freute sie, ihre Geschicklichkeit in Handhabung des Schießgewehres rühmen zu hören. Ausführlich berichtet sie über ihre Hirschjagden im Prater und anderswo, „denn ich bilde mir ein", so fügt sie wohl hinzu, „ich schieße extra gut." Von ihrer Tochter Therese meldet sie nur, daß sie wohl im Schießen nach der Scheibe, nicht aber auf der Jagd Gewandtheit zeige[15]).

So ganz unzulänglich nun auch diese wenigen Nachrichten über die Jugendzeit der Erzherzogin Therese und über die Art sind, wie ihre Erziehung geleitet ward, so läßt doch der Erfolg darauf schließen, daß ihrem Unterrichte wenigstens größere Sorgfalt zugewendet worden sein muß als demjenigen des Erbprinzen von Lothringen. Freilich mochten auch ihre natürlichen Anlagen noch weit glücklichere sein. Man weiß, daß auch sie jene Leichtigkeit im Erlernen fremder Sprachen besaß, welche ein Erbtheil der Mitglieder ihres Hauses zu sein scheint. Außer im Deutschen wußte sie im Lateinischen, Französischen, Italienischen und Spanischen sich mit Fertigkeit auszudrücken. Die ersteren vier Sprachen, insbesondere deutsch und französisch, schrieb sie fließend, mit einer Kraft und Präcision des Ausdruckes, welche noch jetzt Bewunderung einflößen, mit festen und wenigstens in den

früheren Jahren leicht leserlichen Schriftzügen, mit einer für die damalige Zeit ganz erträglichen Orthographie. Im Lateinischen war sie so weit, daß sie nach Spannagel's Versicherung die Verschiedenheiten des Styles der einzelnen Schriftsteller wohl zu unterscheiden verstand, und je nach deren Eigenthümlichkeit für den Einen oder den Andern dieser Autoren Vorliebe zeigte [16]).

Was endlich die Kenntnisse betrifft, deren sie als Herrscherin so weit ausgedehnter, hinsichtlich ihrer Verfassung und Verwaltung so völlig verschiedener Länder dringend bedurfte, so mag sie sich dieselben bei ihrer leichten Fassungskraft, bei ihrem rastlosen Eifer in Erfüllung ihrer Regentenpflichten wohl zumeist erst durch die unablässige Beschäftigung mit diesen Angelegenheiten erworben haben. Eine feste Grundlage hiezu muß jedoch immerhin schon in ihrer Jugend gelegt worden sein. Und daß dieß geschah, davon darf wohl der Kaiserin Elisabeth, deren edler Charakter und hervorragende geistige Begabung der Tochter zum schönsten Vorbilde dienten, und der eigentlichen Erzieherin der Letzteren, der Gräfin Fuchs, einer Frau von seltenen Fähigkeiten und von bewunderungswürdigem Takte, welche die großen Anlagen der Erzherzogin frühzeitig erkannte und zu entwickeln verstand [17]), das Hauptverdienst zugeschrieben werden.

Während in solcher Weise die Jugendzeit des Erbprinzen von Lothringen und der Erzherzogin Therese verfloß, während Jedermann sie als ein zukünftiges Paar ansah, ohne daß jedoch weder für den einen noch den andern Theil eine bindende Verpflichtung bestand, schwebte mehr als ein finsteres Gewölk über ihrer dereinstigen Vereinigung, dieselbe ernstlich bedrohend. Die beiden Töchter des Kaisers Joseph I., die Kurprinzessinnen von Sachsen und Baiern wünschten Jede für ihren ältesten Sohn, obwohl beide Prinzen weit jünger waren als die Erzherzogin, deren Hand zu erlangen. Beide Fürstinnen besaßen zu Wien eine nicht ganz einflußlose Stütze an ihrer Mutter, der verwitweten Kaiserin Amalia, und insbesondere war es das baierische Haus, welches in den ganzen deutschen Erblanden des Kaisers auf einen beträchtlichen Anhang zählen durfte, der es mit Freude begrüßt hätte, wenn im Wege einer Heirath Baiern mit Oesterreich vereinigt und dadurch einerseits das deutsche Element in Oesterreich und anderer-

seits Oesterreichs Stellung in Deutschland wesentlich gekräftigt worden wäre.

Ueberhaupt trat die Frage so recht in den Vordergrund, ob es nicht weit gerathener sei, statt eines Fürsten von so geringem Länderbesitze, wie ihn der Erbprinz von Lothringen dereinst sein eigen nennen konnte, ein Mitglied eines der mächtigeren Regentenhäuser der Erzherzogin vermählt zu sehen und ihr dadurch zur Behauptung ihrer Nachfolgerechte ausgiebigen Beistand zu sichern. Selbst die eifrigsten Anhänger des Hauses Lothringen konnten nicht in Abrede stellen, daß für diese Anschauungsweise gewichtige Gründe in die Wagschale fielen. Bald sollte man sich nicht mehr darauf beschränken, sie am Hofe und in den Kreisen der Staatsmänner ruhig zu erörtern; sie wurden binnen Kurzem von Außen her in drängendster Weise in Anregung gebracht.

Wer einen forschenden Blick auf die Geschichte des modernen europäischen Staatensystemes wirft, wird wahrnehmen, daß dasselbe fast jederzeit an einem bald im Süden, bald im Norden, bald wieder im Westen auftauchenden, unruhigen Elemente krankte, welches zumeist von lüsterner Begehrlichkeit nach fremdem Gute getrieben, die Ruhe der übrigen Staaten fortwährend bedrohte und durch unablässige diplomatische Intriguen oder durch offenen Streit dort überall störend eingriff, wo es für sich einen Vortheil zu erhaschen dachte. Dieses verderbliche Element bildete in der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, die Regierung des Königreiches Spanien, oder vielmehr deren Mittelpunkt, die Königin Elisabeth, Philipp's V. zweite Gemahlin.

Von einem gleichsam fieberhaften Bestreben geleitet, ihren Söhnen, welche bei dem Vorhandensein eines Prinzen aus des Königs erster Ehe keine Aussicht hatten, auf den Thron Spaniens zu gelangen, gleichwohl eine glänzende Zukunft zu begründen, konnte sie hiezu ihrer Meinung nach keinen sichereren Weg einschlagen, als wenn sie für dieselben die reiche österreichische Erbschaft zu erlangen trachtete. Trotz der tiefen Verstimmung, die noch lange Jahre, nachdem der Kampf um die spanische Krone beendigt worden, zwischen den beiden Nebenbuhlern Karl VI. und Philipp V. geherrscht hatte, wußte die Königin doch dadurch, daß sie mit vollendeter Schlauheit des Kaisers Lieblingsprojecten fördernd entgegenkam, dessen Aussöhnung mit Spanien

herbeizuführen. Durch die Anerkennung der pragmatischen Sanktion und durch den Abschluß eines Handelsvertrages, von dessen Bestimmungen Karl VI. sich goldene Berge versprach, gelang es ihr, denselben dahin zu bringen, daß er sich in einem geheimen Vertrage vom Jahre 1726 anheischig machte, zwei von den drei Töchtern, welche er damals besaß, den beiden Söhnen der Königin Elisabeth zu vermählen.

Es ist leicht einzusehen, daß ein Vertrag, bei welchem jeder Theil ganz verschiedene Hintergedanken hegte, Jeder den Andern zu überlisten und den Hauptvortheil für sich zu gewinnen strebte, eben dieser Unaufrichtigkeit wegen den Keim seiner baldigen Auflösung in sich trug. Die Königin von Spanien verstand unter den beiden Erzherzoginnen, welche ihren Söhnen zu Theil werden sollten, die zwei ältesten Töchter des Kaisers. Durch die Verbindung mit ihnen dachte sie die österreichische Erbschaft ihrem Hause gesichert, es mochte nun die pragmatische Sanktion aufrecht bleiben und dadurch ihrem Sohne Don Carlos Alles zufallen, oder es konnten die österreichischen Länder, was sie wohl eigentlich bezweckte, in zwei Hälften getheilt werden, von welchen sie die eine, aus den deutschen und ungarischen Provinzen bestehend, mit der Hand der Erzherzogin Therese ihrem Sohne Don Carlos, die zweite, die belgischen und italienischen Länder umfassend, als Erbtheil der Erzherzogin Marianne ihrem Sohne Philipp bestimmte.

Im entschiedenen Gegensatze hiezu scheint der Kaiser seinem ursprünglichen Gedanken, seine älteste Tochter dem Erbprinzen von Lothringen zu vermählen, immerdar treu geblieben zu sein. Die Erklärungen wenigstens, die er hierüber an Herzog Leopold gelangen ließ, sprechen dieß deutlich genug aus. Er versichere ihn, schreibt er demselben [18]) um jene Zeit, daß er, was die Vereinigung ihrer beiden Häuser betreffe, an den Gesinnungen festhalte, welche er ihm vor drei Jahren kundgegeben habe. Und gegen den lothringischen Gesandten äußerte er sich wiederholt und in unzweideutigster Weise in dem gleichen Sinne.

Wer auch den Worten des Kaisers kein Vertrauen schenken wollte, den mußte doch die Erwägung der Dinge, wie sie damals lagen, davon überzeugen, daß Karl nicht im Ernste die Absicht hegen konnte, die Hand seiner Erbin einem Prinzen des Hauses Bourbon zuzuwenden.

Er wäre dadurch in Widerspruch mit allen von ihm selbst so hoch gehaltenen Ueberlieferungen seiner Vorfahren gerathen. Den Sohn seines alten Feindes, welchen er so lange Jahre mit Aufbietung all seiner Kräfte bekämpft und dem er zuletzt doch hatte weichen müssen, hätte er zum Nachfolger gemacht auf seinem eigenen Throne, und durch die Einsetzung eines Gliedes der Bourbonischen Königsfamilie, welche schon in Frankreich und Spanien herrschte, in den Besitz aller österreichischen Länder wäre die Universalherrschaft dieses Hauses gewissermaßen eine vollendete Thatsache geworden.

So sehr man sich in Wien auch davor hütete, der Königin von Spanien durch eine entschiedene Erklärung die Täuschung zu benehmen, in welcher sie sich hinsichtlich der wahren Absichten des Kaisers befand, so konnte sie doch nicht allzulange Zeit in der bisherigen Ungewißheit gehalten werden. Nachdem aber ihr wiederholtes Andringen um bestimmte Zusicherungen immer wieder ausweichend beantwortet worden war, nachdem sie endlich die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubte, daß sie den Kaiser wenigstens in Güte niemals zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches bewegen werde, da brach sie das Bündniß mit ihm und schloß am 9. November 1729 mit Frankreich und England den wesentlich gegen Oesterreich gerichteten Vertrag von Sevilla.

So unheildrohend dieses Ereigniß auch an und für sich war, so zeigte es sich doch für die Verwirklichung der Absichten des Hauses Lothringen gerade als kein ungünstiges. Denn der Bruch zwischen Oesterreich und Spanien ließ auch den Plan einer Verheirathung der Erzherzogin Therese an ein Mitglied der bourbonischen Königsfamilie als beseitigt erscheinen, und jedenfalls war Franz von Lothringen für den Augenblick wenigstens von einem gefährlichen Nebenbuhler befreit.

Der Prinz befand sich, als dieß geschah, nicht mehr in Wien. Am 27. März 1729 war sein Vater nach kurzer Krankheit gestorben und im November desselben Jahres kehrte der nunmehrige Herzog Franz nach sechsjähriger Abwesenheit nach Lothringen zurück, um die Regierung zu übernehmen. Mit gespanntester Neugierde hatte man dort den neuen Landesherrn erwartet; schon im Voraus wurde mit Lebhaftigkeit die Veränderung besprochen, welche in seinem ganzen Wesen vorgegangen sein werde. Und so war es auch in der That. Der

liebenswürdige und aufgeweckte, aber auch muthwillige und leichtfertige Knabe war zum jungen Manne herangereift, und man fand, daß er sich den Ernst und das strenge Formenwesen, wie es damals am Wiener Hofe herrschte, allzusehr angeeignet habe. Man tadelte es an ihm, daß er sich meist zurückgezogen hielt, sich nur mit der Musik und der Jagd ergötzend, und es ist wohl mit ein Beweis, daß die Anschauungsweise, welche damals in Versailles herrschte, auch auf die kleine Hofhaltung zu Luneville nicht ohne Einfluß geblieben war, wenn man es dem Herzoge fast zum Verbrechen anrechnete, daß er junge Damen, welche allzusehr beeifert waren, ihm mit ihren Gunstbezeigungen entgegen zu kommen, mit Gemessenheit in ihre Schranken zurückzuweisen wußte [19]).

Selbst die französischen Berichte, sonst dem Herzoge Franz eben nicht freundlich gesinnt, geben zu, daß er gleich nach seiner Ankunft begann, sich mit Eifer den Geschäften zu widmen, daß er Alles selbst sehen, selbst entscheiden wollte. Die alten Diener des Staates, welche bei seinem Vater in Ansehen gestanden waren, behandelte er mit Achtung, und er richtete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf, durch vernünftige Sparsamkeit die Finanzen, die sein Vater in sehr zerrüttetem Zustande hinterlassen hatte, wieder in Ordnung zu bringen. Zu Anfang des Jahres 1730 begab er sich nach Versailles, um von König Ludwig XV. das Herzogthum Bar zu Lehen zu empfangen. Dann kehrte er nach Luneville zurück.

Daß daselbst seines Verbleibens nicht sein werde, war wohl vorauszusehen. Es drängte ihn, nicht allzulange von Wien abwesend zu sein, um in seinen Beziehungen zur kaiserlichen Familie keine Erkaltung eintreten zu lassen. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1731 begannen die Vorbereitungen zur Abreise; die Herzogin Witwe, welche schon nach dem Tode ihres Gemahls bis zur Ankunft ihres Sohnes die Regentschaft geführt hatte, übernahm neuerdings dieselbe. Zu Ende des Monats April 1731 begab sich Herzog Franz vorerst nach den österreichischen Niederlanden, dann nach Holland und England, wo er den Spätherbst dieses Jahres zubrachte. Nach dem Festlande zurückgekehrt, ging er über Hannover und Braunschweig an den preußischen Hof, wo er der Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der

Nichte der Kaiserin, der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, beiwohnte[20]). In Breslau erhielt er die ihm nicht sehr willkommene Nachricht, daß der Kaiser ihn zum Statthalter des Königreiches Ungarn ernannt habe. Zu Ende Mai 1732 traf er nach dritthalbjähriger Abwesenheit wieder in Wien ein, und schon zwei Wochen später hielt er seinen feierlichen Einzug in Preßburg.

Es ist unzweifelhaft, daß der Herzog von Lothringen sich nur mit großem Widerstreben an die Spitze der Regierung des Königreiches Ungarn gestellt sah. Er hätte, wie er nicht undeutlich zu verstehen gibt, eine andere Bestimmung vorgezogen, indem ihm die Verfassung und die Gesetze Ungarns, sowie das Land selbst völlig unbekannt waren und er besorgte, in dessen Verwaltung Fehler zu begehen, welche sowohl für seinen eigenen Ruf als für das Interesse des Kaisers von den nachtheiligsten Folgen sein könnten[21]). Karl VI. aber blieb bei dem einmal gefaßten Entschlusse, und er hatte in der That keine Ursache denselben zu bereuen, denn man zeigte sich in Ungarn bald sehr zufrieden mit der getroffenen Wahl. Durch die gewinnende Umgangsweise, welche ihm eigen war, verstand es der Herzog, Alle für sich einzunehmen, die mit ihm in Berührung kamen[22]). Je mehr er selbst einsah, daß ihm das Land und seine Bewohner fremd waren, desto mehr suchte er durch eifriges Studium und durch Selbstanschauung die ihm fehlenden Kenntnisse sich zu erwerben. So war es eines der ersten Anliegen, welche er dem Kaiser vortrug, die Genehmigung zur Bereisung Ungarns zu erlangen[23]). Nach erfolgter Gutheißung dieses Vorhabens, dessen Ausführung in der damaligen Zeit mit ganz anderen Mühen und Beschwerden verbunden war, als es etwa heut zu Tage der Fall wäre, ging er allsogleich an's Werk. Ueber Comorn und Ofen, wo er hauptsächlich den Festungswerken sein Augenmerk zuwandte, begab er sich nach Peterwardein und Belgrad, besuchte die durch Eugen's Siege berühmt gewordenen Schlachtfelder, und es mag wohl hier zuerst in ihm der Gedanke und die Sehnsucht erwacht sein, in gleichem Kampfe sich gleiche Lorbeern zu erringen.

Wenn es dessen noch bedurft hätte, so galt die Verleihung der hohen Würde, mit welcher Karl VI. den Herzog von Lothringen soeben bekleidet hatte, in den Augen der Welt als ein untrügliches Zeichen,

daß der Kaiser nun nicht länger säumen werde, an die Verwirklichung des lang gehegten Planes zu schreiten und die Vermählung des Herzogs, welcher sich im vierundzwanzigsten Lebensjahre befand, mit der Erzherzogin, die in ihr sechzehntes Jahr getreten war, zu vollziehen. Die Hoffnung hierauf war in dem Herzoge selbst durch den stets sich gleich gebliebenen Ton wärmster Liebe, ja väterlicher Sorgfalt, in welchem ihm der Kaiser fortwährend geschrieben hatte, gar sehr gesteigert worden [24]). Hatte er ihn doch gar oft seinen liebsten Sohn, sich selbst aber seinen alten treuen Vater genannt. Diese Worte zur vollen Wahrheit zu machen, zögerte jedoch Karl VI. noch immer, sei es aus der ihm eigenen Unentschlossenheit, sei es, wie wohl eine Andeutung darüber auftaucht [25]), weil nach der Rückkehr des Herzogs nach Wien eine gewisse Verstimmung zwischen ihm und dem Kaiser eingetreten war, indem der Erstere nicht mehr in so völliger Abhängigkeit von Karl habe leben wollen, wie zuvor. Vielleicht mochte auch der geringe Grad von Genugthuung, mit welchem der Herzog die Statthalterschaft Ungarns übernommen hatte, den Kaiser einigermaßen verletzt haben. Von langer Dauer scheint jedoch diese Erkaltung, wenn eine solche wirklich jemals vorhanden war, nicht gewesen zu sein, denn die vertraulichen Briefe Karl's an den Herzog sind gerade in jener Zeit erfüllt mit Ausdrücken der lebhaftesten Zuneigung. Es mag vielmehr in dem Hange des Kaisers, jeden entscheidenden Schritt so lange als möglich hinauszuschieben, und vielleicht mehr noch in dem Wunsche, bei der großen Jugend der Erzherzogin durch eine allzufrühe Vermählung derselben nicht die sehnliche Erwartung einer Nachkommenschaft zu gefährden, die Hauptveranlassung jener Zögerung zu suchen sein. Inzwischen trat ein Ereigniß ein, welches die Aussichten des Herzogs von Lothringen, ihrer Erfüllung schon so nahe, auf's Neue und mehr als je verdunkelte.

Nachdem im Jahre 1725 Spanien zuerst unter allen Staaten Europa's sich zur Anerkennung und Gewährleistung der pragmatischen Sanktion verstanden hatte, war es des Kaisers unabläßige Sorge, die gleiche Zusage auch von Seite anderer Regierungen zu erlangen. Kein Opfer schien ihm hiefür zu groß, und nachdem sie dieß einmal durchschaut, trachtete die Mehrzahl der fremden Cabinete diese Stim-

mung des Kaisers so viel als nur immer möglich zu ihrem Vortheile auszubeuten. Es würde zu weit führen, alles dessen zu erwähnen, wozu Karl VI. sich herbeiließ, um die Reihe der Garanten seiner Nachfolgeordnung recht vollzählig zu gestalten. Die drei geistlichen Kurfürsten, dann die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz, der Erstere durch seinen Beitritt zu dem österreichisch-spanischen Vertrage vom Jahre 1725, anerkannten und gewährleisteten die pragmatische Sanktion. Von Seite Rußlands und Preußens geschah das Gleiche; im Jahre 1731 übernahm Georg II. sowohl als König von England wie als Kurfürst von Hannover die Garantie der österreichischen Erbfolgeordnung; die Niederlande, das deutsche Reich im Allgemeinen, dann noch insbesondere die Herzoge von Sachsen-Weimar, Eisenach und Gotha, der Landgraf von Hessen-Kassel, der König von Dänemark folgten diesem Beispiele. Im Jahre 1733 glückte es dem Kurfürsten von Sachsen, gegen Uebernahme der feierlichen Verpflichtung, die pragmatische Sanktion zu gewährleisten, den Kaiser zu dem Versprechen zu vermögen, ihm zur Erlangung der polnischen Königskrone behülflich zu sein. Hierüber gerieth Karl VI. in Krieg mit Frankreich, welches den Nebenbuhler des Kurfürsten von Sachsen, Stanislaus Leßczynski, König Ludwig XV. Schwiegervater unterstützte. Auch Spanien und Sardinien, das Erstere um sich der süditalienischen Länder des Hauses Oesterreich für den Infanten Don Carlos zu bemächtigen, König Karl Emanuel III. aber, von der in seiner Familie erblich gewordenen Begierde nach dem Besitze der Lombardie getrieben, traten auf Frankreichs Seite in den Kampf ein.

Derselbe wurde vom Kaiser unglücklich geführt. In Deutschland beschränkten sich zwar die Nachtheile, die er erlitt, auf den Verlust von Philippsburg, Trarbach und Trier, und es gelang, einem ferneren Vordringen der französischen Truppen Einhalt zu thun. Alle italienischen Länder des Hauses Oesterreich aber, mit alleiniger Ausnahme von Mantua, die Lombardie, Neapel und Sicilien befanden sich, als der Feldzug des Jahres 1735 zu Ende ging, in der Gewalt der Feinde. Und am bedenklichsten erschien der Umstand, daß die Hülfsquellen des Kaisers an Geld und an Truppen in einer Weise aufgezehrt waren, welche von einer Fort-

setzung des Krieges nur noch größeres Unheil erwarten ließ. So groß war die Entmuthigung selbst unter Karls VI. vertrautesten Räthen, daß so Mancher derselben an der Möglichkeit verzweifelte, die pragmatische Sanktion aufrecht zu erhalten, und daß der Vorschlag, aus dem Hause Oesterreich zwei Linien zu bilden, von welcher der einen, durch die Erzherzogin Therese repräsentirt, die deutschen und ungarischen Länder zufallen sollten, während die Erzherzogin Marianne die ehemals spanischen Besitzungen ihres Vaters zu erhalten hätte, mehr als einen einflußerichen Vertreter fand. Die Erzherzogin Therese wollte man einem deutschen Fürsten, als welchen selbst Eugen von Savoyen den Kurprinzen von Baiern ganz deutlich bezeichnete, die Erzherzogin Marianne aber dem Infanten Don Carlos vermählen[26]) Des Kaisers dritte Tochter Maria Amalia war schon im Jahre 1730 gestorben.

Durch die Verwirklichung solcher Vorschläge wäre die liebste Hoffnung des Kaisers, die Frucht jahrelanger Arbeit und unermeßlicher Opfer mit einem einzigen Schlage zerstört worden. War es da ein Wunder, daß Karl VI. ohne Säumen auf den Ausweg einging, welchen ihm die gerade damals — im August 1735 — eintreffenden Vorschläge Frankreichs zur Wiederherstellung des Friedens eröffneten. Allsogleich wurden die Verhandlungen begonnen, und noch ehe zwei Monate verflossen waren, durch Unterzeichnung der Präliminarien zum Abschlusse gebracht.

Durch den Verlust einiger lombardischer Gebietstheile, sowie der Königreiche Neapel und Sicilien, wogegen ihm Parma und Piacenza zufielen, erkaufte Karl VI. die Gewährleistung der pragmatischen Sanction von Seite Spaniens und Sardiniens. Diejenige Frankreichs erlangte er dadurch, daß er sich anheischig machte, die Abtretung der Länder des Herzogs von Lothringen an König Stanislaus Leßczynski zu bewirken, nach dessen Tode sie an Frankreich zu fallen hätten. Bar sollte allsogleich, Lothringen aber erst dann abgetreten werden, wenn Herzog Franz nach dem Aussterben des Hauses Medici in Besitz des ihm als Entschädigung zugesicherten Großherzogthums Toscana gelangt wäre.

Wahrhaft peinlich war die Lage, in welche Franz von Lothringen durch die Bestimmungen der Friedenspräliminarien versetzt wurde. Einerseits sah er die Hemmnisse wieder beseitigt, die sich noch vor Kurzem in so drohender Gestalt der Verwirklichung seiner sehnlichsten Wünsche in den Weg gestellt hatten, jener Wünsche, die längst nicht mehr bloß das Ziel seines Ehrgeizes, sondern in noch höherem Maße dasjenige seiner glühendsten Herzensneigung geworden waren. Andererseits muthete man ihm zu, diesen köstlichen Besitz durch eine Verzichtleistung auf die Länder zu erkaufen, welche er von seinem Vater ererbt hatte, die seinem Hause seit Jahrhunderten in Treue anhänglich gewesen, und die er nun hingeben sollte für ein italienisches Fürstenthum, in welchem er selbst wie seine Familie völlig unbekannt waren und von dem er befürchten mußte, daß er sich immerdar fremd in demselben fühlen werde.

In Wien war man natürlich beeifert, den Herzog zur Abtretung zu vermögen und man suchte seine Bedenken durch eine lockende Schilderung der glänzenden Zukunft, welche seiner harrte, zu beschwichtigen. Auch an drängenden, ja selbst an drohenden Worten fehlte es nicht, wie sich denn der Staatssecretär Bartenstein von seiner bekannten Heftigkeit so weit fortreißen ließ, daß er dem Herzoge gegenüber mit der barschen Erklärung herausfuhr: „keine Abtretung, „keine Erzherzogin“ [27]).

Durch diese kategorischen Worte bezeichnete Bartenstein in charakteristischer Weise jenes unwiderstehliche Mittel, welches der Kaiserhof in Händen hatte, um den Herzog von Lothringen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Um sich dessen jedoch ihm gegenüber in loyaler Weise zu bedienen, ließ sich der Kaiser bereit finden, an die Vollziehung der Vermählung seiner Tochter mit dem Herzoge Franz zu schreiten, auch noch bevor sich derselbe zur Abtretung seiner Länder an Frankreich in der geforderten Weise verpflichtet hatte.

Karl VI. wurde ohne Zweifel zu diesem Schritte nicht zum geringsten Theile durch die Rücksicht auf die Wünsche der Erzherzogin selbst, welche er über Alles liebte, bestimmt. Immer unverkennbarer war ihre Neigung zu dem jungen und schönen Manne hervorgetreten, welcher seit Jahren am Hofe ihres Vaters und in häufigster Begeg-

nung mit ihr selbst lebte, der durch sein einnehmendes Wesen Alles bezauberte und mit dem sie sich längst schon gewöhnt hatte, ihre eigene Zukunft in die innigste Verbindung zu bringen. Daß sie, nachdem ihre Gedanken einmal diese Richtung genommen, sich denselben mit aller Wärme jugendlichen Gefühles hingab, ist bei dem lebhaften und entschiedenen Charakter, welchen sie schon damals zeigte, leicht erklärbar. „Trotz ihrer starken Seele", schreibt der englische Gesandte Robinson von der Erzherzogin Therese [28]), „hegt sie eine zärtliche Liebe „zu dem Herzoge von Lothringen. Des Nachts sieht sie ihn im Traume, „und am Tage unterhält sie ihre Hofdame nur von ihm, so daß es „nicht wahrscheinlich ist, daß sie den Mann jemals vergessen wird, den „sie für sich geboren glaubt. Und nie wird sie Denjenigen vergeben, „welche sie in die Gefahr brachten, ihn zu verlieren."

Während er in solcher Weise die Neigung der Erzherzogin zu Franz von Lothringen schildert, bringt derselbe Gewährsmann noch einige Züge zur Bezeichnung der Art und Weise bei, in welcher die Prinzessin sich entwickelt hatte. Er erwähnt der Festigkeit ihres Charakters, der Schärfe ihres Urtheils und des regen Antheils, den sie den öffentlichen Angelegenheiten widmete. „Sie bewundert die Tugen„den des Kaisers", sagt Robinson von ihr, „aber sie tadelt sein Be„nehmen und sieht ihn fast nur als Verwalter der Länder an, welche „sie dereinst besitzen wird". Und ein anderer nicht weniger glaubwürdiger Berichterstatter, der venetianische Botschafter Foscarini versichert, die Erzherzogin Therese sei mit einer so außerordentlichen Begabung des Geistes und des Gemüthes ausgestattet, daß man sie als Erbin der Länder des Hauses Oesterreich berufen würde, wenn hiezu unter allen Frauen der Welt die Wahl freistünde. Auf ihre äußere Erscheinung übergehend, schildert er dieselbe als höchst einnehmend, jedoch mehr von großer Anmuth als von vollendeter Schönheit. Insbesondere betont er ein gewisses ernstes und besonnenes Wesen, welches ihr eigen sei, und mit dem sie in taktvollster Weise alle die Pflichten zu erfüllen und alle die Rücksichten zu beobachten verstehe, die ihre eigenthümliche Stellung ihr auferlege. Ihren größten Vorzug aber sieht er in der Großartigkeit ihrer Anschauungen, welche, in Verbindung gebracht mit einer gewissen Männlichkeit des Geistes, sie ganz

vorzüglich zur Leitung der Staatsangelegenheiten eignen werde. „Schon „jetzt zeigt sie", sagt auch Foscarini von ihr, „ein gewisses Vorgefühl „ihrer zukünftigen Stellung, und daß wenn sie einmal in deren Be„sitze sein wird, Diejenigen, welche sie als Rathgeber an ihre Seite „beruft, nichts weniger als einen entscheidenden Einfluß auf sie aus„üben werden" 29).

Dieß ist das Urtheil, das man in dem Augenblicke über die Erzherzogin Maria Theresia fällte, in welchem es endlich Ernst werden sollte mit der Verwirklichung eines Heirathsprojektes, das so lange Zeit zur Reife gebraucht hatte und fast noch im Augenblicke seiner Verwirklichung gescheitert wäre. Vor mehr als zwölf Jahren war der junge Herzog von Lothringen zuerst am Kaiserhofe erschienen; die ganze Zeit hindurch hatte er bald unter günstigen, bald unter trüben Aussichten doch immer das gleiche Ziel unverrückt im Auge behalten. Endlich sollte ihm, kurz nachdem fast Alles verloren geglaubt war, der herrliche Preis wirklich zu Theil werden, nach welchem er so lange Zeit in ausdauernder Treue gestrebt hatte. Alle Hindernisse waren beseitigt, alle Förmlichkeiten geregelt und am 31. Jänner 1736 erfolgte die feierliche Werbung des Herzogs um die Hand der Prinzessin. Tags darauf unterzeichnete Maria Theresia die Urkunde, durch welche sie die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion gelobte, und auf ihr Nachfolgerecht in den österreichischen Staaten für den Fall verzichtete, daß der Kaiser noch einen männlichen Erben erhalten sollte. Hierauf entfernte sich der Herzog, denn so wollte es die Etiquette, nach Preßburg, um erst am Hochzeitstage selbst wieder am Kaiserhofe zu erscheinen.

Die Briefe, welche während dieser Zeit mit Erlaubnis des Kaisers zwischen dem Brautpaare gewechselt wurden, sind zwar von einer fast naiven Einfachheit; dennoch liefern sie den sprechendsten Beweis der lebhaften Neigung, welche Beide beseelte. Sie hoffe, schreibt die Erzherzogin ihrem Bräutigam, daß dieß die letzte Reise sei, welche er ohne sie unternehmen werde. Er aber versichert sie, daß ihm nur die zuversichtliche Erwartung, sie binnen wenig Tagen vor dem Traualtare wieder zu sehen, Trost zu gewähren vermöge in der bitteren Nothwendigkeit, sich von ihr trennen zu müssen 30).

Die Art von Verbannung, welche dem Herzoge auferlegt worden, war nur von kürzester Dauer. Schon am 12. Februar 1736 durfte Franz von Lothringen sich wieder in Wien einfinden, denn an diesem Tage fand seine Vermählung mit der Erzherzogin Maria Theresia statt. Durch den päpstlichen Nuntius Domenico Passionei wurde die Trauung in der Hofkirche bei den Augustinern vollzogen. Noch in demselben Monate verfügten sich die Neuvermählten, einer frommen Sitte ihres Hauses folgend, nach Maria-Zell, um den Schutz der Himmelskönigin für ihre Verbindung anzuflehen.

Zweites Capitel.

Während der Tage, welche der Vermählung unmittelbar vorhergingen und auf dieselbe folgten, war die Frage der Abtretung von Lothringen und Bar einen Augenblick zurückgedrängt worden, jedoch nur um bald darauf in neuer, noch verletzenderer Weise in den Vordergrund zu treten. Denn die Verabredung, daß Lothringen dem Herzoge Franz so lang verbleiben sollte, bis er in den Besitz Toscana's gelangt wäre, hatte in Frankreich so lebhafte Mißbilligung erfahren, daß der damalige Leiter der französischen Politik, Cardinal Fleury es nicht wagte, auf der Durchführung dieser Bestimmung zu verharren. Er verlangte vielmehr jetzt auch Lothringens allsogleiche Abtretung. An diese Bedingung knüpfte er die Ratification des Friedens überhaupt, und der Wiener Hof, sich außer Stande fühlend, den Krieg von neuem zu beginnen, und wohl einsehend, daß ihn eine Fortsetzung desselben nur in eine weit schlimmere Lage versetzen müsse, drang nun mit noch entschiedenerem Nachdrucke in den Herzog, sich auch hinsichtlich Lothringens nicht nur zur Abtretung überhaupt, sondern zu deren unverweilter Vollziehung zu verstehen.

Wieder war es Bartenstein, welcher auch jetzt dem Herzoge Franz und dessen lothringischen Räthen gegenüber als Wortführer der kaiserlichen Regierung auftrat. Die Forderung Frankreichs müsse erfüllt werden, so erklärte er unumwunden, denn dem Kaiser ständen keine Hülfsquellen mehr zu Gebote zur Fortsetzung des Krieges. Ganz Italien würde er verlieren, ja vielleicht durch den Kurfürsten von Baiern, den kaum etwas abhalten könnte, Frankreichs Partei offen zu

ergreifen, aus Wien selbst vertrieben werden. An dem Starrsinne des Herzogs werde das Haus Oesterreich zu Grunde gehen, während es doch dazu bestimmt sei, mit dem von Lothringen künftighin nur mehr eine und dieselbe Familie zu bilden [1]).

Solchen Vorstellungen gegenüber ließ es die Partei, welche die Abtretung Lothringens bekämpfte und sie als ein Unglück für das herzogliche Haus wie als eine Schmach für dasselbe darstellte, nicht an eben so lebhaften Bemühungen fehlen. Ja sie suchte den Nachtheil, in welchen sie das Verweilen des Herzogs am Wiener Hofe und die unmittelbare Einwirkung seiner dortigen Umgebung versetzte, durch eine um so größere Heftigkeit auszugleichen, mit der sie in ihn drang, nicht in dasjenige zu willigen, was sie als das Verderben seines Hauses, als den empfindlichsten Schaden für die Herzogthümer selbst ansah. In den Briefen, welche die verwitwete Herzogin von Lothringen, Elisabeth Charlotte von Orleans, an ihren Sohn schreibt, findet diese Anschauung den ungeschminktesten Ausdruck. Sie entwickelt dabei eine Energie, die man der sonst so sanften und in ihr Schicksal ergebenen Frau gar nicht hätte zutrauen sollen, und welche einigermaßen an die rauhe Willenskraft ihrer Mutter, jener pfälzischen Prinzessin erinnert, die am Hofe Ludwigs XIV. und ihres Sohnes, des Regenten von Frankreich, eine so eigenthümliche Stellung einnahm. In Worten, aus denen ihr gekränkter Stolz und ihre warme Ueberzeugung klar ersichtlich werden, beschwört die Herzogin Witwe ihren Sohn, nicht in die Abtretung zu willigen, welche man ihm zuzumuthen wage. Nirgends werde er, so versichert sie ihn, Unterthanen finden, die ihm gleiche Treue erzeigen würden, wie die Lothringer sie seinem Hause seit sieben Jahrhunderten unerschütterlich bewiesen hätten. Alle Vorzüge, die mit dem Besitze Lothringens verbunden seien, und alle Nachtheile, welche ein Aufgeben dieses Landes herbeiführen müsse, werden zu oft wiederholten Malen von ihr aufgezählt und in drastischer Weise ausgemalt. Ja sie behauptet, daß man gar nicht im Ernste daran denke, dem Herzoge Franz Toscana zuzuwenden, auf welches Land die Königin von Spanien ihre Rechte niemals aufgeben und sie jederzeit zu Gunsten eines ihrer Söhne geltend machen werde. Ein länderloser Fürst zu sein, das sei ihm

beschieden, von der Gnade des Hauses Oesterreich abhängig, und wenn etwa seine Gemahlin vor ihm und ohne Hinterlassung von Kindern sterben sollte, so werde er auch in Oesterreich keine seines hohen Ranges würdige Stellung einnehmen können. Ja wenn es selbst nicht so weit kommen und ihm Toscana wirklich zufallen sollte, so sei doch dessen Besitz in keiner Weise mit dem von Lothringen zu vergleichen. In Toscana sei der Großherzog bei der Ausübung der Regierung an die Zustimmung des Adels und der Stände gebunden, also von seinen Unterthanen abhängig, während der jedesmalige Herzog von Lothringen Keinem zu gehorchen habe als seinem eigenen Willen. Der Großherzog von Toscana trage sein Land vom Reich zu Lehen, während der Herzog von Lothringen Niemand für dasselbe verpflichtet sei als Gott allein. Lothringen für Toscana vertauschen, heiße sich selbst und seinem ganzen Hause den Todesstoß versetzen [2]).

Sollte ihr Sohn jedoch, so fährt die Herzogin in ihren Vorstellungen fort, wirklich so verblendet sein, hinsichtlich seiner selbst einen so verderblichen Entschluß zu fassen, so sei er zwar Herr und Meister seiner eigenen Handlungen, über das Erbrecht seines jüngeren Bruders aber dürfe und könne er nicht verfügen. Sie verweigert daher auch ihre Einwilligung zur Reise des Prinzen Karl nach Wien, um der Hochzeit seines Bruders beizuwohnen, denn sie erblickt in diesem Vorschlage, so erklärt sie offen, nur einen Kunstgriff Sinzendorff's, um beide Brüder zugleich zur Unterzeichnung der Abtretungsurkunde zu bewegen [3]). Und als ihr Sohn Franz sie des Gegentheils versichert und sich dafür verbürgt, daß Niemand versuchen werde, seinen Bruder zu einem solchen Schrittte zu zwingen, da erhebt sie zwar nicht länger Einsprache gegen des Prinzen Karl Abreise nach Wien; sie versieht ihn aber mit zwei von ihr selbst verfaßten ausführlichen Denkschriften, in welchen alle Gründe gegen die Abtretung Lothringens nicht nur von dem Standpunkte, auf welchen das herzogliche Haus sich zu stellen habe, sondern auch von dem des Kaisers und des deutschen Reiches in ausführlicher Weise dargelegt sind. Nicht allein seinem Bruder, sondern womöglich dem Kaiser selbst solle Prinz Karl in diesem Sinne mit Nachdruck und Entschiedenheit sprechen; den Mitgliedern des lothringischen Adels, welche sich zur Vermäh-

lung ihres Herzogs nach Wien begaben, wurde der gleiche Auftrag ertheilt.

Durch die Art und Weise, in welcher Prinz Karl sich desselben entledigte, rechtfertigte er das Vertrauen seiner Mutter. Zu Wien eingetroffen, rief er seinem Bruder die Haltung in's Gedächtniß zurück, welche von dessen Vorfahren Karl IV. und Karl V. von Lothringen der Begehrlichkeit Frankreichs nach dem Besitze Lothringens entgegengesetzt worden war. Er zeigte ihm den Entwurf eines Briefes, den ihr Vater, Herzog Leopold, bei einem ähnlichen Anlasse an Ludwig XIV. gerichtet hatte; er erklärte ihm, daß er unter keiner Bedingung der Abtretung beistimmen, und daß er niemals ein Volk verläugnen werde, welches seinen Herrschern immerdar treu gewesen sei.

Zwischen zwei sich geradezu widersprechenden Begehren, welche mit gleicher Heftigkeit auf ihn einstürmten, befand sich Herzog Franz in der peinlichsten Bedrängniß. Er für seine Person hatte gleich Anfangs die Lage der Dinge so beurtheilt, wie sie wirklich war. Ueber die Größe des Opfers, das man ihm zumuthete, keinen Augenblick sich täuschend, hatte er doch auch begriffen, daß bei der außerordentlichen Ueberlegenheit der Gegner es für den Kaiser und ihn selbst nichts Gefährlicheres geben könne, als die Fortsetzung des Krieges [4]). Doch konnte er, von dem natürlichen Gefühle der Liebe zur Heimath zurückgehalten, lange Zeit hindurch zu keinem entscheidenden Schritte kommen. Ja fast schien es einen Augenblick, als ob die Anhänglichkeit an das Land seiner Väter jede andere Rücksicht überwiegen sollte. Endlich gelang es, ihn zu einem dem Begehren der kaiserlichen Regierung entsprechenden Entschlusse zu vermögen. Der Einfluß seiner Gemahlin mag hiezu nicht weniger beigetragen haben als die persönliche Ueberzeugung von der unermeßlichen Verlegenheit, in welche eine längere Weigerung den Kaiser versetzen würde, und die Gewißheit, daß es ihm allein doch niemals gelingen könne, Lothringen den Franzosen wieder zu entreißen. Am 11. April 1736, nachdem er, wie der französische Geschäftsträger Du Theil versichert [5]), dreimal die Feder ergriffen und sie dreimal wieder von sich geworfen hatte, unterzeichnete endlich der Herzog die Urkunde, welche die Abtretung seines Stammlandes an Frankreich vollzog. Er that dieß jedoch erst dann, nachdem

die Könige von Spanien und Neapel auf jedes Anrecht an Toscana feierlich verzichtet und die spanischen Truppen das Land verlassen hatten, welches nun von kaiserlichen Regimentern unter General Wachtendonk besetzt wurde [6]).

Obwohl sie längst auf einen solchen Ausgang vorbereitet sein konnte, so erfüllte dieser Schritt ihres Sohnes die verwitwete Herzogin doch mit der größten Erbitterung. Er sei kein Souverain mehr und er habe sich selbst dieser Würde begeben, antwortete sie ihm auf die Vorschläge, welche er ihr in Bezug auf ihren künftigen Aufenthaltsort und ihre sonstige Stellung machte. Sie könne daher auch in keiner Weise gehalten sein, ihren Willen nach dem seinigen zu richten. Er möge sie immerhin des Gegentheils versichern; die Thatsachen zeigten es klar, daß er weder sie, noch sein Haus, noch sein Land jemals geliebt habe. Sie aber sei dem Letzteren nur um so anhänglicher, und werde dasselbe niemals verlassen; am allerwenigsten, um sich nach einem der Erbländer des Kaisers zu begeben, welcher an ihrem Unglücke Schuld sei, weil er den Worten seiner von Frankreich erkauften Minister mehr Gewicht beilege als seinem eigenen Interesse. Eher als auf österreichisches Gebiet — man hatte ihr Brüssel als Wohnort vorgeschlagen — werde sie sich mit ihren Töchtern nach Frankreich begeben, wo sie als Mitglied der königlichen Familie besseren Schutz genießen würde als in den Ländern eines Monarchen, der einem fremden Staate zu Gefallen seinen eigenen Schwiegersohn seiner Erblande beraubt habe [7]).

Wie dieß jedoch bei Müttern zumeist der Fall ist, so begann auch nach und nach der Groll sich zu legen, den die Herzogin Witwe gegen ihren Sohn empfand und in so unumwundener Weise aussprach. Die wahrhaft kindliche Haltung, welche der Herzog ihr gegenüber fortwährend beobachtete und in der ihn auch ihre bittersten Vorwürfe nicht wankend machten, seine thätige Sorgfalt, ihr das Verbleiben in Lothringen zu sichern und ihre dortige Stellung möglichst angenehm zu gestalten, der rege Eifer, mit welchem er es sich angelegen sein ließ, die damals in Vorschlag gebrachte Vermählung seiner älteren Schwester mit dem Könige Karl Emanuel III. von Sardinien zu Stande zu bringen, der günstige Erfolg dieser Verhandlungen, und

wohl nicht zum geringsten Theile die ehrerbietige Aufmerksamkeit, mit welcher ihre Schwiegertochter, die Erzherzogin Therese sie behandelte[8]), dieß Alles diente dazu, das Gemüth der Mutter zu besänftigen und nach und nach das gute Einvernehmen mit ihrem Sohne wieder herzustellen, welches von nun an bis zu ihrem Tode nicht mehr getrübt ward.

Um den Herzog von Lothringen wenigstens einigermaßen für das außerordentliche Opfer zu entschädigen, das er durch die Abtretung seiner Erblande gebracht hatte, schloß der Kaiser mit ihm am 4. Mai 1736 einen geheimen Vertrag, in dem er sich bereit erklärte, ihn zum Generalgouverneur der österreichischen Niederlande zu ernennen und ihn in dieser Stellung wenigstens bis zu dem Augenblicke zu belassen, in welchem er in den ihm zugesicherten Besitz des Großherzogthums Toscana auch thatsächlich gelangt sein würde[9]). Die bisherige Statthalterin, Erzherzogin Elisabeth, des Kaisers älteste Schwester, sollte unter dem Vorwande leidender Gesundheit zurücktreten und dem Herzoge von Lothringen den Platz räumen. Ganz nach eigenem Ermessen hätte er das Land zu regieren, dessen Einkünfte nur ihm und seiner Gemahlin zu Gute kommen sollten, indem der Kaiser sich nichts als das Recht der Souverainetät über die Niederlande vorbehielt.

Gleichzeitig mit dem eigenhändigen Briefe[10]), in welchem Karl VI. den mit seinem Schwiegersohne abgeschlossenen Vertrag in solcher Weise erläuterte, richtete er ein zweites Schreiben an ihn, das die bestimmte Zusage enthielt, die Hand der Erzherzogin Marianne keinem anderen Bewerber als dem Prinzen Karl von Lothringen zu Theil werden zu lassen[11]).

Es kam niemals so weit, daß der Herzog sein neues Amt auch wirklich übernahm. Die Vorbereitungen dazu waren in Wien so langsam getroffen worden, daß das kaiserliche Patent, welches den Herzog Franz zum Generalgouverneur der Niederlande ernennt, erst mehr als ein Jahr nach Abschluß jenes Vertrages, am 8. Juni 1737 ausgefertigt wurde. Damals waren jedoch wieder neue Ereignisse eingetreten, welche die Reise des Herzogs von Lothringen und seiner Gemahlin nach Brüssel unthunlich erscheinen ließen.

Der Tractat, durch den der Kurfürst von Sachsen dem Kaiser die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion versprach, hatte gegen Frankreich, Spanien und Sardinien einen Krieg veranlaßt, dessen Beendigung Karl VI. und sein Schwiegersohn mit den schon erwähnten empfindlichen Opfern erkaufen mußten. Der im Jahre 1726 zu gleichem Ende mit Rußland abgeschlossene Vertrag verwickelte das Haus Oesterreich in einen Kampf mit der Pforte, welcher ebenfalls die übelsten Folgen nach sich zog.

Kaiser Karl VI. und die Czarin Katharina I. hatten sich in jenem Bündnisse den gegenseitigen Besitz ihrer Länder garantirt und für den Fall, daß einer der beiden Staaten von irgend einem Feinde angegriffen werden sollte, ein Hülfscorps von dreißig tausend Mann, ja nach der Beschaffenheit der Sache die Betheiligung am Kampfe selbst mit einer noch größeren Anzahl von Streitkräften zugesagt.

Als Karl VI. von Frankreich, Spanien und Sardinien gleichzeitig mit Krieg überzogen worden, da war der Augenblick gekommen, in welchem das Bündniß mit Rußland hätte zur Ausführung gelangen und dem Kaiser die zugesicherte Hülfeleistung zu Theil werden sollen. Allein der Feldzug des Jahres 1734 ging vorüber, ohne daß solches geschah, und erst zu Ende August 1735 erschien ein russisches Corps, von Lascy geführt, am Rhein, um unter Eugens Oberbefehl gegen die Franzosen zu kämpfen. Aber auch diese Streitmacht war nur ungefähr ein Dritttheil so stark, als der Wortlaut der Allianz von 1726 es erforderte.

In einer so wenig pünktlichen Erfüllung der Vertragsbestimmungen von Seite Rußlands hätte der Kaiser genügenden Anlaß zu finden vermocht, mit gleicher Lässigkeit vorzugehen, als die Czarin Anna, durch die steten Uebergriffe der Türken und Tartaren an der Südgrenze ihres Reiches gereizt, die Pforte mit Krieg überzog. Ja es war, da Rußland als Angreifer auftrat, die Verpflichtung zur Hülfeleistung für den Kaiser eigentlich gar nicht vorhanden. Daß er sich dennoch zu derselben entschloß, dazu wurde er hauptsächlich durch die Befürchtung vermocht, Rußland werde, jetzt von ihm im Stiche gelassen, bei erster Gelegenheit und gewiß in dem Augenblicke Gleiches mit Gleichem vergelten, in welchem es darauf ankommen werde, die

pragmatische Sanktion in Kraft treten zu lassen und das Erbrecht der Erzherzogin Therese in den Ländern des Hauses Oesterreich nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen.

Wohl mag auch noch eine andere Betrachtung den Kaiser bestimmt haben, sich eher zu einer Kriegserklärung an die Pforte zu entschließen, als es bei seiner Liebe zum Frieden sonst geschehen sein dürfte. Die Erinnerung an Eugen's glänzende Feldzüge, welche dem Hause Oesterreich die beiden wichtigen Festungen Temeswar und Belgrad sammt weit ausgedehnten Gebietsstrecken gewonnen hatten, mochten in der Seele des Kaisers die Aussicht auf ähnliche Erfolge und die Hoffnung geweckt haben, die im letzten Kriege erlittenen Verluste in solcher Weise wenigstens einiger Maßen wieder gut zu machen. Daß dieser Gedanke nicht ohne Einfluß war auf die Entschlüsse des Kaisers, wird wohl dadurch am klarsten bewiesen, daß der Wiener Hof, nachdem seine Bemühungen, eine Aussöhnung zwischen Rußland und der Pforte herbeizuführen, fruchtlos geblieben waren, nicht nur mit dem vertragsmäßigen Hülfskorps von dreißig tausend Mann, sondern mit einem ganzen Heere eintrat in den Kampf. Der Krieg solle, so wurde beabsichtigt, mit solcher Kraft geführt werden, daß er schon nach einem, spätestens nach zwei Feldzügen zu Ende sein müsse. Wohl seien die Finanzen erschöpft, aber eine kurze, wenn gleich gewaltige Anstrengung werde geringere Opfer auferlegen als ein Kampf, der sich auf Jahre hinaus fortspinnen könnte [12]).

Bei solcher Absicht war die Wahl des Oberbefehlshabers natürlich von entscheidendem Gewichte. Sie fiel auf den Feldmarschall Grafen von Seckendorff, welcher längst als einer der kenntnißreichsten Generale des kaiserlichen Heeres galt, als solcher bei Eugen in hoher Gunst gestanden war und sich derselben auch durch seine ausgezeichneten Dienste in des Prinzen letztem Feldzuge würdig gezeigt hatte. Die Feldmarschälle Graf Philippi und Graf Khevenhüller, der Feldzeugmeister Freiherr von Schmettau und der General der Cavallerie Graf Wurmbrand befehligten unter Seckendorff; der Prinz von Sachsen-Hildburgshausen, einer derjenigen, welche am meisten auf den Krieg gegen die Pforte gedrungen hatten, und Graf Wallis führten abgesonderte Corps; der Erste gegen Bosnien, der Zweite gegen die

Walachei; Herzog Franz von Lothringen aber und dessen Bruder Karl schlossen sich als Freiwillige dem Hauptheere an[13]).

Ob und in welchem Sinne der Herzog und dessen Gemahlin auf den Entschluß des Kaisers, der Pforte den Krieg zu erklären, Einfluß genommen haben, ist bis jetzt unbekannt geblieben. Bei der Entfernung jedoch, in welcher Franz von Lothringen damals von den Staatsgeschäften gehalten wurde, scheint es nicht als ob seine Meinung irgendwie in die Wagschale gefallen wäre. Nur das ist gewiß, daß der Kaiser, von seinen Ministern darin bestärkt, seine Zustimmung zur Theilnahme des Herzogs am Feldzuge lange nicht ertheilen wollte. Die Besorgniß, daß ihm, sei es durch die Waffen der Feinde, oder was noch wahrscheinlicher, durch Krankheit oder sonst einen unglücklichen Zufall irgend ein Unheil begegnen könnte, machte den Kaiser ängstlich, und dieß um so mehr, als die Ehe des Herzogs bis jetzt nur mit einer Tochter, der Erzherzogin Maria Elisabeth gesegnet war. Bei dem Mangel an männlicher Nachkommenschaft wäre das Kaiserhaus im Falle des Todes des Herzogs von Lothringen neuerdings und in noch höherem Maße jener Verkettung widriger Umstände preisgegeben worden, denen man durch die Vermählung der Erzherzogin Therese glücklich entgangen zu sein glaubte.

Diese Rücksichten, so wichtig sie auch sein mochten, konnten jedoch den Herzog nicht bewegen, einem Entschlusse zu entsagen, dessen Verwirklichung er in seinem eigenen Interesse wie in demjenigen seines Hauses für geboten ansah. Er fühlte die Nothwendigkeit, es immer mehr vergessen zu machen, daß er eigentlich ein Fremder in Oesterreich sei, und er begriff, daß das sicherste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes darin liege, künftighin in Freude und in Leid die Schicksale jenes Reiches zu theilen, welches er zu seinem zweiten Vaterlande gewählt hatte. Mit seiner eigenen Person einzustehen für das Heil desselben, war ihm eine unabweisbare Pflicht, und er durfte hoffen, bei einem günstigen Ausgange des Feldzuges, worauf man ja mit Zuversicht rechnete, Antheil zu erhalten an der Popularität, welche den aus einem glücklichen Kriege Zurückkehrenden immer zu Theil wird. Dann werde er endlich, so meinte er wohl auch, in die Stellung

gelangen, die er im Schoße der Regierung einzunehmen sich berechtigt glaubte, welche er sich jedoch noch immer vorenthalten sah.

Anfangs schien es als ob alle diese Erwartungen in der That auch in Erfüllung gehen sollten. Nachdem das Heer sich um Belgrad versammelt hatte und die Truppen, wie der Herzog von Lothringen versichert, in weit besserem Zustande befunden worden waren als man in Wien es vermuthete[14]), wurde der Marsch gegen Jagodina und Nissa angetreten. Die Leitung der militärischen Operationen einzig und allein dem Feldmarschall Seckendorff anheimstellend, beschränkte sich Herzog Franz hauptsächlich darauf, die Einigkeit des Oberbefehlshabers mit seinen dem militärischen Range nach ihm gleich oder doch nahe stehenden Untergebenen aufrecht zu erhalten[15]). Er kam damit nur dem innigsten, ihm wiederholt an das Herz gelegten Wunsche des Kaisers nach, und es ist unwahr daß er, durch die Derbheit verletzt, mit der es ihm Seckendorff einmal verwies, als er sich mit seinem Bruder Karl, der Jagd nachgehend, in den dichten Wäldern zwischen Belgrad und Jagodina verirrt hatte, von nun an wider Seckendorff Partei genommen und denselben in den Augen des Kaisers herabzusetzen gesucht habe. Noch längere Zeit nachher schilderte der Herzog mit Wärme Seckendorffs rastlose Bemühungen, die Ordnung bei dem Heere aufrecht zu erhalten, und seine rege Sorgfalt für das Wohl der Truppen, wodurch er sich bei denselben große Beliebtheit erworben habe[16]).

Mit der Einnahme von Nissa, das fast ohne Widerstand zu leisten den Kaiserlichen die Thore öffnete, schien der Erfolg des Feldzuges gesichert. Aber von dem Augenblicke an, in welchem man Alles gewonnen glaubte, reichte ein Unglücksfall, ein Mißgriff dem andern die Hand. Khevenhüllers Unternehmung gegen Widdin scheiterte, und Seckendorff selbst war durch die empfindlichen Schlappen, die der Prinz von Sachsen-Hildburgshausen in Bosnien erlitt, gezwungen, sich dorthin zu wenden. General Doxat, welcher mit genügender Besatzung in Nissa zurückgelassen worden war, ergab sich bei dem bloßen Erscheinen einer türkischen Streitmacht. Auf allen Punkten sahen sich die kaiserlichen Truppen in Nachtheil versetzt und man mußte froh sein, dieselben, zwar durch die erduldeten Anstrengungen und Ent-

behrungen sowie durch Krankheiten aller Art in den bedauerlichsten Zustand gebracht, am Ende des Feldzuges doch wenigstens auf kaiserlichem Gebiete in Sicherheit zu sehen.

Herzog Franz von Lothringen hatte all diesen traurigen Ereignissen nicht mehr persönlich beigewohnt. Nachdem er sich der Ueberzeugung nicht länger verschließen konnte, für dieß Jahr sei kein erwähnenswerther Erfolg mehr zu erwarten, war er schon in den letzten Tagen des Monats August vom Heere geschieden und nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Hier traf er Alles in größter Spannung auf den Ausgang des Feldzuges. Sie verwandelte sich, nachdem derselbe so unglücklich geendet hatte, in Betrübniß und in Erbitterung, welch letztere sich insbesondere wider denjenigen kehrte, welchem ja auch im Falle eines günstigeren Resultates das Hauptverdienst davon zugeschrieben worden wäre. Es war dieß der Obercommandant Graf Seckendorff, gegen den nun eine Reihe der schwersten Beschuldigungen vorgebracht wurde. Nicht nur die Art und Weise, in welcher er die Operationen geleitet hatte, insbesondere aber die allzugroße Zertheilung des Heeres in einzelne Corps erfuhr den bittersten Tadel, sondern man klagte ihn an, die Proviantlieferungen zur Armee zu seiner eigenen Bereicherung benützt zu haben. Ja man ging soweit, von einem Einverständniß Seckendorff's mit den Türken zu sprechen, und es gab Viele, welche behaupteten, das Unglück, von welchem das Haus Oesterreich heimgesucht worden, sei eine gerechte Strafe dafür, daß der Kaiser in einem Kampfe gegen die Ungläubigen einen Protestanten an die Spitze seines Heeres gestellt habe[18]).

Dieser letztere Umstand trägt Schuld daran, daß der Wiener Hof, weil er Seckendorff nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge zur Verantwortung zog und ihm bis zur Beendigung der Untersuchung in seiner eigenen Wohnung Hausarrest auferlegte, eines barbarischen Verfahrens gegen einen alten und verdienten Kriegsmann angeklagt wurde. Hätte man das Gegentheil gethan und Seckendorff frei ausgehen lassen, so würde mit eben so großer Heftigkeit die Beschuldigung erhoben worden sein, einem einer hochadeligen Familie angehörigen General sei Alles erlaubt, und man hüte sich, ihm auch über die unheilvollsten Ereignisse Rechenschaft abzuverlangen. Also nicht in der

Art und Weise, wie er gegen Seckendorff vorging, sondern nur darin fehlte der Kaiser, daß er das gleiche Verfahren nicht auch gegen den Prinzen von Sachsen-Hildburgshausen beobachtete. Aber man glaubte in ihm den deutschen Reichsfürsten schonen zu müssen, und es zeigte sich wieder einmal klar, wie Unrecht man daran thut, die wichtigsten Posten Männern anzuvertrauen, welche man dann aus anderen Rücksichten nicht zur Verantwortung zu ziehen vermag.

So wenig als der Herzog von Lothringen gerade zu den Gegnern Seckendorff's, so wenig hatte er doch auch jemals zu seinen besonderen Gönnern gehört. Daß dieß nicht der Fall gewesen, kam ihm jetzt zu Statten, und es legte auch Demjenigen größere Zurückhaltung auf, welcher bisher am meisten dawider gearbeitet hatte, daß dem Herzoge am Hofe eine einflußreichere Stellung zu Theil werde. Bartenstein scheint vielmehr von nun an sein mächtiges Fürwort zu Gunsten des Herzogs eingelegt zu haben. Auf eine um jene Zeit eingetretene Sinnesänderung des einflußreichen Günstlings deutet wenigstens der Umstand, daß sich noch vom Lager zu Nissa aus Franz von Lothringen in einem eigenhändigen Schreiben an seinen früheren Gegner wandte. Das Gerücht, er solle sich mit seiner Gemahlin nach Toscana begeben müssen, erfüllte ihn, so schrieb er an Bartenstein[19]), mit schmerzlichem Erstaunen. Eine solche Reise, ein längerer Aufenthalt in jenem Lande seien unvereinbar mit seinem sehnlichsten Wunsche, in die Staatsgeschäfte eingeweiht und dadurch dem Kaiser nützlich zu werden, welcher ja Niemand besitze, der ihm und seinem Hause mit treuerer Anhänglichkeit ergeben sei. Er bat ihn dringend, den „boshaften Streich“ abzuwehren, den man ihm durch seine Entfernung von der Person des Kaisers zu versetzen suche. Den Eintritt in die geheime Conferenz bezeichnete er als das Ziel seiner Wünsche, und Bartenstein scheint in der That zur Erreichung desselben mitgewirkt zu haben. Wenigstens wurde in kurzer Zeit das Ergebniß der hierauf gerichteten Bestrebungen sichtbar. Im Dezember 1737 erklärte Karl VI. seinen Willen, daß die Sitzungen der geheimen Conferenz, zu welcher bis dahin der Herzog von Lothringen nicht gezogen worden war, künftighin, wenn ihnen nicht der Kaiser selbst präsidirte, in der Wohnung des Herzogs und unter dessen Vorsitze ganz in der Weise gehalten werden sollten, wie

dieß früher bei dem Prinzen Eugen der Fall war[20]). Gleichzeitig gab Karl seinen Entschluß kund, dem Herzoge von Lothringen den Oberbefehl im bevorstehenden Feldzuge gegen die Türken zu übertragen, und er ernannte ihn[21]), der schon im Sommer dieses Jahres die Stelle eines Reichsfeldmarschalls erhalten hatte, zum Generallieutenant, d. i. zum Generalissimus des gesammten kaiserlichen Heeres[22]).

So sah sich der Herzog, welcher so lange von den Geschäften fern gehalten worden war, plötzlich mitten in dieselben versetzt, ja gewissermaßen zu ihrer Leitung berufen. Mit freudigem Eifer widmete er sich den Pflichten seiner neuen Stellung[23]), und es fehlt sogar nicht an Klagen seiner lothringischen Rathgeber, daß er über der Besorgung der Angelegenheiten des Kaisers seine eigenen vernachlässige. Natürlicher Weise waren es vor Allem die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges, welche den Herzog um so mehr in Anspruch nahmen, als er selbst zum Oberbefehlshaber ernannt war. Er glaubte darauf hoffen zu dürfen, durch einen glücklichen Feldzug die Schlappe, welche das kaiserliche Heer im vergangenen Jahre erlitten hatte, wieder gut zu machen, und durch die Erwerbung kriegerischen Ruhmes seine eigene Stellung in Oesterreich immer günstiger zu gestalten.

Diese sehnlichen Wünsche des Herzogs fielen natürlich mit denjenigen zusammen, welche der Kaiser für sich selbst und sein Land wie für seinen Schwiegersohn hegte. Aber Karl VI. verhehlte es sich nicht, wie gefährlich es war, den Händen eines jungen Mannes, der niemals Gelegenheit gehabt, Proben von Feldherrntalent abzulegen, der während seines ganzen Lebens nur einem einzigen Feldzuge und noch dazu einem solchen beigewohnt hatte, bei welchem wahrhaftig wenig zu lernen war, das Schicksal eines ganzen Heeres, ja vielleicht dasjenige der Monarchie anzuvertrauen. Es galt daher, Jemand zu finden, welcher dem Herzoge beigegeben werden und ihn mit seinem Rathe unterstützen sollte. Da die Mehrzahl der kaiserlichen Generale in dem letzten Feldzuge eine wenig ehrenvolle Rolle gespielt hatte, so suchte man nach einem Manne, der an jenen Ereignissen nicht persönlich betheiligt war. Dadurch wurde aber die zu treffende Wahl eine ziemlich beschränkte, und sie fiel endlich auf den Präsidenten des Hofkriegsrathes, den Feldmarschall Grafen von Königsegg.

Dieser besaß allerdings eine der Eigenschaften, welche dem Herzoge von Lothringen abgingen: kriegerische Erfahrung in vollstem Maße. Seit mehr als vierzig Jahren stand Königsegg im kaiserlichen Dienste, und schon während des spanischen Successionskrieges hatte er sich so hervorgethan, daß Eugen ihn im Jahre 1711 unter allen Generalen als den geeignetsten bezeichnete, um dem Feldmarschall Grafen Guido Starhemberg in dem Commando über das Heer in Spanien zur Seite zu stehen. Während der darauf folgenden Friedensjahre war Königsegg zumeist in diplomatischen Geschäften, Anfangs in den Niederlanden, dann aber als des Kaisers Botschafter in Spanien gebraucht worden. Er hatte sich in solcher Stellung durch die ganz vorzügliche Befähigung, die er dazu mitbrachte, man darf sagen in ganz Europa Ehre und Ansehen erworben. Seine hohe, schlanke Gestalt, seine edlen regelmäßigen Gesichtszüge, seine geistreichen blauen Augen, sein zuvorkommendes Benehmen, seine lebhafte Redeweise, mit welcher er über die verschiedenartigsten Gegenstände klug zu sprechen wußte[24]), alle diese Eigenschaften ließen ihn als eine der einnehmendsten Persönlichkeiten erscheinen, welche dem Kaiser zu Sendungen an fremde Höfe zu Gebote standen. Seine außerordentliche Prachtliebe, seine Freigebigkeit machten ihn überall willkommen, wohin er sich begab, wenn sie auch andererseits verursachten, daß seine Missionen dem Kaiser gar zu theuer zu stehen kamen. Dennoch waren seine Rechtlichkeit, seine Uneigennützigkeit über allen Zweifel erhaben, und er wurde wegen diesen zu allen Zeiten, insbesondere aber damals so seltenen Eigenschaften gar sehr gepriesen. Sein militärischer Ruf war freilich durch die Niederlage beeinträchtigt worden, die er im Jahre 1734 bei Guastalla gegen die vereinigten Franzosen, Spanier und Piemontesen erlitt und durch welche der Rückzug des Heeres bis an die tirolische Grenze nothwendig gemacht wurde. Dieß hinderte jedoch nicht, daß Königsegg, der für einen der unterrichtetsten Generale seiner Zeit galt und sich durch seine einflußreichen Verbindungen, wie durch seine gewinnenden Manieren eine mächtige Partei am Hofe erworben hatte, nach Eugen's Tode die Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes erhielt.

Einen Fehler aber besaß Königsegg, der seine sonstigen guten Eigenschaften, wenigstens wenn es sich um die Leitung militärischer Operationen handelte, so ziemlich wieder aufwog. Freilich trat derselbe in dem Feldzuge, welchen Königsegg jetzt zu unternehmen im Begriffe war, erst recht hervor, aber auch schon während des letzten Krieges in Italien war er an ihm bemerkt und scharf getadelt worden. Es war dieß ein so großer Mangel an Entschlossenheit und Thatkraft, daß Königsegg aus zu weit getriebener Vorsicht und Bedächtigkeit fast niemals zu entscheidenden Schritten gelangte. Seine Bewegungen litten an unerträglicher Langsamkeit, und wenn die Lage, in welcher er sich befand, nur irgendwie drohend erschien, so verfiel er, wie sehr er sich auch den Anschein entschlossener Haltung zu geben bestrebte, doch allsogleich in völlige Muthlosigkeit. Der Kaiser selbst, vielleicht gerade weil er auch ein unentschiedener Charakter war, klagte über diese Eigenschaft Königsegg's oft und bitter[25]), und es mag wohl nur der Mangel an einer geeigneteren Persönlichkeit gewesen sein, welcher dessen Wahl zum Unterfeldherrn veranlaßte.

Trotz seines nicht allzu großen Vertrauens auf Königsegg glaubte Karl von dessen Unentschlossenheit doch noch weniger Uebles befürchten zu müssen, als von dem jugendlichen Ungestüm, welchen er bei seinem Schwiegersohne voraussetzte. Er verpflichtete daher den Letzteren, nicht das Geringste ohne die Zustimmung der Mehrheit des Kriegsrathes zu thun, und wenn die Stimmen getheilt wären, der Meinung des Grafen Königsegg zu folgen.

Zu derselben Zeit, in welcher die Frage über die Führung des Heeres gelöst wurde, machten die kaiserlichen Erbländer, obgleich sie durch die beträchtlichen Opfer, welche sie während der letzten Kriegsjahre gebracht hatten, fast erschöpft waren, doch mit gewohnter Hingebung die äußersten Anstrengungen, um Truppen und Geld in erforderlicher Menge aufzubringen[26]). Aber das Heer war durch die Krankheiten, die Desertionen und durch die niedergeschlagene Stimmung, in welche die Ereignisse des verflossenen Jahres es versetzt hatten, dermaßen in Verfall gerathen, daß mancher Einsichtsvolle vorhersagte, man werde zufrieden sein müssen, wenn es gelänge den gegenwärtigen Besitzstand zu behaupten. Das Verlorene wieder zu

gewinnen und neue Eroberungen zu machen, sei zwar ungemein wünschenswerth, aber darum doch durchaus nicht wahrscheinlich.

Dennoch gab es Personen am Wiener Hofe, welche sich zu der entgegengesetzten Anschauungsweise bekannten[27]), und wohl mag auch der Herzog von Lothringen zu ihnen gezählt haben. Sonst wäre er kaum bei seinem ursprünglichen Vorsatze geblieben, den Oberbefehl zu übernehmen. Und wirklich schien ihm wenigstens im Beginne des Feldzuges das Kriegsglück nicht ungünstig zu sein.

In der zweiten Hälfte des Monats Juni 1738 traf Herzog Franz zu Temeswar bei dem kaiserlichen Heere ein, welches sich nun gegen Mehadia in Bewegung setzte. Am 4. Juli ward es bei Kornia von den Türken mit größter Heftigkeit angegriffen. Anfangs neigte sich die Wagschale zu Gunsten der Feinde; bald aber gelang es, sie in die Flucht zu treiben. Die Türken verließen ihr Lager bei Mehadia und gingen über die Donau zurück.

Die so lang entbehrte Nachricht eines errungenen Erfolges erregte in Wien ein Entzücken, das zu der Größe des gewonnenen Vortheils in keinem Verhältnisse stand. Man pries die Namen derjenigen, welchen man das glückliche Ergebniß zuschrieb, und erhob sie bis in den Himmel. Briefe vom Heere erzählten, daß Franz von Lothringen sich persönlich der Gefahr ausgesetzt und seine Befehle mit einer Umsicht und Ruhe ertheilt habe, die auch einem alten Soldaten nicht zur Unehre gereicht haben würden[28]). Darum glaubte man in ihm schon einen zweiten Eugen zu sehen, welcher der Monarchie eine starke Schutzwehr sein werde in künftiger Gefahr.

Die Nachricht von einem zweiten, einige Tage später vorgefallenen Treffen, das gleichfalls günstig geendet hatte, steigerte diese Stimmung und mit ihr die Erwartungen, die man von dem Ausgange des Feldzuges hegte. Um so entmuthigender wirkte plötzlich die Kunde, daß dasselbe Heer, welches man in raschem Siegeslaufe vorgedrungen wähnte, den Rückzug angetreten habe. Offen beklagte sich der Herzog, er sei in dem Kriegsrathe überstimmt worden, und mit seiner Meinung, die gewonnenen Vortheile kräftigst auszubeuten, in der Minderheit geblieben[29]). Der Unmuth hierüber und die Einflüsse des ungesunden Klima's zogen ihm wiederholte Fieberanfälle zu. Er begab

sich nach Ofen, um sich heilen zu lassen, und von da nach Wien, sich mit dem Kaiser persönlich zu besprechen. Erst in der ersten Hälfte des Monats September traf er wieder bei dem Heere ein, dießmal mit ausgedehnten Vollmachten versehen, um mit den Türken, bei welchen man eine große Geneigtheit zum Frieden voraussetzte, über denselben zu unterhandeln.

Voll tiefer Betrübniß hatte die Erzherzogin Therese den geliebten Gemahl wieder von sich scheiden gesehen, denn mit richtigem Blicke erkannte sie, daß das Ergebniß seiner Reise, es mochte um Krieg oder um Frieden sich handeln, kein zufriedenstellendes sein werde[30]). Orsowa war gefallen, das man für uneinnehmbar gehalten hatte, und damit steigerten sich die Anforderungen der Türken immer höher und höher. Die Armee aber befand sich, nahe an Belgrad gelagert, in einem so wenig befriedigenden Zustande, daß man in der That nicht darauf hoffen durfte, mit ihrer Hülfe einen Umschwung der Dinge hervorzubringen. Dennoch meinte der Herzog, man sollte doch irgend etwas unternehmen; er stieß aber damit bei Königsegg und den übrigen Generalen auf unerschütterlichen Widerstand. „Es bleibt mir“, so schreibt er schon fünf Tage nach seiner Ankunft bei dem Heere an seinen Schwiegervater, „nichts übrig zu berichten, als daß es mir unerhört „schmerzhaft fällt, nicht im Stande zu sein, dasjenige zu bewirken, was „man vielleicht geglaubt und gehofft hat, sondern daß ich im Gegen„theile der Meinung der Generale beifallen muß. Ich bitte Eure „Majestät zu bedenken, was ich hierbei für eine Figur mache“[31]).

„Wie empfindlich mir“, sagt Franz von Lothringen in einem zweiten Schreiben am folgenden Tage, „die Lage Eurer Majestät ist, „kann ich wahrhaftig nicht beschreiben, um so viel mehr, als sich die„selbe nicht hat verhindern lassen“[32]).

Die tiefe Niedergeschlagenheit, welche aus diesen Zeilen spricht, und das Gefühl schmerzlichster Enttäuschung mögen auch auf den Gesundheitszustand des Herzogs schädlich gewirkt haben; wenigstens wurde er neuerdings von heftigen Fieberanfällen heimgesucht, welche ihn bewogen, die Armee, bei der er ohnedieß nichts zu wirken vermochte, wieder zu verlassen. Nachdem er wenigstens die Friedensverhandlungen mit dem Großwesir angeknüpft und seine Vollmachten hiezu dem Grafen

Königsegg übertragen hatte, kehrte er nach Wien zurück, hiedurch einen Wunsch erfüllend, den ihm vor seiner Abreise der Kaiser in angelegentlichster Weise an's Herz gelegt hatte.

Die Geburt einer zweiten Tochter, der Erzherzogin Marianne, welche am 6. Oktober 1738 zur Welt kam, ein Ereigniß, das unter anderen Umständen große Freude verursacht hätte, diente unter den obwaltenden Verhältnissen nur dazu, den Kummer zu mehren, mit welchem so viel erlebtes Mißgeschick den Herzog von Lothringen und seine Gemahlin erfüllte. Denn es läßt sich die Sehnsucht nicht beschreiben, mit der man am Kaiserhofe der Geburt eines männlichen Erben entgegen sah. Daß diese Erwartungen wieder getäuscht wurden, empfand man als ein Unglück, ganz geeignet, die Kränkungen noch schmerzlicher fühlbar zu machen, welche die Ereignisse des letzten Feldzuges für den Herzog nach sich zogen. Denn die allgemeine Mißstimmung, die sich allerdings in erster Linie wider den Feldmarschall Königsegg richtete, dehnte sich auch auf Franz von Lothringen aus. Er erhöhte sie dadurch, daß er nicht mit einstimmte in die heftigen Anklagen, welche von allen Seiten gegen Königsegg erschollen, sondern daß er auch dasjenige hervorhob, was zu dessen Gunsten oder wenigstens zu seiner Entschuldigung gesagt werden konnte. So ehrenhaftes Benehmen findet jedoch in Zeiten, in welchen starke Aufregung und daher wenig ruhiges Urtheil herrscht, nur selten gerechte Würdigung, sondern es erregt zumeist noch größere Erbitterung. So geschah es auch jetzt, und sie kehrte sich mit doppelter Schärfe gegen den Herzog selbst. Seine persönlichen Eigenschaften wurden der beißendsten Kritik unterzogen; unbedeutende Fehler, welche man an ihm zu bemerken glaubte, zu Verbrechen gestempelt. Man nannte ihn einen Ausländer, der Oesterreich nichts angehe und für dasselbe kein Herz habe; ja es fehlte sogar nicht an einer ungemein thätigen Partei, welche auf den angeblich französischen Ursprung des Prinzen den Nachdruck legte und behauptete, nur ein deutscher Fürst könne dazu berufen sein, nach dem Tode des Kaisers an der Seite einer seiner Töchter in den österreichischen Erbländern nachzufolgen. Man ging so weit, die Versicherung auszustreuen, Karl VI. hege selbst diese Ansicht und er gehe damit um, seine zweite Tochter, die Erzherzogin Marianne,

mit dem Kurprinzen von Baiern zu vermählen und zu ihren Gunsten die Erbfolge in Oesterreich zu ändern.

Der Münchner Hof war natürlicher Weise in hohem Grade beeifert, diese ihm günstige Stimmung zu nähren und zu steigern. Zahlreiche Agenten wirkten in solchem Sinne und immer mehr vergrößerte sich der Anhang des Hauses Baiern in Oesterreich. Besonders stark war derselbe unter dem höheren Adel, insbesondere unter demjenigen Theile desselben, welcher in Oesterreich und Böhmen seine Güter in der Nähe Baierns besaß. Ja selbst von einem der ersten Minister des Kaisers, dem Grafen Gundacker Thomas Starhemberg, früher im engsten Vertrauen des Herzogs von Lothringen und seiner Gemahlin, behauptete man, daß er sich jetzt zu Baiern hinneige. Und was die niederen Klassen des Volkes betraf, so wurden auch sie für jene Anschauung mehr und mehr gewonnen. Es kam so weit, daß, als die baierischen Truppen aus Ungarn durch Wien nach ihrer Heimath zogen, Stimmen aus dem Volke ihnen zuriefen, ihr Landesherr werde bald auch derjenige Oesterreichs sein.

Sowohl der Kaiser selbst, der niemals einen Augenblick schwankte in seinen Absichten und Plänen zu Gunsten seiner ältesten Tochter, als die Erzherzogin Therese und ihr Gemahl empfanden auf's schmerzlichste das Peinliche einer solchen Lage. Seine Kinder, wie Karl VI. das junge Ehepaar nannte, derselben wenigstens für einige Zeit zu entziehen, konnte dem Kaiser daher nur höchst willkommen sein. Den besten Anlaß hiezu bot die täglich dringender hervortretende Nothwendigkeit, daß Franz von Lothringen sich in Person nach Toscana begebe, von diesem Lande Besitz zu ergreifen, welches ihm schon im Jahre 1737 nach dem am 9. Juli erfolgten Tode des Großherzogs Johann Franz, des letzten Medici, zugefallen war.

Längst hatte der Kaiser die Anwesenheit des neuen Landesfürsten in Toscana für wünschenswerth gehalten[33]), und nur durch die Abneigung des Herzogs, Oesterreich für längere Zeit zu verlassen, und durch seine Theilnahme an dem Kriege gegen die Türken war die Reise nach Florenz verzögert worden. Franz von Lothringen hatte die Regierung Toscana's einstweilen der verwitweten Kurfürstin Anna Maria von der Pfalz, Schwester des verstorbenen Großherzogs

übertragen[34]). Nun aber konnte er es nicht länger mehr vermeiden, sich selbst dorthin zu begeben, um die Huldigung seiner neuen Unterthanen entgegen zu nehmen.

Denn in der That waren schon Klagen laut geworden, daß der Großherzog, auch im Jahre 1738 wieder dem Feldzuge gegen die Pforte beiwohnend, die Angelegenheiten seines eigenen Landes denjenigen Oesterreichs hintansetzte. Man glaubte darin eine üble Vorbedeutung für das künftige Schicksal Toscana's zu erblicken, welches, bisher selbstständig und von einem eingeborenen Fürsten regiert, künftighin nur eine weit entfernte und daher so ziemlich verwahrloste Provinz eines fremden Reiches bilden werde. Die Gelder, die bisher für die Hofhaltung des großfürstlichen Hauses im Lande verausgabt worden, würden nun, so klagte man schon im voraus, nach Wien ihren Abzug finden, die wichtigsten und einträglichsten Aemter aber mit Fremden besetzt werden.

Großherzog Franz beeilte sich diese Besorgnisse so gut als möglich zu beschwichtigen. Durch den bisherigen toscanischen Gesandten in Wien, den Marchese Bartolommeo, welchen er zu seinem Staatsrathe ernannte, ließ er die Toscaner seiner landesväterlichen Sorgfalt versichern. Sie wurden darauf aufmerksam gemacht, daß Toscana in der pragmatischen Sanktion nicht begriffen sei, daß es also keinen Bestandtheil der österreichischen Monarchie bilden könne. Es werde vielmehr, wenn nur erst die erforderliche männliche Nachkommenschaft im Hause Habsburg-Lothringen vorhanden, für Toscana eine Secundogenitur gestiftet, in Ermangelung einer solchen aber das Land dem Prinzen Karl von Lothringen und seinen Nachkommen zufallen. Dadurch werde wie früher so auch jetzt wieder ein einheimisches Fürstenhaus für Toscana gebildet werden[35]).

Den befriedigenden Eindruck solcher Zusagen noch zu verstärken und sich durch persönliche Anwesenheit im Lande die Neigung der Bewohner desselben leichter zu gewinnen, trat das großherzogliche Paar am 17. Dezember 1738 die Reise nach Florenz an. Ueber Klagenfurt und Trient, wo der Fürstbischof Graf Dominik Thun durch feierlichen Empfang seine erprobte Anhänglichkeit[36]) an das Haus Oesterreich neuerdings zu bethätigen strebte, langten der Groß-

herzog und seine Gemahlin am 28. Dezember zu Dolce, der ersten Ortschaft auf venetianischem Gebiete, an. Hier empfing sie der Podesta von Verona, Peter Barbarigo, und geleitete sie nach dem Landhause des Scipio Buri, wo sie eine vierzehntägige Quarantäne zu bestehen hatten[37]). Am 20. Jänner 1739, also nach einer länger als einen Monat dauernden Reise, hielten Franz von Lothringen und seine Gemahlin ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt Toscana's.

Unverzüglich ging der Großherzog daran, einige Einrichtungen zu treffen, welche ihm geeignet schienen, das materielle Wohl des Landes zu fördern. Die wichtigste derselben bestand in dem Verbote der Einfuhr von Wollwaaren, eine Maßregel, durch welche das Gedeihen der einheimischen Fabriken sichergestellt werden sollte.

Um sich bei seinen Unterthanen beliebt zu machen, stiftete Franz von Lothringen zu Gunsten des Adels eine Ritterakademie, wie eine solche zu Luneville bestanden hatte; zum Vortheile der niederen Volksklassen aber wurde der Zinsfuß der Leihbanken auf drei vom Hundert herabgesetzt.

Des Großherzogs vornehmste Sorge bestand jedoch in der Zusammensetzung der Behörden, welchen während seiner Abwesenheit die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten des Landes anvertraut werden sollte. Ein Regierungsrat, ein Kriegsrath und ein Finanzrath wurden gebildet, deren Mitglieder Staatsräthe hießen und deren Geschäftskreis noch durch genauere Bestimmungen abgegrenzt ward.

Nach einem Aufenthalte von etwas mehr als drei Monaten, am 27. April 1739, traten Franz und Maria Theresia die Rückreise nach Wien an. Von Mailand aus, wo sie am 5. Mai eintrafen, besuchte der Großherzog seinen Schwager, den König Karl Emanuel III., in Turin, während die Großherzogin in Mailand zurückblieb. Zu Innsbruck sahen sich die Letztere und ihre Schwiegermutter, die verwitwete Herzogin von Lothringen, welche zu diesem Ende mit ihrer Tochter, der Prinzessin Charlotte, von ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte Commercy dorthin gekommen war, zum ersten Male. Sie verlebten daselbst eine Woche mit einander; dann kehrte die verwitwete Herzogin nach Lothringen, Großherzog Franz aber mit seiner Gemahlin nach Wien zurück.

Der Großherzog hatte es für seine Pflicht gehalten, auch für den bevorstehenden Feldzug sich dem Kaiser zum Kriegsdienste gegen die Türken anzubieten. Karl lehnte jedoch diesen Antrag ab. Einerseits konnte er es wohl nicht als wünschenswerth ansehen, daß die traurigen Erfahrungen der beiden vergangenen Jahre sich noch einmal wiederholten, und andererseits fürchtete er in der That nichts mehr als das Leben oder wenigstens die Gesundheit seines Schwiegersohnes irgend einer Gefahr auszusetzen, welche in Folge der ansteckenden Krankheiten, die damals in Ungarn herrschten, in nicht geringem Maße vorhanden war. Denn was man dem Kaiser auch von den verschiedensten Seiten her gegen den Großherzog beizubringen, und so eifrig man das Ansehen des Letzteren bei seinem Schwiegervater zu untergraben suchte, darüber konnte Karl sich keinen Augenblick täuschen, daß das häusliche Glück seiner Tochter an der Seite des Gemahls, den er ihr gegeben, vollständig gesichert war. Er erkannte solches auch gerne an und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dieser Ueberzeugung dem Großherzoge gegenüber in wahrhaft väterlicher Weise Ausdruck zu verleihen[38]).

Wie in kürzester Frist die Ereignisse bewiesen, hatte Karl wirklich im Interesse des Großherzogs gehandelt, als er demselben die Erlaubniß verweigerte, sich zu dem Heere zu begeben, welches gegen die Ungläubigen im Felde stand. Feldmarschall Graf Olivier Wallis befehligte dasselbe, ein rauher, unverträglicher, verhaßter Mann, dessen kriegerischer Erfahrung und militärischen Kenntnissen jedoch selbst seine Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten. Aber auch er war unglücklich in dem Kampfe gegen die Türken, und zwar wo möglich in noch höherem Grade als seine Vorgänger. Bei Krotzka geschlagen, ging er nach Belgrad und von da über die Donau bis Szlankament zurück. Belgrad wurde von den Türken umlagert.

Diese unheilvollen Nachrichten und die gänzlich entmuthigenden Berichte des Grafen Wallis versetzten den Wiener Hof in Angst und Schrecken. Die Minister schoben sich gegenseitig die Schuld zu, daß man den Krieg angefangen habe, und vermehrten durch ihre Uneinigkeit die allgemeine Verwirrung. Großherzog Franz wurde durch eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Kurfürsten von Baiern und

durch das Gerücht, daß man dem Letzteren als äußerstes Rettungsmittel den Oberbefehl zu übertragen beabsichtige, lebhaft beunruhigt. Nur der Kaiser selbst zeigte noch einige Festigkeit. Er entzog dem Grafen Wallis die Vollmacht, welche er ihm, durch dessen verzweifelte Berichte gedrängt, ertheilt hatte, für den Fall als Alles verloren sein sollte, den Frieden selbst mit der Abtretung Belgrad's zu erkaufen. Feldzeugmeister Graf Neipperg wurde ermächtigt, die Verhandlungen mit der Pforte zu führen.

Dieser Schritt erwies sich bald als der unglücklichste, welcher von Seite des Kaisers hätte geschehen können. Neipperg, wohl unter dem Eindrucke der allgemeinen Niedergeschlagenheit und der Sehnsucht nach dem Frieden, welche in Wien herrschte, eilte geraden Weges nach dem türkischen Lager und schloß nach kurzer Verhandlung die Friedenspräliminarien ab, durch welche mit Ausnahme von Temeswar alles dasjenige, was durch den Passarowitzer Vertrag gewonnen worden, Belgrad mit inbegriffen, an die Pforte zurück fiel. Zur Sicherstellung derselben wurde ein Thor von Belgrad allsogleich den Janitscharen eingeräumt.

Diese letztere Bestimmung war deßhalb so verhängnißvoll, weil sie es dem Kaiser unmöglich machte, Belgrad nicht aufzugeben und die Ratifikation eines so schimpflichen Vertrages zu verweigern[39]). Nur mit tiefem Schmerze fügte er sich in das Unvermeidliche. Rückhaltslos erklärte er jedoch, wie sehr er das Benehmen der Grafen Wallis und Neipperg mißbillige. Und um die ganze Welt davon zu überzeugen, daß sowohl die Art der Kriegführung des Grafen Wallis, als diejenige, in welcher Neipperg die Verhandlungen gepflogen, seinem Willen geradezu entgegengesetzt gewesen sei, ihr Verschulden somit nicht straflos bleiben dürfe, ließ der Kaiser die beiden Generäle verhaften und den Ersteren nach dem Spielberg bei Brünn, den Zweiten nach Glatz auf die Festung bringen.

Es ist wohl gesagt worden, Neipperg sei zu dem übereilten Abschlusse der Friedenspräliminarien durch geheime Instructionen vermocht worden, welche ihm der Großherzog von Toscana und seine Gemahlin ertheilt hätten. Der sichtliche Verfall des Gesundheitszustandes des Kaisers und die Besorgniß, nach seinem Tode werde

Frankreich einen Kampf über die Erbfolge in Oesterreich herbeiführen, werden als die Beweggründe eines solchen Schrittes bezeichnet. Diese Behauptung erweiset sich jedoch bei näherer Betrachtung als vollkommen unbegründet[40]). Das aber ist unläugbar, daß die nahe Betheiligung eines Mannes wie Neipperg, welcher seit Jahren mit Franz von Lothringen in vertrauter Verbindung gestanden hatte, an jenen unglücklichen Ereignissen wesentlich dazu beitrug, die Stellung des Großherzogs am Kaiserhofe und in Oesterreich überhaupt noch unerquicklicher zu gestalten. Zwar verblieb er nach wie vor an der Spitze der geheimen Conferenz und widmete sich mit Eifer der Besorgung der Geschäfte, welche dort vorkamen. Aber auf die Entscheidung derselben hatte er doch nur geringen Einfluß, und was von noch größerer Wichtigkeit war als dies, außerhalb der eigentlichen Hofkreise, im Volke selbst suchte man den Rest von Ansehen zu untergraben, welchen er dort vielleicht noch besaß. Jeder Unglücksfall, der sich ereignete, jedes Leiden, das man zu erdulden hatte, legte man ihm zur Last, und nicht nur in Wien selbst, weit mehr noch in den Provinzen wurde diese Stimmung hauptsächlich von Baiern aus nicht ohne Erfolg geschürt. „Unsere einzige Hoffnung", sagt einer der treuesten Anhänger des Großherzogs, „beruht auf der Geburt eines Prinzen, und man darf erwarten, „daß die Lage der Dinge sich ändern wird, wenn das Volk einmal „einen solchen Gegenstand seiner Anhänglichkeit wirklich besitzt"[41]).

Am 12. Jänner 1740 brachte die Großherzogin von Toscana neuerdings eine Prinzessin, die Erzherzogin Marie Caroline zur Welt. Wieder waren die sehnlichsten Hoffnungen getäuscht worden, und es läßt auf den Grad der vorhandenen Mißstimmung wider das großherzogliche Paar schließen, wenn man sieht wie sogar ein solches Ereigniß zu einem wenn gleich thörichten Vorwurfe gegen dasselbe mißbraucht ward. Man behauptete, aus dieser Ehe seien auch fürder, wie es bisher der Fall gewesen, nur Töchter zu erwarten, und man gewöhnte sich mehr und mehr daran seine Blicke fortan nach Baiern zu richten.

Ein Mittel hätte allerdings in der Macht des Kaisers gelegen, die Stellung seines Schwiegersohnes in Deutschland und Oesterreich wesentlich zu befestigen und die Aussichten eines Nebenbuhlers, wenn nicht völlig zu vernichten, so doch empfindlich zu schmälern. Dasselbe

bestand darin, daß Karl noch bei seinen Lebzeiten die Wahl des Großherzogs von Toscana zum römischen Könige veranlaßt und dadurch dessen Nachfolge auf dem Kaiserthrone unwiderruflich sichergestellt hätte.

Karl konnte es niemals über sich gewinnen, sich zu einem so entscheidenden Schritte zu entschließen. Der Hauptgrund, der ihn davon abhielt, ist darin zu suchen, daß er nie die Hoffnung aufgab, selbst noch männliche Nachkommenschaft zu erhalten. Er hatte zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, die fünfzig Lebensjahre nur wenig überschritten, und wenn es bei dem Alter der Kaiserin und mehr noch bei ihrer äußerst geschwächten Gesundheit auch nicht denkbar war, daß sie selbst noch Kinder zur Welt bringen würde, so bot doch gerade ihre fortgesetzte Kränklichkeit der Möglichkeit Raum, daß dem Kaiser in einem zweiten Ehebündnisse der sehnlichst erwartete männliche Erbe geboren werden könnte.

Aber auch dann noch, wenn Karl mehr in den Jahren vorgerückt und die Aussicht auf eigene männliche Nachkommenschaft verschwunden wäre, werde er sich, so glaubte man annehmen zu dürfen, vielleicht eher entschließen, den noch zu erwartenden ältesten Sohn seiner Tochter Therese, als deren Gemahl zum römischen Könige erwählen zu lassen. Denn hinsichtlich des Ersteren meinte man auf geringeren Widerstand bei den deutschen Fürsten zu stoßen, als man in Bezug auf den Letzteren besorgte, welchen doch Viele, insbesondere seit er Lothringen verloren, als einen Fremdling ansahen im deutschen Reiche. Dem stand jedoch wieder entgegen, daß der Kaiser, welcher seine älteste Tochter mit wahrer Zärtlichkeit liebte, sie gern des hohen Ranges theilhaft gemacht hätte, den sie nur durch die dereinstige Erhebung ihres Gemahls auf den Kaiserthron zu erlangen vermochte[42]).

Zwischen so widerstreitenden Absichten und Plänen und in der dadurch herbeigeführten Ungewißheit bewegte man sich damals am Wiener Hofe, und des Kaisers Bestrebungen richteten sich hauptsächlich darauf, vorerst die Wunden zu heilen, welche durch fünf unglückliche Feldzüge seinen Ländern geschlagen worden waren[43]). Es sollte ihm jedoch nicht mehr vergönnt sein, das Ziel dieser Bemühungen erreicht zu sehen. Längst schon hatte er ein banges Vorgefühl seines nahen Endes, und seit den traurigen Ereignissen in Süd-Ungarn und dem

Belgrader Frieden beunruhigten düstere Ahnungen seine Brust. „Dieß „Jahr nimmt", so schrieb er in der Nacht des 30. September 1739 seinem Freunde Bartenstein, „dieß Jahr nimmt viele Jahre meines „Lebens weg, an welchen jedoch nur wenig gelegen ist. Gottes Wille „geschehe! Er gebe mir die Kraft es zu ertragen, damit ich dadurch „meine großen Sünden abbüße, und wo ich gefehlt, es mir zur Besse„rung und Warnung dienen lasse"[44]).

Was in seiner Familie sich zutrug, diente nur dazu, den Kummer noch zu vermehren, der Karl's Seele erfüllte. Auch er empfand die Geburt seiner dritten Enkelin wie ein schweres Unglück, das seinem Hause widerfuhr. In die schmerzlichste Klage brach er aus, daß es ihm nie mehr vergönnt sein werde, einen männlichen Sprößling seines Stammes zu schauen, und jeder Trostgrund, den man ihm zu bieten suchte, verfehlte auch nur den geringsten Eindruck auf ihn hervorzubringen[45]). Der am 6. Juni 1740 erfolgte plötzliche Tod seiner ältesten Enkelin, die er besonders liebte, beugte den Kaiser noch tiefer, ohne daß er jedoch selbst erkrankt wäre, oder es unterlassen hätte, seinen langjährigen Gewohnheiten nachzugehen.

So hatte er auch den Frühling des Jahres 1740 wieder in Laxenburg, den Hochsommer aber in seinem Lustschlosse Favorita, dem jetzigen Theresianum verlebt. In den ersten Tagen des Monates Oktober begab er sich wie fast jedes Jahr in Begleitung der Kaiserin und seiner beiden Töchter nach Halbthurn, einem in Ungarn unfern der österreichischen Grenze gelegenen Schlosse, um sich dort seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd zu widmen. An einer Erkältung, die er sich zuzog, erkrankt, kehrte er früher als er beabsichtigt hatte, nach Wien zurück. Ein heftiges, sich oftmals wiederholendes Erbrechen, das ihn während der Reise befiel, erfüllte seine Umgebung mit größter Besorgniß. Zwar trat ein Augenblick der Erleichterung ein, und der Kaiser benützte denselben, um seine älteste Tochter zu sehen, deren Zustand der Schwangerschaft gerade damals die größte Schonung erheischte. Als jedoch die Erzherzogin bei ihrem Vater eintrat, fand sie dessen Züge durch die Krankheit in so erschreckendem Maße entstellt, daß ihr die Kniee den Dienst versagten und sie nur mit Mühe zu einem Stuhle gelangen konnte.

Das rührende Zweigespräch, das sich nun entspann, wurde vielfach von dem Schluchzen Beider unterbrochen. Es endete damit, daß der Kaiser, das Kommende ahnend, seiner Tochter zum letzten Abschiede den Segen ertheilte [46]). Sein Vorgefühl erwies sich nur allzubald als begründet. Das Erbrechen kehrte von neuem und mit immer größerer Gewalt zurück. Am frühesten Morgen des 18. Oktober wurde der Kaiser mit den Sterbesacramenten versehen, und wenige Stunden darauf machte er sein Testament, welches nebst einer allgemein lautenden Bestätigung der pragmatischen Sanktion nur noch einige Verfügungen über sein Privatvermögen und den künftigen Unterhalt der Kaiserin, sowie eine Aufforderung an den Grafen Gundacker Starhemberg enthielt, ihr fortan mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Ruhigen und ergebenen Gemüthes sah Karl nun seiner Auflösung entgegen. Demüthig füge er sich, so sagte er dem päpstlichen Nuntius, dem Willen des Allerhöchsten [47]). Er berief seine Minister, ertheilte ihnen seine letzten Weisungen, und dankte insbesondere dem Grafen Gundacker Starhemberg für dessen lange und treue Dienste. Von der Kaiserin, die trotz eigenen schweren Leidens nicht von seinem Krankenlager wich, nahm er den zärtlichsten Abschied. Seine jüngere Tochter segnete er und ertheilte ihr väterliche Ermahnungen. Auch der Erzherzogin Therese, welche man das Sterbezimmer ihres Vaters nicht mehr betreten ließ, gab er nochmals seinen Segen, sich gegen die Gemächer wendend, die sie bewohnte. Dem Prinzen Karl von Lothringen, der weinend an seinem Bette stand, sagte er: „Klage nicht, ob„wohl du einen treuen Freund verlierst“. Mit seinem Schwiegersohne, dem Großherzoge von Toscana, besprach er sich zwei Stunden hindurch ohne Zeugen. Nachdem er noch von seiner Schwester, der Erzherzogin Magdalene Abschied genommen, schwanden sichtlich seine Kräfte, und am 20. Oktober 1740 um zwei Uhr Morgens gab Kaiser Karl VI., der letzte männliche Sprößling des Hauses Habsburg seinen Geist auf.

Der Kaiser war damals erst seit wenig Tagen in sein sechs und fünfzigstes Lebensjahr getreten. Nachdem seine letzte Krankheit, wie der venetianische Botschafter Zeno versichert, auch seine erste gewesen, so ist es leicht zu begreifen, daß man jenes folgenschwere Ereigniß

wenigstens in dem Augenblicke noch nicht erwartet hatte, in welchem es eintrat. Nur Wenige ahnten, daß Karl, der die unglücklichen Ereignisse seiner letzten Regierungsjahre anscheinend mit so ruhiger Gelassenheit extragen hatte, davon so tief und schmerzlich berührt worden war, daß seine sonst so kräftige Gesundheit schwer dadurch litt und er der ersten Krankheit, die ihn befiel, auch zum Opfer wurde[48]). Des Kaisers starke und rüstige Körperbeschaffenheit hatte vielmehr eine ungleich längere Lebensdauer um so eher voraussetzen lassen, als er durch stete Bewegung auf der Jagd und zu Pferde seine Gesundheit fortwährend kräftigte. Die unablässige Uebung hatte ihn zu einem ausgezeichneten Schützen und trefflichen Reiter gemacht; sonst liebte er vorzugsweise die Musik und componirte selbst eine Oper, welche mit großer Pracht in dem kaiserlichen Hoftheater aufgeführt wurde. Auch den übrigen Künsten und den Wissenschaften war er in hohem Grade zugethan; die Hauptstadt verdankt ihm eine Reihe ihrer schönsten Bauten, und die Hofbibliothek nicht nur das prächtige Gebäude, in welchem sie sich noch jetzt befindet, sondern auch höchst ansehnliche Bereicherungen ihrer Schätze, insbesondere durch die ungemein werthvolle Büchersammlung des Prinzen Eugen, welche der Kaiser von der Nichte und Erbin Eugen's, der Prinzessin Victoria von Savoyen kaufte.

Der Charakter Karl's VI. zeigt in Vielem eine eigenthümliche Mischung widerstreitender Elemente. Im Allgemeinen von ernstem, zurückhaltendem Wesen, welches ihm den Anschein von Hochmuth verlieh, war er bei näherem Verkehre und insbesondere gegen seine eigentliche Umgebung von gewinnendster Vertraulichkeit. Bei viel geistigem Scharfsinn fehlte es ihm an jenem weit schauenden Blicke, welcher allein den bedeutenden Staatsmann, den großen Regenten ausmacht. Obwohl im Einzelnen unschlüssig und nur schwer zu einer Entscheidung zu bewegen, hielt er doch im Ganzen an seinen Absichten und Planen mit einer Ausdauer fest, die eines besseren Loses würdig gewesen wäre. Daß er allein in einer Zeit, in welcher es als Thorheit verlacht wurde, Treue und Glauben zu achten, ein Sclave war seines gegebenen Wortes, gereicht ihm gewiß zur Ehre. Daß er jedoch trotz täglicher Erfahrung des Gegentheiles Gleiches auch bei Anderen

voraussetzte, daß er mit den unglaublichsten Opfern Versprechungen erkaufte, von denen außer ihm selbst jeder vorhersah[49]), daß sie im geeigneten Augenblicke alsbald gebrochen werden würden, dadurch machte er sich einer großen politischen Kurzsichtigkeit, des verhängnißvollsten Fehlers schuldig. Hierin ist hauptsächlich die Ursache des wahrhaft verzweifelten Zustandes zu suchen, in welchem das Erbe des Hauses Oesterreich auf Maria Theresia überging.

Drittes Capitel.

Wer es unternimmt, die Lage zu schildern, in welcher sich Oesterreich befand als Maria Theresia die Erbschaft ihres Vaters antrat, muß vorerst auf die materiellen Zustände der einzelnen Provinzen und die der Monarchie hieraus erwachsenden Hülfsquellen, er muß ferner auf die Stimmung, von der die Bewohner jener Länder damals erfüllt waren, wenigstens einen flüchtigen Blick werfen. Dann wird er auf die hervorragendsten Männer im Rathe und im Heere seine Aufmerksamkeit zu richten und zu untersuchen haben, welcher Grad der Unterstützung sich von denselben erwarten ließ. Endlich werden die Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten in Betracht kommen, um zu sehen ob man sich Gutes oder Schlimmes von ihnen zu versprechen hatte.

Schon früher ist der bedauerliche Zustand angedeutet worden, in welchen die Provinzen Oesterreichs während der letzten Regierungsjahre Karl's VI. gerathen waren. Einen sehr beträchtlichen Theil seines Ländergebietes, das Königreich Neapel, aus welchem höchst bedeutende Summen nach Wien geflossen waren, Sicilien, die reichen lombardischen Grenzdistrikte, Belgrad sammt einem Theile Serbiens und der Walachei hatte er ganz verloren, dasjenige was ihm übrig blieb, war durch die Ueberlastung mit Steuern, durch Herbeischaffung einer ungeheuren Menge von Kriegsbedürfnissen derart ausgesogen, daß die Einkünfte des Staatsschatzes, welche vor den letzten unglücklichen Kriegen auf nahezu vierzig Millionen angeschlagen wurden, jetzt kaum mehr die Hälfte dieser Summe betrugen. Mit einer so

wesentlich verringerten Einnahme mußte aber eine weit größere Ausgabe bestritten werden, indem die Schuldenlast zu einer bedenklichen Höhe angewachsen war und die Bezahlung der Zinsen allein schon bedeutende Summen erforderte. Auf eine baldige Vermehrung des Staatseinkommens aber konnte schon gar nicht gehofft werden. Denn die deutschen Erbländer waren durch die außerordentlichen Opfer, welche sie, um die Fortführung des Krieges möglich zu machen, mit Bereitwilligkeit gebracht hatten, völlig erschöpft. Ungarn aber sah sich in Folge seiner großen Entvölkerung, welche durch die Türkenherrschaft, durch die Gräuel der Kriege gegen die Ungläubigen und die zahlreichen Aufstände im Lande, dann durch verheerende Seuchen herbeigeführt worden, endlich wohl auch wegen der geringen Befähigung des magyarischen Volksstammes, für den Flor des eigenen Landes Ausgiebiges zu vollbringen, noch immer in einer nur wenig günstigeren Lage als es sich zur Zeit des Szathmarer und des Passarowitzer Friedens befunden hatte.

Es war zunächst eine Folge des zerrütteten Zustandes der Finanzen, daß man nach Abschluß des Belgrader Friedens, statt alsogleich an die Ausfüllung der empfindlichen Lücken zu schreiten, welche die unglücklichen Feldzüge gegen die Pforte in dem kaiserlichen Heere gerissen hatten, die Anzahl desselben noch mehr vermindern mußte. Statt der 160,000 Mann, auf welche sich die ganze Armee, zu drei Viertheilen Fußvolk und zu einem Viertheil Reiterei, hätte belaufen sollen, betrug dieselbe nicht viel mehr als die Hälfte. Diese Streitmacht aber war durch die weit ausgedehnten österreichischen Länder, von der siebenbürgischen Grenze bis nach Brüssel und Ostende, von Schlesien und Böhmen bis Parma und Toscana zerstreut. Und was das Bedauerlichste war, die Truppen selbst befanden sich noch unter der Nachwirkung der erduldeten Beschwerden und Unglücksfälle. Der Kern des Heeres, das deutsche Fußvolk, war in den vergangenen Feldzügen weniger durch das Schwert der Feinde als durch Krankheiten und Entbehrungen zu Grunde gerichtet worden. Auch die Reiterei befand sich in einem nicht viel besseren Zustande. Der Hauptnachtheil bestand jedoch darin, daß die unglücklichen Kriege der letzten Zeit das Vertrauen der Soldaten auf ihre Führer vollständig ver-

nichtet und damit den kriegerischen Geist untergraben hatten, welcher ein so mächtiger Hebel ist zu glücklicher Vollbringung militärischer Unternehmungen.

Die Armee neuerdings in den Zustand ihrer früheren Kriegstüchtigkeit zu versetzen, dazu waren auch die sonstigen Einrichtungen im österreichischen Militärwesen keineswegs angethan. Die Verlegung der Regimenter, insbesondere der Reiterei, auf das flache Land, wobei sie über so weite Strecken vertheilt wurden, daß in die einzelnen Dörfer nur zwei oder drei Mann zu liegen kamen, schwächte das Gefühl der Gemeinsamkeit des Standes unter den Soldaten, und legte sowohl der Ausbildung des Einzelnen als der gemeinschaftlichen Uebung größerer Abtheilungen schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg. Noch fühlbarer war — bei dem Mangel eines für alle Truppenkörper geltenden Reglements — die Verschiedenartigkeit in der Führung der Regimenter, von welchen vielleicht nicht zwei ihre Evolutionen in gleicher Weise vornahmen. Außerdem litt die Führung der Truppen unter der Art und Weise, in welcher die höheren Stellen im Heere vergeben wurden. Trotz oft wiederholter Edikte und einzelner strenger Maßregeln war es doch niemals gelungen, den so verderblichen Handel mit den Officiersposten völlig zu unterdrücken, und eben so schädlich wirkte die stete Bevorzugung, welche unerfahrene junge Leute aus dem höheren Adel vor braven, altgedienten Officieren genossen. Hierdurch wurden Unzufriedenheit und Niedergeschlagenheit unter den Subalternofficieren, sonst der kräftigsten Stütze der Heere, verbreitet. Unlust zum Dienste und Vernachlässigung desselben waren die Folgen davon, und sie machten sich um so fühlbarer, als jene Bevorzugten noch überdieß einen großen Theil des Jahres fern von ihren Regimentern, auf ihren Gütern, in der Hauptstadt oder auf Reisen verlebten.

Sowie das Militärwesen im Allgemeinen, so befanden sich auch dessen einzelne Zweige, die Artillerie, der Pferdestand, insbesondere aber die Festungen in großer Verwahrlosung. Durch die tägliche Beobachtung des gänzlichen Verfalles der Vertheidigungskraft des Reiches gewann auch die tiefe Verstimmung, in der sich ihrer an und für sich so gedrückten Lage wegen die übrige Bevölkerung befand, nur neue Nahrung. Was insbesondere die Ungarn betraf, so klagten sie fort-

während über das Mißtrauen, welches man gegen sie am Kaiserhofe hege. Trotz der Annahme der pragmatischen Sanktion, wodurch sie ihre Loyalität klar an den Tag gelegt hätten, behandle man sie von Wien aus so, als ob man von ihnen täglich einen Aufstand befürchte. Deßhalb überlaste man das Land mit Einquartierung kaiserlicher Truppen, und lege ihm damit Opfer auf, die es nicht zu tragen vermöge.

Es fiel den Mitgliedern des Ministeriums nicht schwer, gegen diese Behauptungen noch besser begründete Einwendungen vorzubringen. Ihnen waren ja am genauesten die Verbindungen bekannt, welche von der Türkei aus Franz Rakoczy bis 1735, seinem Todesjahre, und hierauf sein Sohn Joseph und dessen Anhänger fortwährend mit Ungarn unterhielten. Hatte sich doch erst vor wenig Jahren einer der Agenten Rakoczy's in Polen laut gerühmt, daß selbst kaiserliche Generale und Offiziere in geheimer Correspondenz mit Rakoczy ständen, eine Beschuldigung, welche freilich von dem Prinzen Eugen als durchaus nicht begründet zurückgewiesen wurde[1]). Und war nicht erst im Jahre 1735 in der Bekeser und Arader Gespanschaft ein Aufruhr ausgebrochen, an welchem gegen sieben tausend Bewaffnete Antheil nahmen? Nur durch entschlossenes Auftreten und in offenem Kampfe gelang es, die Rebellion niederzuschlagen, nachdem sie ein ganzes Jahr hindurch jene Gegenden in Schrecken versetzt hatte.

Wenn es auch in den deutsch-österreichischen Ländern nirgends zum Aufstande kam, so herrschte dort nicht weniger eine sehr bedenkliche Stimmung. Nichts erbittert leichter und in höherem Grade, als wenn empfindliche Opfer fruchtlos gebracht werden. So versöhnend und aufrichtend der günstige Erfolg, so verletzend und niederschlagend wirkt auf die große Menge das Mißgeschick, das sie erleidet. Gleiches war auch in den deutsch-österreichischen Provinzen der Fall, und eine gesteigerte Gefahr lag darin, daß der zahlreichste Theil der Bevölkerung nicht von der eigenen Regierung, nicht von der eigenen Kraftanstrengung Rettung erwartete aus der Bedrängniß, in der man sich befand, sondern auf einen fremden Landesherrn, auf den Kurfürsten von Baiern Hülfe suchend die Augen warf.

Insbesondere war dieß von Seite der niederen Klassen und des Mittelstandes, wenn von einem solchen damals in Oesterreich die

Rede sein konnte, der Fall, während der höhere Adel die tadelnswertheste Abgestumpftheit zur Schau trug. Man würde der geschichtlichen Wahrheit ihr Recht verweigern, wenn man dieß in Abrede zu stellen versuchen wollte. „Inmitten der allgemeinen Betrübniß", sagt der britische Geschichtsschreiber des Hauses Habsburg, auf die gleichzeitigen Berichte des damaligen englischen Gesandten am Wiener Hofe sich stützend, „legten die hochfahrenden Magnaten von Oesterreich und „Ungarn eine gewisse Sorglosigkeit an den Tag. Es schien ihnen „gleichgültig zu sein, wer künftig ihr Beherrscher sein werde. So „glichen sie ganz jenen entarteten Römern zur Zeit des Verfalles der „Republik, welche unberührt waren von dem Schicksale ihres Vater„landes, wenn sie nur ihre Landhäuser und ihre Fischteiche behielten"[2]).

Diese Haltung des österreichischen Adels ist um so mehr zu verdammen, als der weitaus größte Theil desselben, wenigstens in den deutschen Erbländern, nur dem Kaiserhause Rang, Ansehen und Güter verdankte. Mehr noch als dieß auch bei anderen Fürsten der Fall war, haben die Herrscher aus dem Hause Oesterreich daran festgehalten, nur Männern von vornehmer Geburt nicht allein alle bedeutenderen Stellen am Hofe, sondern auch die hervorragenden Aemter in der Staatsverwaltung zu verleihen. Und die Bevorzugten selbst fanden so sehr ihren Vortheil in der steten Beobachtung dieses Grundsatzes, daß sie die Monarchen immer mehr und mehr in demselben zu bestärken sich bemühten. Denn der Gewinn, den sie davon zogen, muß in der That ein außerordentlicher genannt werden. Mit einer Freigebigkeit ohne Gleichen, welche in manchen Fällen an Verschwendung grenzte, vertheilten die Fürsten aus dem Hause Oesterreich, insbesondere Maria Theresia's drei unmittelbare Vorgänger, Leopold I., Joseph I. und Karl VI. Titel, Geld und Güter an ihre Umgebung. So wenig wußten sie darin Maß zu halten, daß das Erbübel des österreichischen Staates, seine Finanzverlegenheiten, in den vergangenen Jahrhunderten zum großen Theile dieser nicht glücklich angebrachten Großmuth zugeschrieben werden muß. Um so mehr ist es zu beklagen, daß diejenigen, welchen so reiche Gunstbezeigungen zu Theil geworden, sich im entscheidenden Augenblicke nicht wenigstens durch die Tugend der Dankbarkeit derselben würdig erwiesen.

Eine kaum kräftigere Stütze als diese entweder theilnahmslose, oder schwankende, oder abgeneigte Bevölkerung boten der Erbin Karl's VI. die Männer dar, deren Händen zur Zeit des Todes des Kaisers die Leitung der Regierungsgeschäfte anvertraut war.

Den ersten Platz unter ihnen nahm damals dem Range nach der Oberste Hofkanzler Graf Philipp Ludwig von Sinzendorff ein. Er war der zweitgeborene Sohn jenes Georg Ludwig Sinzendorff, welcher als Präsident der Hofkammer unter Leopold I. durch die colossalen Veruntreuungen, die er an dem Staatsschatze beging, sogar die Langmuth dieses Kaisers wenigstens in so weit erschöpft, daß er zu immerwährender Gefangenschaft verurtheilt und dann zur Verbannung nach seinen Gütern begnadigt wurde. Der junge Sinzendorff beabsichtigte Anfangs sich dem geistlichen Stande zu widmen. Nach dem Tode seines älteren Bruders, welcher im Jahre 1687 gegen die Türken blieb, dachte Sinzendorff, damals sechzehn Jahre alt, in die militärische Laufbahn zu treten. Nachdem er einige Feldzüge mitgemacht hatte, ging er in den Civildienst über, und es scheint fast, als ob Kaiser Leopold an dem Sohne gutmachen wollte, daß er den Vater habe bestrafen müssen, so groß war die Förderung, die er ihm überall zu Theil werden ließ. Wie im Fluge durcheilte Sinzendorff die niederen Stufen des Dienstes und er hatte noch nicht das dreißigste Jahr erreicht, als er den Kaiser schon am Hofe von Versailles repräsentirte. Nach dem Ausbruche des spanischen Successionskrieges aus Frankreich zurückberufen, wurde Sinzendorff von nun an ununterbrochen in den wichtigsten Staatsgeschäften verwendet. Nach der Einnahme Landau's, wohin er den damaligen römischen König Joseph begleitet hatte, setzte Sinzendorff zu Limburg und Lüttich kaiserliche Regierungsbehörden ein und unterzeichnete im Jahre 1704 den Vertrag wegen der Räumung Baierns. Zum Hofkanzler ernannt, führte er die fruchtlos gebliebenen Unterhandlungen mit den ungarischen Insurgenten zu Tyrnau. Dann ging er als Bevollmächtigter des Kaisers nach dem Haag und nahm hervorragenden Antheil an den Verhandlungen, welche zwischen den Verbündeten unter sich und mit Frankreich gepflogen wurden. Nach Wien zurückgekehrt, trat er immer mehr und mehr in die Stellung eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ein, wurde zur

Würde des Obersten Hofkanzlers erhoben und war eine Zeit lang, von Eugen's Tode bis zum Eintritte des Herzogs Franz von Lothringen in die geheime Conferenz, Vorsitzender derselben.

Es ist leicht einzusehen, daß bei einer so unablässigen, einen Zeitraum von vierzig Jahren umfassenden Betheiligung an den wichtigsten Angelegenheiten des Staates jeder Mann von einiger Begabung, wenn dieselbe auch keineswegs eine besonders hervorragende war, eine nicht gewöhnliche Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und insbesondere der Zustände des eigenen und der fremden Höfe, der Gruppirung der verschiedenen Parteien, der Absichten und Umtriebe derselben sich erwerben mußte. Und hierin lag denn auch Sinzendorff's eigentliche Stärke, durch welche er seinen Mangel an geistiger Bildung und Tiefe zu verdecken strebte. Aber er täuschte damit nur Wenige, und insbesondere war es seine Art und Weise zu sprechen, die eine ungünstige Meinung von seiner Befähigung erweckte. Durch Fülle der Worte suchte er zu ersetzen, was ihnen an Gewicht abging[3]). So ermüdete er seine Zuhörer und erzeugte bei ihnen eine Art von Zerstreutheit, welche um so leichter die Oberhand gewann, weil man schon im Voraus wußte, daß man Sinzendorff's Worten nicht allzuviel trauen dürfe.

Denn am meisten schadete ihm der Umstand und wirkte in gewissem Sinne lähmend auf seine Thätigkeit ein, daß eigentlich Niemand, der mit ihm zu thun hatte, von Achtung für seinen Charakter beseelt war. Jedermann wußte, daß ihm sein eigener Vortheil als das Höchste galt, und daß er es deßhalb immer mit demjenigen hielt, welcher gerade die Macht besaß und von dem sich der beträchtlichste Gewinn versprechen ließ. In welch hohem Maße dieß der Fall war, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Laufbahn Sinzendorff's, insbesondere aber auf die Stellung, die er unter der langjährigen Regierung Karl's VI. einnahm. Kaum hatte er sich mehr und mehr von der außerordentlichen Vorliebe überzeugt, welche der Kaiser für die Spanier hegte, die ihm aus Barcelona nach Oesterreich gefolgt waren, als Sinzendorff, obwohl er die schädlichen Wirkungen dieses Einflusses nicht verkennen konnte, doch der spanischen Partei sich anschloß, um durch sie seine eigenen Zwecke zu erreichen.

Noch eine zweite Schwäche des Kaisers wußte Sinzendorff mit Schlauheit zu seinem Vortheile zu benützen. Sie bestand in der großen Neigung Karl's zu Vorschlägen jeder Art, Handel und Schifffahrt zu fördern und dadurch die Staatseinkünfte zu erhöhen. Dieses an sich gewiß lobenswerthe Bestreben brachte jedoch durch die Art, wie Karl demselben nachhing, dem Staate weit öfter Schaden als Nutzen. Denn jedes auch noch so verrufene Individuum fand von dem Augenblicke angefangen, in welchem es mit einem solchen Projecte hervortrat, aufmerksames Gehör und reichliche Unterstützung. Daß es, nachdem dieß einmal bekannt geworden, an einer unglaublichen Anzahl von Schwindlern nicht fehlte, welche, um die Vorliebe des Kaisers in ihrem eigenen Interesse auszubeuten, die abenteuerlichsten Pläne entwarfen und dringend zu deren Annahme riethen, ist ebenso unbestreitbar, als daß in solcher Weise außerordentlich bedeutende Summen nutzlos vergeudet wurden.

Es ist eigenthümlich, daß Sinzendorff, so sehr er auch den Lieblingsideen des Kaisers zu schmeicheln trachtete, dessen wirkliche Zuneigung doch niemals gewann. Immer war Karl, und mit Recht, von einem gewissen Mißtrauen wider ihn beseelt, welches, um nur ein Beispiel aus vielen zu erwähnen, so weit ging, daß dem Grafen Sinzendorff, dem Minister des Aeußern, die jahrelangen Verhandlungen sorgfältig geheim gehalten wurden, die der Kaiser durch Eugen und den Grafen Gundacker Starhemberg mit Rußland und Preußen pflog. Denn es war Karl nicht fremd, daß Sinzendorff eine Eigenschaft abging, die in der hohen und wichtigen Stellung, welche er bekleidete, eine der nothwendigsten gewesen wäre: die Unbestechlichkeit.

In welch unglaublichem Grade Sinzendorff sich zugänglich zeigte für fremdes Geld, davon konnte Karl freilich keine Ahnung haben, denn sonst wäre es ja ganz unerklärlich, daß er ihn nicht längst schon aus seinem Amte entfernt hatte. Aber auch so muß das Verbleiben Sinzendorff's in demselben fast als ein Räthsel gelten, welches durch die Unentschlossenheit des Kaisers und seine Abneigung vor jeglicher Veränderung kaum ausreichend gelöst wird. Denn daß Karl die Summen mit Sinzendorff theilte, durch welche dieser von fremden Kabineten

sich erkaufen ließ, ist eine durch nichts bewiesene und durch ihre Absurdität sich selbst widerlegende Verdächtigung.

Sogar für die damalige Zeit, in welcher fast alle Regierungen ihre Interessen an den auswärtigen Höfen durch das Mittel der Bestechung zu fördern suchten, war doch der Grad, in welchem Sinzendorff sich käuflich zeigte, ein ganz ungewöhnlicher. Die Art und Weise, in der er selbst seine guten Dienste taxirte, erscheint um so mehr Aergerniß erregend, als Sinzendorff den höchst bedeutenden Gehalt von 45 000 Gulden jährlich bezog [4]), auch sonst vom Kaiser beträchtliche Geschenke erhielt [5]), nebstbei ansehnliche Güter besaß und also keineswegs durch irgendwelche Bedrängniß zu so schmachvollem Benehmen gezwungen wurde.

Es ist eben so widerlich als belehrend, wenigstens hinsichtlich eines einzigen Falles die Pfade des Eigennutzes und der Habsucht zu verfolgen, auf welchen dieser Mann sich bewegte. Als Herzog Leopold von Lothringen für das Aufgeben seiner Ansprüche auf Montferrat auf Entschädigung drang, da wurden dem Grafen Sinzendorff für seine Person hunderttausend Thaler versprochen, wenn die dem Herzoge zuzuwendende Schadloshaltung dessen Wünschen entspräche. Und da dieß nicht vollständig der Fall war, trägt der lothringische Gesandte in Wien, Freiherr von Jacquemin, einfach darauf an, dem Grafen Sinzendorff einstweilen nur hunderttausend Gulden, den Rest aber erst dann zu Theil werden zu lassen, wenn er dem Herzoge neue Vortheile zugewendet haben würde [6]).

Bei einem Manne von der Denkungsart Sinzendorff's war es natürlich, daß er eine so gute Gelegenheit wie sie die Verhandlungen über die Verheirathung der Erzherzogin Therese darboten, nicht vorübergehen ließ, ohne für sich selbst reiche Ernte zu halten. Um dieselbe so ergiebig als möglich zu gestalten, wartet er jetzt nicht mehr ab, bis ihm Anträge gemacht werden, sondern er tritt selbst mit Begehren hervor, und dringt in ungestümer Weise auf deren Erfüllung. Nur während der beiden Jahre 1722 und 1723, also kurz nachdem ihm jene ansehnliche Summe zu Theil geworden, sehen wir ihn drei neue Forderungen an den Herzog von Lothringen richten. Zuerst verlangt er für einen seiner Söhne die Ernennung zum Hauptmann im

Regimente des Erbprinzen, mit welcher Stelle jedoch ausnahmsweise der unverhältnißmäßig hohe Gehalt von dreitausend Gulden und die Zusage der Verleihung einer Hauptmannsstelle in der Leibgarde des Prinzen verbunden werden solle, wenn derselbe einmal eine solche besitzen würde [7]).

Kaum ist dieses Begehren befriedigt, so tritt Sinzendorff schon mit einem zweiten hervor. In demselben Berichte, in welchem Jacquemin die Abreise des jungen Sinzendorff nach Nancy anzeigt, meldet er, der Hofkanzler habe ihm unumwunden gesagt, er hoffe für seine Bereitwilligkeit, dem Herzoge von Lothringen zu dienen, neue Beweise der Freigebigkeit desselben zu erhalten. Er stelle es aber vollkommen frei, sie ihm in barem Gelde oder durch Verleihung von Gütern, etwa in Flandern zukommen zu lassen. Am passendsten würde es vielleicht sein, wenn ihm der Herzog eine Besitzung, welche Sinzendorff in Schlesien gehörte, natürlicher Weise weit über ihrem wahren Werthe abkaufen wollte [8]).

Noch konnte man über die Forderung am Hofe von Luneville kaum zu einem Beschlusse gelangt sein, als Sinzendorff, als Beweis seines Vertrauens, wie er sagte, den Gesandten Jacquemin ersuchte, bei dem Herzoge darauf anzutragen, ihm ein Geschenk von Werth, das am füglichsten in einem der Gräfin Sinzendorff von der Herzogin von Lothringen zuzusendenden Juwel bestehen könnte, zu Theil werden zu lassen [9]). Und als ihm Jacquemin nach Ablauf einer kurzen Frist noch keine Mittheilung über den Erfolg zu machen vermag, welchen sein Antrag beim Herzoge gefunden, erneuert Sinzendorff sein Begehren in noch drängenderer Weise als zuvor [10]).

Dieß war der Mann, welcher Jahrzehnte hindurch unter Karl VI. die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Nimmt man noch hinzu, daß er als ein Feinschmecker, ein Schlemmer bekannt war, welcher ebenso sehr die Freuden der Tafel liebte als er anstrengender Arbeit aus dem Wege ging [11]), daß Jedermann, der mit ihm zu thun hatte, über seine Trägheit, seine Unentschlossenheit klagte, daß diese üblen Eigenschaften sich mit dem zunehmenden Alter noch steigerten und er fast schon siebzig Lebensjahre zählte, als Karl VI. starb, so kann man

leicht denken, welche schwache Stütze die Erbin des Reiches an einem solchen Minister fand.

Zwei Eigenschaften nur, die dem Grafen Sinzendorff inne wohnten, besaß auch der Mann, welcher durch mehr als dreißig Jahre mit ihm in der Conferenz gesessen hatte, Graf Gundacker Thomas Starhemberg. Diese Eigenschaften waren das Alter und die Erfahrung; in jeder anderen Beziehung bildete Starhemberg zu Sinzendorff den entschiedensten Gegensatz.

Noch um sieben Jahre älter als Sinzendorff — denn er war schon im Jahre 1663 geboren und befand sich jetzt bereits in seinem sieben und siebzigsten Lebensjahre — war auch Starhemberg schon früh in den Staatsdienst getreten. Allgemein bekannt wurde sein Name, als im Jahre 1703 Kaiser Leopold I., durch die heillose Verwirrung gedrängt, welche im Kriegswesen und in den Finanzen herrschte, die bisherigen Vorsteher der betreffenden Centralbehörden, die Grafen Mannsfeld und Salburg aus ihren Aemtern entfernte und das Präsidium des Hofkriegsrathes dem Prinzen Eugen von Savoyen, dasjenige der Hofkammer aber dem Grafen Gundacker Starhemberg übertrug.

Auf den Letzteren, einen Stiefbruder jenes Feldmarschalls Ernst Rüdiger Starhemberg, welcher sich durch Wiens Vertheidigung gegen die Türken für alle Zeiten einen ruhmvollen Namen erworben hat, war die Wahl des Kaisers hauptsächlich aus dem Grunde gefallen, weil er sich im Besitze eines sehr bedeutenden und wohlgeordneten Vermögens befand, und man von ihm hoffte, er werde die wirthschaftlichen Talente, welche er bei der Verwaltung seiner eigenen Güter an den Tag gelegt, auch bei derjenigen der Staatsgelder bewähren. Wenigstens werde er, das erwartete man mit Zuversicht, nicht gleich so Manchem seiner Vorgänger seine Stellung dazu mißbrauchen, die eigene Börse statt des Staatsschatzes zu füllen.

Starhemberg befriedigte nicht nur, sondern er übertraf in jeder Beziehung die Hoffnungen, welche man in ihn setzte. Wenn es ihm auch nicht gelang, den Zustand der österreichischen Finanzen zu einem blühenden umzugestalten, so leistete er doch was nur irgend möglich war, und ihm ist es hauptsächlich zu danken, daß das Kaiserhaus

im Stande war, den Krieg um die Nachfolge in Spanien dreizehn Jahre hindurch fortzuführen.

Eines der größten Verdienste um Oesterreich erwarb sich Starhemberg durch die Errichtung der Wiener Stadtbank, bei deren Gründung im Jahre 1705 er als Prinzip festsetzte, daß dieses Institut, um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben und zu erhalten, von Männern geleitet werden müsse, welche zwar hinsichtlich der Erfüllung der übernommenen Pflichten dem Staate Rechenschaft schuldig seien, die jedoch sonst die vollste Unabhängigkeit von den Regierungsbehörden genießen und durch die Reinheit ihres Charakters vor dem Verdachte einer pflichtwidrigen Willfährigkeit gegen dieselben geschützt sein müßten.

Als Ministerial-Banco-Deputations-Präsident befand sich Starhemberg von dem Augenblicke des Entstehens dieses Institutes, welches dem Staate in den gefährlichsten Zeiten die wichtigsten Dienste leistete, bis zu seinem Tode an der Spitze desselben. Aber nicht bloß als Leiter des österreichischen Finanzwesens, sondern als Staatsmann im Allgemeinen, als langjähriges Mitglied der geheimen Conferenz war er eine der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit. Ein ernster schweigsamer Mann von außerordentlich scharfem Verstande, und was bei der damals herrschenden Bestechlichkeit nicht weniger galt, von einer über jeden Zweifel erhabenen Rechtlichkeit, dem Freidenker Sinzendorff gegenüber ein Anhänger und Vertreter der strengkatholischen Richtung, in politischer Beziehung ein treuer Gesinnungsgenosse Eugen's und durch nahezu dreißig Jahre die Ansichten, von welchen auch der Prinz geleitet wurde, mit starrer Consequenz im Schoße der geheimen Conferenz vertretend, verschmähte es Starhemberg jederzeit, durch jene Künste und Kniffe seinen Einfluß zu stärken und zu erhöhen, deren Sinzendorff so gern sich bediente. Stets die Sprache der Wahrheit im Munde führend, auch dann wenn sie unbequem war und ungern vernommen wurde, trat er der Neigung des Kaisers, durch Ausführung zahlloser, wenig überdachter Projecte zur Förderung des Handels und zur Steigerung seiner Einkünfte große Summen fruchtlos zu vergeuden, mit nicht geringerem Eifer entgegen [12]), als Sinzendorff sie bevorwortete. Auch sonst, wie in dem dringenden Anrathen, dem spanischen Successionskriege durch Abschluß des Friedens mit Frankreich

ein Ende zu machen, in der Bekämpfung des Einflusses der spanischen Partei am Wiener Hofe, in den Vorstellungen gegen das Bündniß mit Spanien und gegen die Annahme der Vermählungsanträge, welche von dort aus für die Erzherzoginnen gestellt wurden, in dem Gutachten, das er für Aufhebung der Ostendischen Handelsgesellschaft abgab, in der Bevorwortung des engsten Bündnisses mit Rußland und Preußen so wie der entschlossensten Haltung gegen Frankreich und die Seemächte, in allen diesen Fragen stimmte Starhemberg mit Eugen überein und gab mit edlem Freimuth seine Ansicht kund, unbekümmert darum, ob sie für das Ohr des Monarchen angenehm klingen mochte oder nicht. Zeigte sich der Kaiser darüber verstimmt, so brachte das Starhemberg nicht aus seiner ruhigen Fassung. Denn er wußte wohl, daß Karl doch später die Richtigkeit seiner Anschauung oder wenigstens das Gewicht der Gründe, welche für dieselbe in die Wagschale fielen, erkennen und würdigen werde. Auf diesem Wege aber erreichte Starhemberg mehr als Sinzendorff jemals vermochte. Denn er erwarb und erhielt sich die vollste Achtung, das unbeschränkte Zutrauen des Kaisers, und so kam es, daß zuletzt Starhemberg selbst in den auswärtigen Angelegenheiten, welche eigentlich in Sinzendorff's Geschäftskreis gehörten, mehr zu sagen hatte als dieser.

So wie im eigentlichen Sinne des Wortes eine Vertrauensperson des Kaisers, der ihm sogar kurz vor seinem Tode seine Gemahlin und seine Tochter in angelegentlichster Weise empfahl, so war Starhemberg auch eine solche für den Großherzog von Toscana und die Erzherzogin Therese. An ihn wandte sich das junge Paar, wenn es des Rathes bedurfte in der schwierigen Stellung, in welcher es sich befand. Hiebei blieb es auch, als die junge Fürstin das Erbtheil ihres Vaters antrat; Starhemberg galt damals als ihr eigentlicher Rathgeber [13]), und es war nur zu bedauern, daß sein hohes Alter, der hierdurch verursachte Mangel an Thatkraft und die sichtliche Abnahme der physischen und geistigen Kräfte seine Fähigkeit beeinträchtigten, so ersprießliche Dienste zu leisten als zuvor.

Aelter als Sinzendorff und nur um wenige Jahre jünger als Starhemberg war der niederösterreichische Landmarschall Graf Alois Raimund von Harrach, dem Range nach das dritte Mitglied der

geheimen Conferenz. Er war derselbe, welcher als Nachfolger seines Vaters den Posten eines Botschafters des Kaisers am Madrider Hofe in dem Augenblicke inne hatte, als König Karl II. starb und den Bourbonen sein Reich hinterließ. Von 1728 bis 1733 hatte sich Harrach als des Kaisers Vicekönig in Neapel befunden und sich durch seine Gerechtigkeitsliebe und Zuvorkommenheit gegen Jedermann dort einen guten Namen gemacht[14]). Sonst war er ebensowenig ein Mann von großer Bedeutung als sein jüngerer Bruder, der Feldmarschall Graf Joseph Harrach, welchen der Kaiser in den letzten Tagen des Jahres 1738 zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt hatte[15]), nachdem der Feldmarschall Graf Königsegg in Folge seines unglücklichen Feldzuges gegen die Türken dieser Stelle verlustig geworden war.

Zu einer wenigstens theilweisen Entschädigung hierfür hatte Karl VI. den Grafen Königsegg zum Obersthofmeister der Kaiserin Elisabeth ernannt und ihm seinen Sitz in der geheimen Conferenz belassen. Auch Königsegg war schon dem siebzigsten Lebensjahre nahe, und da er der allzuweit getriebenen Vorsicht und Aengstlichkeit, welche man ihm als Heerführer vorwarf, auch bei den Berathungen der Conferenz nicht Herr werden konnte[16]), so fehlte es somit in dieser Versammlung von Greisen an einem Manne, welcher, wie es so nöthig gewesen wäre, Frische, Entschlossenheit und Thatkraft in dieselbe gebracht hätte. Nur Einen gab es, der, obgleich durchaus nicht berechtigt zu Sitz und Stimme in der Conferenz, jenem Mangel doch einigermaßen zu steuern sich bestrebte, und welcher, obwohl dem äußeren Ansehen nach nur in untergeordneter Stellung, doch an wahrem Einflusse jedes der wirklichen Mitglieder der Conferenz weit überragte. Er war dies der Protokollsführer Hofrath von Bartenstein.

Im Jahre 1689 zu Straßburg geboren, wo sein Vater als Professor der Philosophie lebte, hatte sich Johann Christoph Bartenstein daselbst nicht nur in den Wissenschaften, von welchen die Rechtskunde sein eigentliches Fach war, sondern auch in der Kenntniß und dem Gebrauche der französischen Sprache vollkommen ausgebildet. Fünf und zwanzig Jahre alt kam er nach Wien, und ein günstiger Zufall wollte es, daß er durch glückliche Beendigung eines sehr verwickelten Rechtsstreites die Aufmerksamkeit des Grafen Gundacker Starhemberg auf sich zog und

dessen Gunst gewann. Von ihm 1715 in den Staatsdienst eingeführt, wurde er schon zwei Jahre darauf zum niederösterreichischen Regierungsrathe, im Jahre 1727 aber zum Hofrathe ernannt. Das Jahr darauf dem geheimen Staatssecretär Hofrath Johann Georg von Buol beigegeben[17]), erhielt Bartenstein nach dessen Tode das wichtige Amt eines Protokollsführers der geheimen Conferenz. Hier befand er sich an der rechten Stelle, seine unermüdliche Arbeitskraft und seine Befähigung im glänzendsten Lichte zu zeigen. Von dem Grafen Sinzendorff, welchem bei seiner eigenen Trägheit und Vergnügungssucht ein so wackerer Arbeiter nur willkommen sein konnte, an seiner Stelle mit verschiedenen wichtigen Ausarbeitungen betraut, erregte er mit denselben die allgemeinste Aufmerksamkeit. Bald hatte er eine Bedeutung erlangt, welche weit hinausging über die eigentlich mit seinem Amte verbundenen Functionen. Alle Staatsschriften, die die von nun an binnen zwanzig Jahren von der österreichischen Regierung ausgingen, stammten aus seiner Feder. Von Tag zu Tage stieg sein Einfluß, und derselbe ward in der letzten Regierungszeit Karl's VI. so mächtig, daß sich kein Anderer mit ihm auch nur von ferne vergleichen konnte.

Der Umstand, daß der Kaiser mit seinen Ministern meistens schriftlich verkehrte, machte den Protokollsführer der Conferenz zum Vermittler dieser Verbindung und brachte ihn in oftmalige Berührung mit dem Monarchen. Bartenstein war ganz der Mann, eine so gute Gelegenheit wohl zu benützen. Aber nicht zu jenen Mitteln griff er, die so oft den Weg bahnen zur Gunst der Hochgestellten, nicht durch Schmeichelei und Kriecherei, sondern durch die Ueberzeugung von seinem Werthe, mit welcher er den Kaiser zu durchdringen wußte, befestigte er sich in seiner Gunst wie in seiner Achtung. Bartenstein's seltene staatswissenschaftliche und historische Kenntnisse, insbesondere die tief eingehenden Studien, welche er in dem so verwickelten deutschen Rechtswesen gemacht hatte, sein ganz außerordentliches Gedächtniß und sein erfinderischer Geist, der ihm in den verwickeltsten Lagen passende Auskunftsmittel an die Hand gab, erweckten in dem Kaiser die höchste Meinung von Bartenstein's Fähigkeit. Und selbst dasjenige, was wider seine Art zu arbeiten eingewendet werden konnte, war nicht

der Art, daß es dem Kaiser als ein Mangel erschien. Allzuleicht gerieth Bartenstein in jene Spitzfindigkeiten und juristischen Haarspaltereien, welche zu jener Zeit, insbesondere in den Angelegenheiten des deutschen Reiches, zu endlosen Erörterungen Anlaß gaben. Dadurch wurde auch Bartenstein's Darstellungsweise allzu breit, zu sehr in minder wichtige Einzelheiten sich verlierend, und die Hauptpunkte, um die es sich eben handelte, nicht immer mit gehörigem Nachdrucke betonend.

Dieß Gepräge tragen Bartenstein's sämmtliche Schriften in hohem Grade an sich. Sonst aber geben sie Zeugniß von der für die damalige Zeit seltenen wissenschaftlichen Bildung ihres Verfassers, von der Vielseitigkeit seines Geistes, insbesondere aber von einer rastlosen Thätigkeit und einer Arbeitskraft, welche jede Vorstellung übertrifft. Durch sie zog er nach und nach alle Geschäfte an sich, und machte sich in der That ganz unentbehrlich. Es wurde alles Ernstes behauptet, daß die Staatsmaschine in allen ihren wichtigsten Functionen stocke, wenn Bartenstein, etwa durch Unwohlsein verhindert, durch einige Tage den Pflichten seines Amtes nicht obliegen konnte. Dieses Gefühl seiner Unentbehrlichkeit und der Stolz auf seine schriftlichen Ausarbeitungen machten ihn hochmüthig und wegwerfend in seinem Urtheile über Andere. Er hielt sich, so wird gesagt, für das erste staatsmännische Talent seiner Zeit, für die gewandteste Feder, für den beredtesten Sprecher. Er hätte es auch sicher verstanden, durch das Feuer seiner Worte hinzureißen, wenn er nur zu rechter Zeit zu Ende zu kommen vermocht hätte. So wie diese Langathmigkeit im Reden wie im Schreiben, so wurde ihm auch seine Art, Gespräche zu führen, sein ganzes Benehmen im Verkehre mit Anderen zum Vorwurfe gemacht. Man konnte nicht läugnen, daß seine große kräftige Gestalt, seine regelmäßigen, selbst feinen Gesichtszüge, seine lebhaften feurigen Augen, seine heitere Miene genug des Einnehmenden besaßen. Aber man nannte seine Manieren diejenigen eines Emporkömmlings. Man sagte von ihm, er erhalte durch ungeschickte Nachahmung des sicheren selbstbewußten Wesens, das Leute von höherer Geburt zu besitzen pflegen, ein eigenthümlich unartiges Gepräge, welches dadurch, daß er Niemand zu Wort kommen lasse, im Gespräche fortwährend unter-

breche und auch viel höher gestellte Personen ganz wie seines Gleichen behandle, oft wahrhaft unerträglich werde.

Nicht nur in der Conferenz, in welcher bloß zu schreiben, aber nicht zu sprechen sein Amt gewesen wäre, sagte er seine Meinung gerade heraus, und verfocht sie mit Hartnäckigkeit. Auch gegen die fremden Minister am Wiener Hofe that Bartenstein das Gleiche, und da er seinem kaiserlichen Herrn wahrhaft ergeben war und mannhaft einstand für dessen Ehre wie für seinen Vortheil, so ist es leicht erklärlich, daß die Vertreter jener Staaten, welche ganz andere Gesichtspunkte im Auge hatten, nicht gern mit ihm verkehrten. Doch überwanden sie diese Abneigung und selbst Männer von dem höchsten Range, wie der spanische Botschafter Marqueß Fuenclara besuchten, was damals großes Aufsehen erregte, Bartenstein's Haus und nahmen Theil an den dortigen geselligen Zusammenkünften. Denn sie kannten seinen überwiegenden Einfluß und trachteten sich seiner in jeder Weise zu ihren Gunsten zu versichern. Aber selbst die ungewöhnlichste Zuvorkommenheit, welche sie ihm bezeigten, brachte Bartenstein nicht aus seinem Geleise, und sie hinderte ihn nicht, auch gegen sie der Heftigkeit, welche ihn nicht selten überkam, rücksichtslos die Zügel schießen zu lassen.

Dieß wurde ihm um so eher zum Vorwurfe gemacht, als man zu jener Zeit durchaus nicht daran gewöhnt war, daß ein Mann, welcher seiner Geburt nach nicht dem höheren Adel angehörte, sich erlaubte, über die wichtigsten Fragen im Staatsleben nicht nur seine eigene Meinung zu sagen, sondern daß er sie auch gegen Jedermann laut und furchtlos zu vertreten wagte. Der österreichische Adel sah in Bartenstein einen Eindringling in eine Sphäre, die er sich allein vorbehalten wähnte. Groß waren daher die Antipathien, welche in jenen Kreisen wider ihn herrschten, zahlreich und erbittert die Angriffe, die von dorther gegen ihn unternommen wurden. Aber Bartenstein bestand sie alle; er besaß eine tapfere, muthvolle Seele, und wußte jedesmal den Kampf, welchen man gegen ihn einging, zu seinen Gunsten zu entscheiden.

Die Hauptursache hievon lag freilich darin, daß ihm der Kaiser nicht allein mit immer gleich wohlwollender Gesinnung zugethan blieb,

sondern daß seine Vorliebe für Bartenstein sich von Tag zu Tage steigerte[18]). Ja man kann sagen, daß Bartenstein während des letzten Drittheiles der Regierungszeit Karl's VI. eine nahezu unbeschränkte Herrschaft über ihn ausübte. Fast alle Maßregeln, die der Kaiser ergriff, insbesondere die unglücklichen, wie die Kriegführung gegen Frankreich und die Pforte, wurden Bartenstein's Einflusse zugeschrieben, und selbst in Dingen geschah dieß, bei denen man glauben sollte, daß er hinsichtlich derselben nicht mitzusprechen hatte, oder daß doch seine Ansicht weniger beachtet wurde. Aber auch diese blieben seiner Einwirkung nicht entrückt, und es hieß, daß selbst bei der Berathung und Entscheidung über die Feldzugspläne, bei der Wahl der Heerführer und der Ertheilung der Instruktionen für dieselben Bartenstein's Meinung jederzeit den Ausschlag gab, wie er sich denn gerade in militärischen Dingen ein richtiges Urtheil und ganz außergewöhnliche Kenntnisse zutraute. Er habe dieselben, so pflegte er zu sagen, durch seine häufigen Gespräche mit dem Prinzen Eugen erworben und verstehe in diesem Fache mehr als des Kaisers gesammte Generalität.

So groß war während eines Jahrzehntes Bartenstein's Macht am Wiener Hofe, daß sie vielleicht nie von Jemand in gleichem Grade besessen, gewiß aber von Niemandem je übertroffen wurde. Und dennoch erlangte Bartenstein wenigstens unter Karl's Regierung keine höhere Rangstufe als die eines Hofrathes. Zwar hatte ihn der Kaiser schon im Jahre 1733 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und so freigebig war er gegen ihn, daß Bartenstein, der freilich auch durch seine Heirath mit Maria Holler von Doblhoff zu beträchtlichem Vermögen gekommen war, bald mit Recht als ungemein reich galt. Auch wird behauptet, der Kaiser habe beabsichtigt, ihn mit der Würde eines geheimen Rathes zu bekleiden, Bartenstein aber dieselbe beständig abgelehnt, um sich uneigennützig zu zeigen und sich nicht noch mehr Feinde am Hofe und im Adel zu erwecken, als er ohnedieß schon besaß. Daß er bei seinem großen Ehrgeize sich ein solches Opfer auferlegen zu müssen glaubte, zeigt recht deutlich, wie schwer durchdringlich die Phalanx war, welche damals der höhere Adel in dichtgedrängter Reihe um die hervorragenden Aemter am Hofe und in der Staatsverwaltung bildete, so daß selbst Bartenstein, welcher alle Mitglieder

desselben an wirklichem Einflusse weit überragte, sich doch nicht erkühnte, sich in die dem hohen Adel sonst ausschließlich vorbehaltenen Stellen zu drängen [19]).

Dieser Umstand brachte jedoch den empfindlichen Nachtheil mit sich, daß Bartenstein in geringerem Maße als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, statt ihrer altersschwachen Minister der Erbin Karl's VI. die Stütze zu sein vermochte, deren sie bei ihrem Regierungsantritte dringend bedurfte. Hätten Bartenstein's persönliche Fähigkeiten vielleicht dazu ausgereicht, so war doch seine sonstige Stellung nicht darnach angethan. Denn streng genommen sollte er doch nichts anderes sein als das Sprachrohr fremder Gedanken und die Feder, welche die Meinung Anderer in Worte zu kleiden hatte. Ihn in dieses bescheidenere amtliche Verhältniß zurückzuweisen, aus welchem er, ihrer Ansicht nach, sich niemals hätte hervorwagen sollen, darauf waren die Bestrebungen der Conferenzminister vorzugsweise gerichtet. Denn längst schon hatte sie nicht bloß Eifersucht auf Bartenstein's weit überwiegenden Einfluß, sondern wahrhafte Erbitterung wider ihn erfüllt, und sie waren darauf erpicht, seiner Uebermacht bei dem ersten Anlasse ein für allemal ein Ziel zu setzen. Solcher Zwiespalt in einem Augenblicke, in welchem einträchtiges Zusammengehen Aller als unerläßliche Nothwendigkeit erschien, konnte nicht anders als lähmend auf die Leitung der Staatsgeschäfte wirken.

Wenn Fürsten sich in noch so schwerer Bedrängniß befinden, so besitzen sie doch gewöhnlich Eines noch das ihnen Halt gewährt: das Heer, und es sind die Fälle nicht selten in der Geschichte, in welchen sie, von Allen verlassen, nur der bewaffneten Macht ihre Rettung verdankten. Aber auch diese war damals, wie schon früher gezeigt worden ist, im kläglichsten Zustande. Die obersten Häupter derselben, die Heerführer, hatten in den letzten Feldzügen gar schlecht ihre Proben bestanden, und nicht an der Spitze der Truppen, sondern in den Gefängnissen mußte Maria Theresia ihre Feldherren suchen, wenn sie genöthigt werden sollte, den Besitz ihrer Kronen im offenen Kampfe zu vertheidigen. Selbst jene Generale, gegen welche der verstorbene Kaiser nicht mit gleicher Strenge verfahren war wie gegen Seckendorff, Neipperg und Wallis, auch sie hatten in den Kriegen gegen die Pforte

keine Lorbeern, sondern nur gerechten Tadel geerntet. Königsegg, Khevenhüller, der Prinz von Hildburghausen und Schmettau gehörten zu diesen, von welchen wenigstens die ersteren drei die Nachsicht, die ihnen zu Theil geworden, größtentheils nur ihren mächtigen Verbindungen am Hofe verdankten.

So war die Lage der Dinge in Oesterreich, als Maria Theresia den Thron ihrer Väter bestieg. Eine mißgestimmte Bevölkerung, verarmte Provinzen, einen leeren Schatz, ein zertrümmertes Heer, abgelebte Greise als Minister und schwer beschuldigte Generale, dieß hatte ihr sterbender Vater ihr hinterlassen und darin sollte sie Schutz finden und Hülfe, wenn etwa von Außen her ihre Erbfolge bestritten wurde. Inwiefern dieß zu besorgen war, mag ein Blick auf die damaligen Verhältnisse des Hauses Oesterreich zu den fremden Mächten zeigen.

Aus der Reihe der deutschen Reichsfürsten mußte in erster Linie Karl Albrecht Kurfürst von Baiern in Betracht kommen, von welchem man es als gewiß ansehen durfte, daß er versuchen werde, die Verwirklichung der pragmatischen Sanktion zu hindern und sein vermeintliches Erbrecht auf die gesammten Länder des Hauses Oesterreich in so weitem Umfange als nur immer möglich zur Geltung zu bringen. Die oft wiederholte Angabe, der Kurfürst von Baiern habe allein unter allen Regenten Europa's die pragmatische Sanktion niemals anerkannt, beruht zwar auf einem Irrthume, denn durch den zweiten Artikel des Vertrages vom 1. September 1726, welchen Karl Albrecht selbst am 22. Oktober desselben Jahres ratifizirte, war dieß geschehen. Andererseits darf jedoch auch nicht übersehen werden, daß dieser Traktat zunächst nur auf zwei Jahre abgeschlossen worden war und es zweifelhaft erschien, ob er zur Zeit des Todes des Kaisers noch Gültigkeit besaß. Daß der Kurfürst sich hieran nicht mehr gebunden hielt, hat er durch seine enge Verbindung mit Frankreich, als deren Frucht die erst seither bekannt gewordenen geheimen Verträge aus den Jahren 1727 und 1733 angesehen werden müssen, durch seine wiederholten Erklärungen am Regensburger Reichstage, insbesondere aber durch seine feindselige Haltung gegen Oesterreich während des letzten Krieges wider Frankreich deutlich genug an den Tag gelegt. Nach Abschluß des Friedens näherte er sich zwar, zumeist auf Anrathen Frankreichs, wieder dem

Kaiserhofe, und er überließ demselben sogar in den Jahren 1738 und 1739 Truppen zur Verstärkung des Heeres, welches gegen die Türken im Felde stand. Aber er that dieß nur, um seinem gleichzeitig gestellten Begehren, die Hand der zweitgeborenen Tochter des Kaisers, der Erzherzogin Marianne für seinen ältesten Sohn zu erhalten, desto leichter Eingang zu verschaffen. Wäre diesem Verlangen willfahrt worden, so hätte der Kurfürst nach dem Tode des Kaisers einen Theil der österreichischen Länder auch noch als die seiner Schwiegertochter gebührende Erbschaft in Anspruch genommen.

Wie hierauf alle seine Gedanken gerichtet waren, zeigte er durch die offenen Erklärungen, welche sein Gesandter in Wien, Graf Perusa, kurz vor dem Tode des Kaisers über die angeblichen Nachfolgerechte des Kurfürsten abgab, und durch sein unablässiges Bemühen, die Sympathien noch zu steigern, die er selbst und sein Haus, wie schon früher angedeutet worden, in Oesterreich bereits besaßen. Er fand hiezu nur allzuleicht, selbst in den obersten Sphären der Regierung, gar willige Werkzeuge. Es war wohl nicht absichtslos, wenn der Feldmarschall Graf Königsegg, von einer Sendung an den Münchner Hof nach Wien zurückgekehrt, überströmte von Lobpreisungen des Kurfürsten, und nicht müde wurde davon zu erzählen, wie er selbst alle Geschäfte besorge und mit einem feinen Verstande unermüdliche Thätigkeit verbinde. Solcher Samen fiel in Oesterreich auf fruchtbaren Boden, und er steigerte den Wunsch, den so Viele theilten, daß es dem Kurfürsten gelingen möge, das Ziel seiner Bestrebungen zu erreichen. Und wie man sich so gern überredet, daß dasjenige was man wünscht auch berechtigt sei, so geschah es auch damals, und groß war die Anzahl derjenigen, welche nicht nur wegen der Verheirathung des Kurfürsten von Baiern mit der zweiten Tochter des Kaisers Joseph I, sondern wegen noch älterer Besitztitel seines Hauses mit Festigkeit glaubten an sein Recht auf die Erbfolge in Oesterreich[20]).

Es war jedoch klar, daß wenn von einem Erbrechte einer der Töchter des Kaisers Joseph I., welche einem solchen bei ihrer Vermählung feierlich entsagt hatten, dennoch die Rede sein konnte, vor der Kurfürstin von Baiern deren ältere Schwester, die Gemahlin August's III. von Sachsen und Polen, in erster Linie in Betracht

kam. Es fehlte in der That nicht an sonst wohlunterrichteten Männern welche der Erhebung eines Anspruches von dieser Seite her entgegensahen [21]). Auch einige österreichische Minister befürchteten solches [22]), während Andere wieder glaubten, einen Einspruch von Seite Sachsens nicht besorgen zu müssen. War ja doch, so sagten diese, die Anerkennung der pragmatischen Sanktion durch das kurfürstlich sächsische Haus erst vor wenigen Jahren erfolgt, und dasselbe hiefür durch seine Erhebung auf den polnischen Thron und durch die unermeßlichen Opfer, welche der hierfür ausgebrochene Krieg dem Kaiserhause auferlegte, gar theuer bezahlt worden. Einen so schreienden Act der Undankbarkeit, wie ein Vertragsbruch von Seite Sachsens gewesen wäre, dürfe man daher dem Kurfürsten nicht zutrauen.

Noch weniger glaubte man von Preußen Uebles befahren zu müssen, wo vor kurzer Zeit König Friedrich Wilhelm I. gestorben war und sein ältester Sohn als Friedrich II. den Thron bestiegen hatte.

Es ist bekannt, wie schwankend zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's dessen Verhältniß zu Oesterreich war. Lange Jahre hindurch hatte er sich fast feindselig gegen dasselbe benommen, bis er sich plötzlich, hauptsächlich in Folge seiner Spannung mit dem Hause Hannover und weil er auf dieser Seite reichere Vortheile zu erlangen hoffte, dem Kaiser in die Arme warf. Sein Mund floß über von Versicherungen unverbrüchlichster Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, und hundertmal betheuerte er, daß er nichts sehnlicher herbeiwünsche als den Augenblick, in welchem er diese Gesinnung durch ganz außerordentliche Opfer an Geld und an Kriegshülfe auch thatsächlich werde beweisen können. Als jedoch der vielfach herbeibeschworene Augenblick wirklich eintrat, da war es derselbe König von Preußen, welcher nichts mehr hören wollte von jenen Versprechungen, auf deren Erfüllung man in Wien mit Bestimmtheit gerechnet hatte [23]). Kaum, daß er dazu zu bewegen war, in dem Kriege gegen Frankreich wenigstens seinen Verpflichtungen als Reichsfürst zu genügen, und obwohl er sich denselben nicht geradezu entzog, so kam er ihnen doch so lässig als möglich und mit einer Menge unleidlicher Forderungen nach, so daß er die ohnehin großen Verlegenheiten des Wiener Hofes eher vermehrte, als er ihnen zu steuern bemüht war.

Durch eine solche Haltung konnte natürlicher Weise das einst so feste Vertrauen des Kaisers [24]) auf Friedrich Wilhelm von Preußen nur empfindlich getäuscht und eine Erkaltung des früheren günstigen Einvernehmens zwischen den beiden Regierungen herbeigeführt werden. Was dem Wiener Hofe fortan Unangenehmes begegnen mochte, überall witterte man preußischen Einfluß dahinter, und der hervorragendste unter den damaligen österreichischen Staatsmännern ging so weit zu behaupten, daß eigentlich der König von Preußen es gewesen sei, welcher durch Winkelzüge jeder Art, hauptsächlich aber durch die Werkzeuge, die er an den Höfen von Wien und St. Petersburg besaß, in der Absicht, den Kaiser zu schwächen, denselben in den Türkenkrieg verwickelte, der einen so unglücklichen Ausgang für Oesterreich nahm [25]).

Wie dem aber auch sein mochte, dennoch zweifelte Niemand, weder in Wien noch in Berlin daran, daß Preußens vertragsmäßige Verpflichtung, durch welche es die pragmatische Sanktion anerkannt und gewährleistet hatte, ununterbrochen fortbestand [26]). Und wenn auch Mancher vermuthen mochte, Preußen werde sich zur Aufrechterhaltung derselben kaum zu irgend welchen Opfern herbeilassen, so besorgte doch Niemand, es den eingegangenen Verpflichtungen geradezu entgegenhandeln zu sehen. Auch die Thronbesteigung des neuen Königs schien hierin nichts zu ändern. Er war früher in ziemlich freundschaftlichen Beziehungen zu dem Großherzoge von Toscana, ja sogar in Correspondenz mit ihm gestanden, und ein Schreiben, welches noch erhalten blieb [27]), ist voll von Ausdrücken seiner Hochachtung und Anhänglichkeit. Jetzt hielt er mit jeder Kundgebung sorgfältig zurück, welche seine wahre Absicht über die Stellung, die er zum Wiener Hofe einzunehmen gedachte, hätte verrathen können. Daher war man zu Wien fortwährend unklar, wessen man sich von ihm zu versehen habe. Wohl erinnerte man sich deutlich, daß der jetzige König sich in früherer Zeit dem Hause Oesterreich nicht eben geneigt gezeigt hatte. Aber man durfte doch auch wieder darauf hoffen, durch des Kaisers warme Verwendung für den damaligen Prinzen Friedrich nach dessen verunglücktem Fluchtversuche, durch den Jahresgehalt, den man ihm selbst und seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth ausbezahlt hatte, durch die Bemühungen, ein besseres Verhältniß zwischen ihm

und seinem Vater herbeizuführen, werde der junge Fürst nach und nach auf andere Gedanken gebracht worden sein. Die Versicherungen, welche er dem Prinzen Eugen gegenüber mündlich aussprach, als er dem Feldzuge gegen Frankreich beiwohnte, waren ganz geeignet, den Wiener Hof in dieser Ansicht zu bestärken. Deßhalb hatte derselbe die Nachricht von der Thronbesteigung Friedrich's keineswegs mit Widerwillen, sondern mit der Hoffnung auf die Herstellung besseren Einvernehmens mit Preußen vernommen. Die lauten Aeußerungen der Freude, mit welchen sein Volk Friedrich's erste Regierungshandlungen begrüßte, fanden auch in Oesterreich neidlosen Wiederhall[28]). Bis in die obersten Sphären, in das Kaiserhaus selbst erstreckte er sich[29]), und man war bald entschlossen, mit Friedrich, so viel an Oesterreich lag, in freundschaftliches Nachbarverhältniß zu treten.

So wenig als man von Preußen aus irgend etwas besorgen zu müssen glaubte, konnte man dem Könige von England gegenüber einer Befürchtung Raum geben. Die frühere enge Verbindung mit dem Hause Hannover, welches nun auf dem britischen Throne saß, war zwar längst erkaltet, schon in Folge des Utrechter Friedens, in welchem die Seemächte die Frucht jahrelanger siegreicher Kämpfe schmählich geopfert hatten, weit mehr aber noch wegen ihrer Weigerung, dem Kaiser in dem letzten Kriege wider Frankreich gewaffneten Beistand zu leisten. Denn sie waren hiezu, wenigstens nach der Anschauungsweise, welche in Oesterreich herrschte, durch die Verträge verpflichtet, durch die sie erst vor wenig Jahren dem Kaiserhause den Besitz seiner italienischen Länder gewährleistet hatten. Die Seemächte aber behaupteten dagegen, daß nachdem der Krieg über die polnische Königswahl, eine ihnen fernliegende Sache ausgebrochen sei, in welche man sich freiwillig und ohne ihr Vorwissen allzuweit eingelassen habe, sie auch zur Betheiligung an demselben keineswegs gehalten sein könnten[30]).

Wer nun auch bei dieser Meinungsverschiedenheit im Rechte oder im Unrechte sein mochte, die Wirkung derselben blieb immer die gleiche, eine gereizte Stimmung des Kaiserhauses gegen die Seemächte, welche die Letzteren denn auch ihrerseits mit keineswegs freundschaftlichen Kundgebungen vergalten. Aber darum war, wenn gleich gerade kein thatkräftiger Beistand, doch auch keine Bestreitung der pragmatischen

Sanktion von Seite Englands und Hollands zu befürchten. Denn das eigene Interesse der Seemächte an der Aufrechterhaltung dieses österreichischen Grundgesetzes überwog zu sehr, als daß von dorther eine demselben nachtheilige Einwirkung besorgt werden konnte. Um so weniger war dieß der Fall, als die natürliche Lage der Dinge, welche in stets sich gleichbleibendem Maße für eine feste Verbindung zwischen Oesterreich und England spricht, sich allen persönlichen Antipathien zum Trotz auch damals wieder geltend zu machen begann. Während der letzten Monate der Regierung Karl's VI. fand, von England eifrig gesucht und von den Conferenzministern Starhemberg und Harrach begünstigt, eine Annäherung zwischen Oesterreich und England statt. Der Kaiser selbst, seinen wahren Vortheil wohl begreifend, zeigte sich derselben nicht abgeneigt; sein plötzlicher Tod verhinderte es jedoch, daß er sich noch eines Resultates dieser Schritte hätte erfreuen können.

Was Rußland betraf, so hatte Karl VI. die gegründetste Ursache zu hoffen, daß seine Tochter wenigstens an dieser Macht einen starken Rückhalt und eine sichere Stütze finden werde gegen ihre Feinde. Denn zur Aufrechterhaltung des Bündnisses mit Rußland war ja der Kaiser in den Kampf getreten mit der Pforte, und hatte, während der Fortgang des Krieges für Rußland ein durchaus günstiger gewesen selbst nur die empfindlichsten Verluste erlitten. Wenn je in politischen Dingen von einer Pflicht der Dankbarkeit die Rede sein konnte, so bestand damals eine solche von Seite Rußlands gegen Oesterreich, und es war wohl mit ziemlicher Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß die Czarin Anna bei ihren sonstigen wohlwollenden Gesinnungen für das Kaiserhaus eintretenden Falles auch ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen dasselbe nachkommen werde. Aber in denselben Tagen, in welchen Kaiser Karl VI. starb, wurde auch die Czarin von dem irdischen Schauplatze abgerufen. Die Staatsumwälzungen, welche auf dieses Ereigniß folgten, brachten das russische Reich in einen Zustand so großer Verwirrung, daß die Aussicht auf Hülfe von dorther sich immer trüber gestaltete.

Was die Pforte anging, so mußte man, insbesondere nach den unglücklichen Feldzügen der jüngst vergangenen Jahre, durch welche

die Zuversicht der Türken mächtig gehoben und der durch Eugen's Heldenthaten in ihnen erweckte Glaube an die Unbesiegbarkeit der kaiserlichen Heere völlig erloschen war, ihr gegenüber höchst zufrieden sein, wenn sie den Tod des Kaisers nicht als Anlaß benützte, den Belgrader Frieden zu brechen und einen Versuch zu machen, sich dasjenige anzueignen, was sie immer noch als ihr altes Besitzthum ansah. Aehnliches war in Italien, und zwar von Sardinien und von Neapel aus zu besorgen, den einzigen beiden Staaten, welche dort irgendwie in Betracht kamen.

In Sardinien trug damals König Karl Emanuel III. die Krone, und es hatte sich bald gezeigt, daß er in dem von seinem Vater Victor Amadeus ererbten Geiste fortfuhr, unbekümmert um Recht und Vertrag jedes Mittel zu benützen, so verwerflich es sonst auch sein mochte, wenn er nur hoffen durfte, seinen Länderbesitz durch dasselbe zu vergrößern oder sonst einen Vortheil für sich zu erlangen. Daß der König in demselben Augenblicke, in welchem er sich in der Person eines Bevollmächtigten vom Kaiser mit Montferrat belehnen ließ, nicht allein die Vorbereitungen, die Waffen wider das Haus Oesterreich zu ergreifen, getroffen, sondern daß er zu diesem Ende schon ein Bündniß mit Frankreich abgeschlossen hatte, nennt ein unparteischer Beobachter, der venetianische Botschafter Erizzo einen Schritt, so weit entfernt von jener Ehrenhaftigkeit, welche Fürsten immer beobachten sollten, daß es begreiflich sei, wenn man am Kaiserhofe von dem Könige von Sardinien die schlechteste Meinung hege und auch seinen wärmsten Freundschaftsversicherungen keinen Glauben beimesse. Immer werde man seine Schritte mit Mißtrauen ansehen und voraussetzen, daß er, der sich um die heiligsten Verpflichtungen nicht kümmere, einzig und allein nach Vergrößerung seiner Macht strebe, und daher jede Gelegenheit ergreifen werde, sich auch noch des Ueberrestes des Staates von Mailand zu bemächtigen, von welchem er bereits einen so ansehnlichen Theil besaß [31]).

Inwiefern das Verwandtschaftsverhältniß, in welches König Karl Emanuel durch seine Verheirathung mit einer Schwester des Großherzogs von Toscana zu demselben getreten war, von Einfluß sein werde auf seine zukünftige Haltung gegen das Haus Oesterreich, lag

noch außer aller Berechnung. Einen gewissen Grad von Annäherung werde dieser Umstand doch immerhin, so hoffte man, zwischen den Höfen von Wien und Turin herbeiführen, während es den Beziehungen des Ersteren zu demjenigen von Neapel an jedem Anknüpfungspunkte fehlte.

Hier saß der junge König Karl III. auf dem Throne, welchen er erst vor wenig Jahren bestiegen hatte, noch in völliger Abhängigkeit von Spanien, dessen Königshause er entstammte und dem er seine Erhöhung verdankte. So lange Karl's Mutter, die Königin Elisabeth noch lebte, welche schon mehr als zwanzig Jahre hindurch mit ihrem unsteten Unternehmungsgeiste Europa in Unruhe versetzte, war mit Recht zu besorgen, die spanische Politik werde nicht aufhören, in den Bahnen sich fortzubewegen, welche sie so lange Zeit hindurch gleichmäßig verfolgt hatte. Und was insbesondere das Haus Oesterreich betraf, so durfte dasselbe um so weniger von Spanien Gutes erwarten, als die Königin Elisabeth, nachdem durch die Verheirathung der Erzherzogin Therese jede Möglichkeit, deren Hand für ihren Sohn Karl zu erhalten, abgeschnitten war, sich eifrigst bemüht hatte, ihm diejenige der jüngeren Erzherzogin zu erwerben. Die abschlägige Antwort, welche diesem Begehren zu Theil wurde, konnte die Königin in ihrer ohnedieß feindseligen Stimmung gegen das Kaiserhaus nur bestärken. Große Befürchtungen zu erregen, dazu war jedoch Spanien, so lange es für sich allein blieb, schon seiner geographischen Lage wegen nicht geeignet. Alles kam darauf an, wie sich Frankreich verhalten werde, welches zu jener Zeit sich auf dem Höhepunkte seiner Macht befand und einen fast gebieterischen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten ausübte.

Eine eigenthümliche, sich nicht selten wiederholende Erscheinung in der Geschichte ist es, daß Staaten, welche kurz zuvor in blutigen Kampf miteinander verwickelt waren, nach Beendigung des Krieges in ein enges Freundschaftsverhältniß treten, während sie zu ihren früheren Bundesgenossen, welche sie der Verabsäumung ihrer Verpflichtungen beschuldigen, in eine fast feindselige Stellung gerathen. Gleiches war nach Abschluß der Friedenspräliminarien vom 3. Oktober 1735 mit Oesterreich der Fall. Zu Preußen, zu den Seemächten

kam es in gespannte Beziehungen, während diejenigen zu Frankreich sich auf dem freundschaftlichsten Fuße gestalteten. Wie Erizzo bezeugt, gab es damals kaum irgend eine politische Angelegenheit in Oesterreich, über welche man sich nicht mit Frankreich verständigte und dessen Rath befolgte.

Der Gedanke, von welchem der Wiener Hof hierbei ausging, war allerdings an und für sich kein unrichtiger zu nennen. Wenn es gelang, Frankreich, wie es sich durch feierliche Gelobung dazu anheischig machte, wirklich zu thatkräftiger Unterstützung der pragmatischen Sanktion zu bestimmen, so durfte man die drohendste Gefahr als beseitigt ansehen. Mit Frankreich als Bundesgenossen hatte das Haus Oesterreich von Baiern und Sachsen, von Sardinien und Spanien keinen Augenblick etwas zu fürchten. Mit ebenso großer Leichtigkeit hätte es sich der beiden Kurfürsten erwehrt, als die zwei anderen Staaten von Frankreichs weit überwiegender Macht im Zaume gehalten worden wären.

Aber ganz anders stellt sich die Sachlage dar, wenn die Frage aufgeworfen wurde, ob denn Frankreich mit seinen Freundschaftsversicherungen es ernstlich meine und ob auf dessen gewaffneten Beistand auch wirklich mit Sicherheit zu zählen sei. Und darüber gab sich der Wiener Hof, wie er zu seinem empfindlichsten Nachtheile nur allzubald erfuhr, einer vollständigen Täuschung hin. Sinzendorff und Bartenstein muß die Hauptschuld davon zugeschrieben werden. Der Erstere that sich insbesondere viel zu Gute auf seine vertraulichen Beziehungen zu dem Cardinal Fleury, und er behauptete, dessen günstige Stimmung für Oesterreich verbürgen zu können. Allerdings waren die damaligen Kundgebungen Frankreichs der Art, daß man durch sie in einer solchen Meinung, wenn man sie einmal gefaßt hatte, nur bestärkt werden konnte. So hatte Frankreich es bewirkt, daß Baiern äußerlich wenigstens in ein besseres Verhältniß zum Kaiserhause trat, und demselben Truppen zum Kampfe gegen die Ungläubigen überließ. So war es wieder Frankreich, welches die Vermittlung des Friedens zwischen dem Kaiser und der Pforte mit wahrem Eifer betrieben und ihn in der That auch zu Stande gebracht hatte; freilich in einer Weise, in welcher dem Ersteren die schwersten

Verluste zugefügt, der Letzteren aber glänzende Vortheile zu Theil wurden. Das entschuldigte Frankreich aber wieder mit den unglücklichen Kriegsereignissen, und es wußte mit solcher Geschicklichkeit die Fäden zu spinnen, daß man zu Wien in der That von denselben völlig umgarnt war. So weit ging dieß, daß sich, als der Kaiser starb, das Gerücht verbreitete und von sonst wohlunterrichteten Personen geglaubt wurde, Karl VI. habe den König Ludwig XV. zum Vollstrecker seines Testaments eingesetzt [32]). Dem war jedoch keineswegs so; außer den schon früher angedeuteten Verfügungen ist in dem Testamente nichts enthalten, und von dem Könige von Frankreich oder sonst einem auswärtigen Fürsten mit keinem Worte die Rede [33]).

Ueberblickt man noch einmal die Verhältnisse Oesterreichs zu den fremden Staaten, wie sie damals sich gestaltet hatten, so wird es klar, daß auf verläßliche Hülfe von keiner Seite zu rechnen war. In Wien glaubte man noch am ehesten auf Frankreich bauen zu dürfen. Daß diese Hoffnung eine trügerische sei, sagten jedoch vorurtheilsfreie Beobachter schon damals vorher. Bestätigten sich ihre Befürchtungen, nahm Frankreich nicht für, sondern gegen das Haus Oesterreich Partei, dann war eine Reihe der unheilvollsten Ereignisse vorherzusehen. Das Aergste mußte man besorgen, und bei dem gänzlichen Mangel nur einiger Maßen ausreichender Stützpunkte im Innern oder von Außen her schien es, daß aus dem Schiffbruche, der dann bevorstand, für die Tochter und Erbin Karl's VI. kaum irgend etwas zu retten war [34]).

Viertes Capitel.

Maria Theresia hatte in dem Augenblicke, als ihr Vater starb, ihr vier und zwanzigstes Jahr noch nicht zurückgelegt. Obgleich seit längerer Zeit schon kein vernünftiger Zweifel mehr obwaltete, daß ihr dereinst die Erbfolge in Oesterreich zufallen werde, obgleich ihre glücklichen geistigen Anlagen kein Geheimniß geblieben sein konnten, so war doch bisher nicht das Geringste geschehen, sie in die Besorgung der Staatsgeschäfte einzuweihen. Sie trat somit als völliger Neuling an die Spitze derselben, und man vermochte nicht zu beurtheilen, inwiefern sie einer so ungeheuren Last auch gewachsen sein werde. Freilich hoffte Jeder, der sie kannte, zuversichtlich darauf, denn wer nur immer mit ihr in Berührung gekommen war, hatte sich schon die günstigste Meinung von ihr gebildet. Besaß sie ja doch alle Eigenschaften im höchsten Grade, welche die Zuneigung, die Verehrung der Menschen zu gewinnen geeignet sind. Ihre körperliche Schönheit hatte sich erst nach ihrer Vermählung zu vollem Glanze entwickelt; seltener Liebreiz und majestätisches Wesen waren in ihrer äußeren Erscheinung in eigenthümlicher Weise vereinigt. Der reine Strahl des tiefblauen Auges, voll Lebhaftigkeit und doch zugleich voll Sanftmuth, die hohe Stirne, das reiche blonde Haar, der sanft geschwellte Mund, die blendend weißen Zähne, das feine Oval und der heitere Ausdruck des Antlitzes, die frische Hautfarbe, die wundervollen Formen des Halses, der Arme und der Hände, die ganze von Gesundheit strotzende, zugleich anmuthige und doch kräftige, mehr als mittelgroße Gestalt, ihr leichter

und doch zugleich würdevoller Gang [1]) ließen Maria Theresia als eine jener wenigen, von der Natur bevorzugten Frauen erscheinen, welche als Muster vollendeter Weiblichkeit angesehen werden können. Dazu gesellte sich noch eine bewunderungswürdige Lebhaftigkeit des Geistes, eine scharfe Urtheilskraft, ein immer treues Gedächtniß, die glückliche Gabe, ihre Gedanken, sei es im Privatgespräch, sei es in öffentlicher Rede mit Leichtigkeit, mit Sicherheit und in einer von der Richtigkeit ihrer Anschauungen überzeugenden Weise auszudrücken, ein warmer Sinn für den Ruhm ihres Hauses und das Wohl ihrer Unterthanen, ein tief eingewurzeltes Gefühl für Recht und Gesetz, eine ihrem Innersten entstammende Frömmigkeit und ein durch Nichts zu erschütterndes Vertrauen auf Gott. So war die Fürstin, in deren unerfahrene, aber starke Hand nun das Schicksal des Hauses Oesterreich und seiner weit ausgedehnten Staaten, das Schicksal vieler Millionen Menschen gelegt wurde, welche nach Sitte, Abstammung und Sprache völlig verschieden, gerade in der gemeinsamen Herrscherin das stärkste Band erkannten, das sie aneinander fesselte.

Maria Theresia war zur Zeit des Todes ihres Vaters in Folge des erschütternden Eindruckes, welchen das letzte Zusammensein mit ihm und die Voraussicht jenes so sehr gefürchteten Ereignisses auf sie hervorgebracht hatten, nicht unbedenklich erkrankt. Mit kräftigem Willen überwand sie aber jedes körperliche Unwohlsein, als es galt den Posten auch wirklich einzunehmen, zu dem sie durch die Fügung der Vorsehung berufen wurde. Alsogleich begann sie sich der Erfüllung der mit ihrer hohen Würde verbundenen Pflichten zu unterziehen, denen sie von nun an vierzig Jahre hindurch im strengsten Sinne des Wortes ununterbrochen oblag.

Die erste Sorge mußte natürlich dahin gerichtet sein, die der Erzherzogin kraft der pragmatischen Sanktion zustehende Erbfolge in den österreichischen Ländern ungesäumt und in einer Weise vor sich gehen zu lassen, daß wenigstens von Seite dieser Länder selbst kein wie immer gearteter Widerspruch dagegen laut werde. Nur wenn dieß gelang, durfte man hoffen, den Angriffen begegnen zu können, welche wider die Nachfolge Maria Theresia's von Außen her zu erwarten waren.

Der Wiener Hof handelte in der schwierigen Lage, in welcher er sich befand, mit größerer Schnelligkeit als man sie unter dem verstorbenen Kaiser gewohnt war. Noch an dem Todestage ihres Vaters empfing Maria Theresia die Huldigung der obersten Behörden, und bei dieser Feierlichkeit war es zum ersten Male, daß sie ihren jetzigen Unterthanen als Herrscherin sich zeigte. Der Eindruck, welchen ihre Erscheinung, ihre Haltung auf die Versammlung hervorbrachte, war ein mächtiger, ein wahrhaft ergreifender. Als ihr der Obersthofmeister des verstorbenen Kaisers, Graf Sigmund Rudolph Sinzendorff als diejenige Person, welche die vornehmste Stelle am Hofe bekleidete, im Namen Aller, die im Besitze von Aemtern sich befanden, dieselben zu Füßen legte, weil die Vollmacht zur Ausübung der damit verbundenen Functionen mit dem Tode des Kaisers erloschen war, antwortete Maria Theresia, unter dem Thronhimmel stehend und in freier Rede zu den Männern sprechend, welche so lange Jahre hindurch ihrem Vater gedient hatten. Oftmals durch Thränen unterbrochen, erklärte sie ihnen, daß der Kaiser ihr seine Minister in angelegentlicher Weise empfohlen habe, daß sie dieselben einstweilen in ihren Aemtern bestätige und fest überzeugt sei, sie würden die bisherige Treue, den bisherigen Eifer auch fortan in gleichem Maße bewähren [2]). Von diesem Augenblicke angefangen nahm Maria Theresia den Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich an, und sie bediente sich desselben fortan bei allen amtlichen Ausfertigungen.

Die günstigen Folgen so raschen Handelns waren zweifacher Art. Vorerst flößte es den altersschwachen, an thatkräftiges Auftreten schon lange nicht mehr gewöhnten Ministern, welche Karl VI. hinterlassen hatte, wenigstens einen Theil jenes Selbstvertrauens, jener Entschlossenheit ein, deren sie so sehr bedurften. Denn in so hohem Maße waren sie von Kleinmuth ergriffen worden, daß sie, wie ein Augenzeuge versichert, schon die Türken in Ungarn, die Ungarn selbst im Aufstande, die Sachsen in Böhmen, die Ungarn an den Thoren Wiens erblickten und Frankreich als die Seele von All' dem ansahen [3]), dort jedoch gleichwohl keine Gefahr vermutheten, von wo her sie am unmittelbarsten drohte. Andererseits aber diente es dazu, Diejenigen einzuschüchtern, welche den Augenblick der ersten Bestürzung und Verwirrung benützen

wollten, um der neuen Herrscherin in ihrem eigenen Lande Schwierigkeiten zu bereiten und ihre Thronfolge, wenn nicht zu hindern, so doch zu erschweren.

Als das geeignetste Mittel hiezu bot sich die Erregung eines Aufstandes in Wien und dessen Umgebung dar. Durch die Einflüsterungen baierischer Emissäre und die Einwirkungen verschiedener Nebenumstände waren die Gemüther schon mehr als genügend hiezu vorbereitet. Der allzu zahlreiche Wildstand, den Karl VI. als leidenschaftlicher Jäger in Wiens nächster Nähe unterhielt und durch welchen dem Landvolke vielfacher Schaden verursacht wurde, hatte die Popularität des Kaisers wesentlich beeinträchtigt und eine gereizte Stimmung wider ihn hervorgerufen. Durch den damit außer allem Zusammenhange stehenden Zufall, daß die ungünstige Witterung während des Monats Oktober die Weinernte nahezu vernichtet hatte und auch sonst große Theuerung der Lebensmittel herrschte, war die allgemeine Aufregung noch mehr gesteigert worden, und sie wurde schnell benutzt, um Zusammenrottungen hervorzurufen. Das Landvolk begann einen Vernichtungskrieg gegen die kaiserliche Wildbahn und wurde nur dadurch besänftigt, daß Maria Theresia selbst das Wild in großen Massen abschießen ließ.

In der Hauptstadt blieb vor der Hand alles ruhig. Zwar erhoben sich Stimmen, welche erklärten, es sei unvereinbar mit der Würde des Reiches, von einer Frau regiert zu werden, und das allgemeine Wohl fordere dringend, einem deutschen Fürsten die Herrschaft über Oesterreich zu übertragen[4]). Insbesondere unter den niederen Volksklassen schien die Meinung Boden zu gewinnen, mit dem Tode des Kaisers sei auch die Regierung aufgelöst und der Kurfürst von Baiern werde kommen, um die österreichischen Lande in Besitz zu nehmen. Aber die Versuche, hie und da eine lärmende Demonstration zu veranlassen, wurden von den Behörden ohne Schwierigkeit vereitelt. Erst einen Monat später, am 22. November, dem Tage, an welchem die Stände Niederösterreichs die feierliche Huldigung leisteten, kam es zu ernsten Excessen. An den Orten, an denen der damaligen Gewohnheit nach Wein und Lebensmittel ausgetheilt wurden, rottete sich der Pöbel zusammen, trieb allerlei Unfug und strömte endlich zu dem Hause des Hofkriegsrathes von Wöber, einer besonders unbeliebten

Persönlichkeit. Hier wurden in beiden Stockwerken die Fenster eingeworfen und die städtischen Wachen, welche zum Schutze des Bedrohten herbeigeilt waren, mit Knütteln und Steinwürfen zurückgetrieben. Dem Dragoner-Regimente Althan, das nun aufgeboten wurde, gelang es jedoch bald, die Rädelsführer zu verhaften und die Volkshaufen zu zerstreuen [5]).

Diese Ruhestörungen, so lästig sie auch an und für sich waren, können jedoch keinen Augenblick als ein wirkliches Hemmnis der Thronbesteigung Maria Theresia's angesehen werden. Dieselbe ging vielmehr nicht nur in Wien glücklich vor sich, sondern auch in den verschiedenen Provinzen wurde die Feier der Huldigung ohne jedes Hinderniß, ja mit lebhaftester Betheiligung der Bevölkerung vorgenommen. Die Berichte darüber lauteten im günstigsten Sinne. „Es ist glück„lich gelungen", schreibt ein wohlunterrichteter Zeitgenosse, „die ver„schiedenen Völker mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß die „Monarchie zusammen zu erhalten und ihre Trennung nicht zuzu„lassen sei" [6]).

Auch in Ungarn brach sich die gleiche Anschauungsweise ungehindert Bahn. Von dorther war der Feldmarschall und Judex Curiae Graf Johann Palffy noch während der Krankheit Karl's VI. nach Wien berufen worden. Denn das große Ansehen, welches dieser verdiente Krieger und Staatsmann in seinem Heimathlande mit Recht genoß, sowie seine bekannte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an den Großherzog von Toscana ließen ihn als die geeignetste Person erscheinen, um über die Maßregeln zu Rathe gezogen zu werden, welche man hinsichtlich Ungarns zu ergreifen hatte [7]).

Am Tage nach dem Tode des Kaisers, dem 21. Oktober, wohnte Maria Theresia zum ersten Male einer Versammlung der geheimen Conferenz bei. Sie führte in derselben den Vorsitz, ihr Gemahl saß ihr zur Linken. Die Räthe des verstorbenen Kaisers, Sinzendorff, Starhemberg, beide Harrach und Königsegg bildeten auch jetzt noch die Conferenz. Tiefgebeugt durch Alter und körperliche Gebrechlichkeit mögen diese Männer, von welchen der Jüngste seinem siebzigsten Lebensjahre sich näherte, auch äußerlich schon einen gar seltsamen Contrast gebildet haben zu dem in jugendlicher Frische und Schönheit

strahlenden Herrscherpaar. Nicht geringer war der innere Gegensatz zwischen ihnen. Er zeigte sich am auffallendsten in der muthvollen, entschlossenen Haltung, welche Maria Theresia und ihr Gemahl vom ersten Augenblicke an beobachteten. Auch in der rastlosen Thätigkeit, die sie entwickelten[8]), wurde er deutlich sichtbar. In solchem Maße gab sich ihr insbesondere die Königin hin, daß sie, wie ein Augenzeuge versichert, kaum die nöthige Zeit sich gönnte, um zu schlafen oder eine Mahlzeit zu sich zu nehmen[9]).

Was jedoch Maria Theresia und ihrem Gemahl am schnellsten alle Herzen gewann, das war hauptsächlich die Versöhnlichkeit und Milde, die sie in wahrhaft überraschender Weise an den Tag legten[10]). Man kennt die wenig erfreuliche Stellung, welche insbesondere Franz von Lothringen an dem Hofe seines Schwiegervaters einnahm, die Intriguen, die gegen ihn gespielt wurden, und die peinliche Zurücksetzung, die er in Folge derselben gar oft erfahren mußte. Jetzt war der geeignete Zeitpunkt eingetreten, sich hiefür zu rächen, und gar Mancher mochte mit Herzklopfen den ersten Schritten in dieser Richtung entgegen blicken. Aber nichts von alledem geschah. „Wer jetzt „den Großherzog handeln sieht", schreibt Graf Tarouca an einen vertrauten Freund[11]), „der würde glauben, daß er niemals den geringsten „Grund zur Unzufriedenheit mit irgend Jemand gehabt habe. Die„jenigen, welche man als seine Widersacher kannte, sind nun seine „Minister, seine Rathgeber, ja fast die Leiter seiner Schritte. Jetzt „wäre ihm die beste Gelegenheit geboten, die Männer zu demüthigen, „welche aus Unklugheit oder aus sonstigen Ursachen Schuld waren, „daß die Geschäfte in andere Hände als in die seinigen gelegt wurden. „Doch ging hierüber kein Wort als etwa eines der Entschuldigung „aus seinem Munde hervor. Ja er wartete nicht einmal ab, daß von „Seite jener Männer die ersten Schritte geschahen; er selbst beeilte „sich, sie um die Fortsetzung ihrer Dienste anzugehen, gerade wie ein „gewissenhafter Privatmann, dem nichts als das Interesse seines Herrn „am Herzen liegt, gegen seines Gleichen handeln würde."

Dieses Verfahren des Großherzogs und das nicht minder versöhnliche Benehmen Maria Theresia's, in deren ganzem Wesen die gewinnendste Sanftmuth mit unerschütterlicher Festigkeit in ganz eigen-

thümlicher Weise gepaart war[12]), erfüllte jeden, mit welchem sie in Geschäftsverkehr traten, mit dem lebhaftesten Eifer, ihnen zu dienen[13]). Es nach besten Kräften zu thun, schien das einmüthige Bestreben Aller zu sein, und es gewann das Ansehen, als ob die früheren Meinungsverschiedenheiten unter den Ministern, welche nicht selten in offenen Zwiespalt, ja in gegenseitige Anfeindungen ausgeartet waren, plötzlich erloschen waren vor der Eintracht, welche das Herrscherpaar selbst beseelte[14]). Diese recht unverhüllt hervortreten zu lassen und gleichzeitig die Stellung ihres Gemahls zu einer möglichst glänzenden, der ihrigen gleichkommenden zu gestalten, darauf war schon von Anfang an Maria Theresia's eifrigstes Streben gerichtet. Das beste Mittel hiezu und gleichzeitig den geeignetsten Weg, dem Großherzoge zur Kaiserwürde zu verhelfen[15]), erblickte sie darin, daß sie ihn zum Mitregenten in den österreichischen Erbkönigreichen und Landen erklärte und ihm für den Fall ihres Todes die Regentschaft daselbst bis zu dem Zeitpunkte übertrug, in welchem der rechtmäßige Thronerbe zur Volljährigkeit gelangt sein würde. Die ausdrücklich beigefügte Bemerkung, daß hiedurch die pragmatische Sanktion und die durch sie festgesetzte Thronfolgeordnung in keiner Weise abgeändert werden solle, wurde von dem Großherzoge durch einen eigens ausgefertigten Revers noch insbesondere bekräftigt.

Der Hauptgegenstand jedoch, welchem von nun an der Großherzog seine Obsorge zu widmen hatte, bestand darin, die bewaffnete Macht mit thunlichster Beschleunigung dem Zustande des Verfalles, in welchen sie während der letzten Regierungszeit Karl's VI. versunken war, zu entreißen und sie auf einen möglichst achtunggebietenden Fuß zu setzen. Schon in der Versammlung der geheimen Conferenz vom 24. Oktober 1740, welcher auch Johann Palffy beigezogen wurde, beriethen Maria Theresia und ihr Gemahl mit den Ministern über diese höchst wichtige Angelegenheit, insoweit sie sich auf Ungarn bezog. Das Commando über die dort befindlichen Truppen könne, so wurde erklärt, in keine besseren Hände als in diejenigen Palffy's gelegt werden. Mit unbeschränkter Vollmacht, ja gewisser Maßen als Stellvertreter der Königin habe er sich dorthin zu verfügen[16]). An seine Befehle wurde auch Graf Alexander Karolyi, welcher in Ober-Ungarn

commandirte, an ihn wurden alle übrigen Generale in Ungarn und dessen Nebenländern gewiesen.

Eine zweite bedeutsame Maßregel Maria Theresia's bestand darin, daß sie den Generalen, welche in Fole der unglücklichen Ereignisse des letzten Türkenkrieges noch immer gefangen saßen, nicht nur die Freiheit, sondern auch die hohe militärische Würde wiedergab, die sie bekleidet hatten. Es waren dies die Grafen Seckendorff, Neipperg und Wallis. In besonders ehrenvoller Weise geschah jener Schritt Seckendorff und Neipperg gegenüber, deren frühere ausgezeichnete Haltung mit rühmender Anerkennung und der Bemerkung hervorgehoben wurde, die Königin rechne mit voller Bestimmtheit auf die Fortsetzung ihrer treuen und eifrigen Dienste. Seckendorff begab sich, nachdem er Maria Theresia seine Ehrfurcht und Dankbarkeit bezeigt hatte, nach der seiner Obhut anvertrauten Reichsfestung Philippsburg. Neipperg blieb in Wien und wurde von nun an den Conferenzen in militärischen Dingen beigezogen. Dem Feldmarschall Grafen Wallis wurde seiner Bitte gemäß gestattet, auf seinem Landgute zu verbleiben. Auch ein vierter Officier, Oberst Heinrich Maximilian von Humprecht, welcher an der schimpflichen Uebergabe Nissa's Antheil genommen hatte und darum zur Cassation verurtheilt worden war, wurde in seine frühere Stellung wieder eingesetzt.

So wie Maria Theresia die während der Regierung ihres Vaters in Haft gebrachten Generale durch schnelle und vollständige Begnadigung ihrem Dienste wieder zu gewinnen sich bemühte, so trachtete sie Diejenigen, gegen welche kein Anschuldigungsgrund obgewaltet hatte, durch Beförderung oder sonstige Auszeichnung zu erneuerten Anstrengungen zu ermuntern. Ihren Schwager, den Prinzen Karl von Lothringen, ernannte sie zum Feldmarschall, den Freiherrn von Wachtendonk aber, welcher seiner Zeit die kaiserlichen Streitkräfte auf Corsica befehligt hatte und nun in Toscana stand, zum Feldzeugmeister. Anderen Generalen, unter welchen sich der nachmals so berühmte Gra Leopold Daun befand, wurden erledigte Regimenter verliehen.

Was endlich die Truppen selbst anging, so ergriff man unverzüglich die geeigneten Maßregeln, um dieselben zu ergänzen und sie so schnell als nur immer thunlich in den Stand zu setzen, erforderlichen

Falles sogleich in's Feld rücken zu können. Schon jetzt beeilte man sich, die Regimenter dermaßen durch die österreichischen Länder zu vertheilen, daß die Punkte, die man am ehesten als bedroht ansah, wenigstens vorläufig geschützt erschienen. Neun Regimenter wurden nach Böhmen, sechs nach Mähren, vier nach Schlesien, eines nach Tirol bestimmt. Bei Pilsen oder Budweis wollte man ein Armeecorps zusammenziehen, um jeden Angriff zurückzuweisen, welcher etwa von Baiern aus gegen Böhmen oder Ober-Oesterreich unternommen werden könnte. Die in gänzlichem Verfall befindlichen festen Plätze in Böhmen, Schlesien und Ungarn sollten ungesäumt in vertheidigungsfähigen Zustand gebracht werden.

Zur Ausführung solcher Beschlüsse bedurfte man jedoch natürlicher Weise nicht nur einer gewissen Zeit, um die während einer dreißigjährigen Regierung voll Langsamkeit und Unentschlossenheit begangenen Versäumnisse wenigstens einiger Maßen wieder gut zu machen, sondern auch großer Geldsummen, und diese waren in den gänzlich entblößten Kassen nicht vorhanden. Ohne gerade sehr verschuldet zu sein, befand sich doch der Staat eben damals, wie freilich fast jederzeit in der peinlichsten Geldverlegenheit [17]. Da für den Augenblick wenigstens die Eröffnung neuer, ergiebiger Hülfsquellen nicht leicht ausführbar erschien, so griff man vorerst zu dem Auskunftsmittel, diejenigen Ausgaben zu unterdrücken oder zu beschränken, welche entweder ganz oder doch in ihrer bisherigen Höhe als überflüssig erkannt wurden. Hiezu gehörten vor Allem die ungemein zahlreichen und ansehnlichen Pensionen, welche Karl VI. an seine ehemaligen spanischen Anhänger und auch an andere Personen, die später aus Spanien nach Oesterreich gekommen waren, ausbezahlen ließ, und von denen man in Wahrheit sagen konnte, daß sie den Kaiser arm gemacht hatten. Hiezu gehörten die größtentheils durch unglaublichen Unterschleif zu übertriebener Höhe angewachsenen Ausgaben für die Hofhaltung, wie denn, um statt vieler Beispiele nur eines einzigen zu erwähnen, für die verwitwete Kaiserin Amalie als täglicher Schlaftrunk allein zwölf Kannen ungarischen Weines, für jede Hofdame aber sechs Kannen Wein verrechnet wurden.

So eifrig die Königin sich bemühte, ihre Kriegsmacht und ihre Finanzen in befriedigenderen Zustand zu versetzen, so war doch Niemand mehr als sie von dem aufrichtigsten Bestreben, den Frieden so lang als möglich zu erhalten, und von der Erkenntniß durchdrungen, nichts so sehr als die Fortdauer der Ruhe Europa's sei in ihrem Interesse gelegen. Deßhalb sah sie es als eine ihrer dringendsten Aufgaben an, sich mit den hervorragendsten Mächten in gutes Einvernehmen zu setzen, und darum legte Bartenstein schon in der ersten Sitzung der Conferenz die Weisungen vor, welche an die Repräsentanten Oesterreichs in Frankreich und England, in Preußen und Sachsen zu ergehen hatten. Der Tod des Kaisers wurde gemeldet und die förmliche Notifikation dieses Ereignisses so wie des Regierungsantrittes der Königin im voraus angekündigt. Hieran reihte sich die Versicherung, in den bundesfreundlichen Gesinnungen beharren zu wollen, von denen der verstorbene Kaiser beseelt war, und der Ausdruck der zuversichtlichen Erwartung, die Mächte, welche sich zur Gewährleistung der pragmatischen Sanktion anheischig gemacht hatten, würden jetzt, wo der Augenblick dazu gekommen sei, diese Verpflichtung wirklich erfüllen. Auch an die Mehrzahl der übrigen Regierungen wurden ähnliche Schreiben gerichtet, und an die Höfe der deutschen Kurfürsten noch insbesondere Personen von hervorragendem Range abgesendet, um den Tod des Kaisers zu notificiren und den daran geknüpften Erklärungen und Begehren der Königin größeren Nachdruck zu verleihen.

Diese Maßregeln waren um so mehr an der Zeit, als die Schritte gegen die Verwirklichung der pragmatischen Sanktion in der That nicht lang auf sich warten ließen.

Noch während Karl VI. sich am Leben befand, war Kurfürst Karl Albrecht von Baiern mit förmlichen Ansprüchen auf die Nachfolge in Oesterreich hervorgetreten. Er stützte dieselben nicht so sehr auf das vermeintliche Erbrecht seiner Gemahlin, der zweitgeborenen Tochter Joseph's I., als auf die letztwilligen Bestimmungen des Kaisers Ferdinand I., durch welche, wie er behauptete, dieser Monarch den Nachkommen seiner an Herzog Albrecht von Baiern vermählten ältesten Tochter Anna die Erbfolge in Oesterreich für den Fall vorbehalten habe, daß der Mannesstamm des Hauses Habsburg erlöschen

sollte. Graf Perusa, des Kurfürsten Gesandter in Wien, hatte zur Begründung dieser Ansprüche Einsicht in das Original des Testamentes und Mittheilung einer beglaubigten Abschrift desselben verlangt. Dieses Begehren war jedoch bloß mündlich geschehen, und in Wien behauptete man aus schwer begreiflichen Gründen demselben nur dann willfahren zu können, wenn es schriftlich vorgebracht würde.

So standen die Sachen, als der Kaiser starb, und wenige Tage darauf begab sich Graf Perusa in Folge der ihm aus München zugekommenen Verhaltungsbefehle zu sämmtlichen Conferenzministern. Er stellte das förmliche Begehren, daß Maria Theresia weder als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters erkannt werde, noch daß sonst irgend etwas geschehe, wodurch die Rechte des Kurfürsten von Baiern beeinträchtigt werden könnten. Er gab das Notificationsschreiben, in dem Maria Theresia dem Kurfürsten den Tod des Kaisers und ihre Thronbesteigung als Königin von Ungarn und Böhmen angezeigt hatte, mit der Erklärung zurück, daß sein Herr die Erzherzogin in jener Eigenschaft nicht anzuerkennen vermöge. Er erneuerte das Begehren um Einsicht in die testamentarischen Bestimmungen des Kaisers Ferdinand I., und gab endlich den in Wien anwesenden Repräsentanten der fremden Mächte Kunde von den Ansprüchen des Kurfürsten auf die Nachfolge in sämmtlichen Ländern des Hauses Oesterreich. Er bat sie, bis zu dem Augenblicke, in welchem man über die unzweifelhafte Berechtigung dieser Ansprüche in's Klare gekommen sei, keinen Schritt zu thun, aus welchem eine Anerkennung Maria Theresia's als Königin von Ungarn und Böhmen gefolgert werden könnte. Deßhalb sollte sie, so beantragte Perusa, sich auch jeden Verkehrs mit dem österreichischen Ministerium einstweilen enthalten.

Der Wiener Hof säumte nun nicht länger, dasjenige zu veranlassen, was in seinem eigenen Interesse schon viel früher hätte geschehen sollen, und wovon der verstorbene Kaiser nur durch eine allzuweit getriebene Aengstlichkeit abgehalten worden war. Einstimmig beschloß man, nicht allein dem baierischen Gesandten die verlangte Einsicht in das Testament zu gestatten, sondern um nebst dem Kurfürsten selbst auch ganz Europa von der Grundlosigkeit der erhobenen Ansprüche zu überzeugen, jene Handlung so feierlich als möglich zu gestalten.

Am Abende des 3. November 1740 versammelten sich in den Gemächern des Obersten Hofkanzlers Grafen von Sinzendorff die in Wien anwesenden Repräsentanten Sachsens, Preußens und Hannovers, welchen noch diejenigen Englands und Rußlands beigezogen wurden. Im Auftrage der Königin habe er sie eingeladen, eröffnete ihnen Sinzendorff, um sie durch den Augenschein und in unwiderleglicher Weise von der Unanfechtbarkeit ihres Erbrechtes zu überzeugen. Das Originaltestament Ferdinand's I., von ihm selbst eigenhändig unterzeichnet, ging von Hand zu Hand, und Jeder sah klar und deutlich, daß die Nachkommen der Herzogin Anna von Baiern nicht nach dem Aussterben der „männlichen", sondern erst nach dem der „ehelichen" Leibeserben der Söhne Ferdinand's, worunter natürlich deren Töchter mit inbegriffen erschienen, zur Nachfolge in Oesterreich berufen waren[19].

Am folgenden Tage wurde dem päpstlichen Nuntius und den Botschaftern von Frankreich und Venedig, hierauf aber dem baierischen Gesandten Einsicht von den letztwilligen Bestimmungen des Kaisers Ferdinand I. gewährt. Sogar Graf Perusa mußte sich, wenn gleich mit Widerstreben, von der Grundlosigkeit der baierischer Seits erhobenen Ansprüche überzeugen. Hierdurch ließ sich jedoch der Kurfürst, dem es natürlicher Weise weniger um die rechtliche Begründung als um die Befriedigung seines Begehrens zu thun war, von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen. Graf Perusa wurde zurückberufen, und er verließ Wien, jedoch nicht ohne einen Protest daselbst zurückgelassen zu haben, durch welchen der Kurfürst von Baiern gegen die Erbfolge Maria Theresia's in Oesterreich feierlich Verwahrung einlegte und die Geltendmachung seiner Rechte sich vorbehielt. Nun entspann sich zwischen den Höfen von Wien und München nicht nur ein weitläufiger Federkrieg, in welchem auch noch über andere letztwillige Bestimmungen, insbesondere diejenigen Ferdinand's II. für und wider gekämpft wurde, sondern die beiden streitenden Theile wetteiferten mit einander, die fremden Regierungen, welche hierbei am meisten in Betracht kamen, für ihre Ansicht zu gewinnen und sich dadurch eintretenden Falles ihres Beistandes zu versichern.

Frankreich stand hierbei natürlicher Weise in erster Linie. Denn auf sich allein beschränkt hätte Baiern seinem auf die Erbfolge in

Oesterreich gerichteten Begehren niemals irgend welchen Nachdruck zu geben vermocht. Nur mit Frankreichs Hülfe erschien es im Stande, solches zu thun, und man war daher äußerst gespannt auf die Haltung, welche die französische Regierung in dieser Sache beobachten werde. Denn von ihr hing, darüber glaubte man keinem Zweifel Raum geben zu können, es ab, ob Maria Theresia ohne ernste Störung in den Besitz der Länder des Hauses Oesterreich gelangen und der Friede Europa's gewahrt bleiben werde.

Die langjährige enge Verbindung Frankreichs mit Baiern, gemeinsam geführte blutige Kriege, und die vielfache Ermunterung, welche vor noch nicht allzulanger Zeit den Absichten des kurfürstlichen Hauses auf die Geltendmachung seiner vermeintlichen Nachfolgerechte in Oesterreich gerade von Frankreich aus zu Theil geworden war, mußten die Besorgniß erwecken, daß Gleiches auch jetzt wieder der Fall sein werde. Hiegegen sprach jedoch andererseits die feierliche Verpflichtung, welche Frankreich in dem letzten Friedensschlusse auf sich genommen hatte, die pragmatische Sanktion anzuerkennen und zu gewährleisten. Hiegegen sprachen die seither ununterbrochen aufrecht erhaltenen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Fürstenhäusern, und die oftmals wiederholten Versicherungen des Cardinals Fleury, Frankreich werde unter allen Umständen dem gegebenen Worte unerschütterlich treu bleiben. Hiegegen sprach endlich die allgemein bekannte, mit seinem hohen Alter noch mehr und mehr zunehmende Friedensliebe des Cardinals, seine Abneigung vor jeder Kriegführung, und sein Ehrgeiz, dereinst mit dem Ruhme, der Pacificator Europa's gewesen zu sein, aus der Welt zu gehen [19]).

Die ersten Kundgebungen der französischen Regierung, nachdem ihr die Nachricht vom Tode des Kaisers zugekommen war, schienen zu der Hoffnung zu berechtigen, Frankreich werde seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen nachkommen und nicht nur das Erbrecht der Tochter Karl's VI. in den österreichischen Ländern anerkennen, sondern sie auch in demselben gegen etwaige Angriffe von Außen her beschützen. Hierauf deuteten wenigstens die Versicherungen, welche Cardinal Fleury dem Botschafter Oesterreichs am Hofe von Versailles, Fürsten Wenzel von Liechtenstein gegenüber schriftlich und mündlich

ausſprach [20]). Doch mußte andererſeits wieder die auffallende Verzögerung, welche die franzöſiſche Regierung bei Beantwortung des Schreibens eintreten ließ, in dem Maria Thereſia den Tod ihres Vaters und ihre Thronbeſteigung angezeigt hatte, Verdacht erregen. Man müſſe erſt, ſo behauptete der Cardinal, über das in einem Briefe des Königs von Frankreich an die Königin von Ungarn zu beobachtende Ceremoniell einen Beſchluß faſſen und zu dieſem Ende in den Archiven darüber Nachforſchungen anſtellen, wie man es in früheren ähnlichen Fällen gehalten habe. Freilich verfehlte er nicht beruhigend hinzuzufügen, man möge in Wien keinen Augenblick dem Verdachte Raum geben, daß man hierbei irgendwelchen wider Oeſterreich gerichteten Hintergedanken hege, und er könne nur die beſtimmte Verſicherung wiederholen, der König von Frankreich werde die gegebenen Verſprechungen pünktlich erfüllen [12]).

Leider gelang es Fleury mit ſolchen Ausflüchten das Anfangs erwachte Mißtrauen der öſterreichiſchen Staatsmänner zu beſchwichtigen und ſie wenigſtens eine Zeit lang zu täuſchen [22]). Daß dieß bei Sinzendorff und Bartenſtein der Fall war, iſt bei der bekannten Richtung dieſer beiden Männer nicht zu verwundern. Aber ſelbſt Franz von Lothringen, ſonſt durchaus kein Freund Frankreichs und ſeiner Regierung, zeigte ſich voll Vertrauen in die Zuſagen des Cardinals. Nur der greiſe Graf Gundacker Starhemberg gab einer anderen Anſchauungsweiſe Raum [23]), und er wurde darin durch die Berichte beſtärkt, welche einer der ausgezeichnetſten öſterreichiſchen Agenten im Auslande, Ignaz von Wasner nach Wien gelangen ließ. Beſtimmt, den Fürſten von Liechtenſtein, wenn gleich nur in dem beſcheideneren Range eines bevollmächtigten Miniſters am franzöſiſchen Hofe zu erſetzen, ſchrieb Wasner ſchon nach den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes zu Paris dem Hofkanzler Grafen von Sinzendorff: der Cardinal beharre zwar bei ſeinen früheren Betheuerungen und verſichere fortwährend, daß nur die Nachforſchungen in den Archiven ſo viele Zeit in Anſpruch nähmen. Es zeige ſich jedoch immer mehr und mehr, „daß die Kö-
„nigin ihr größtes Vertrauen nebſt Gott in eine gute Armee und
„in zweckmäßige Vorkehrungen in ihren eigenen Erbkönigreichen und
„Landen zu ſetzen habe. Dadurch werde ſie am eheſten im Stande

„sein, ihrer Feinde sich zu erwehren, ihre Freunde aber sich zu er-„halten.“ [24]).

Fleury war ein zu erfahrener Staatsmann, um nicht zu fühlen, daß Frankreichs fortwährende Zögerung, durch offene Anerkennung des Erbfolgerechtes der Königin von Ungarn über die Haltung, die es in dieser Sache zu beobachten gedenke, volle Klarheit zu gewähren, endlich auch in Wien begründetes Mißtrauen hervorrufen müsse. Dem vorzubeugen, benützte er jeden Anlaß zu umständlicher Wiederholung der gleich Anfangs ertheilten Zusagen. Er erklärte, das Betragen des Kurfürsten von Baiern zu mißbilligen und es in dessen eigenem Interesse zu bedauern, daß sich derselbe durch Erhebung ganz unbegründeter Ansprüche so sehr bloßgestellt habe. Er behauptete, ihn hievor oftmals gewarnt zu haben, und sprach sich bei solchen Gelegenheiten in einer Weise über den Kurfürsten aus, welche, wenn man sie für aufrichtig ansehen durfte, wohl geeignet erschien, jeden Verdacht eines Einverständnisses zwischen Frankreich und Baiern zu zerstreuen [25]).

Das Benehmen der französischen Regierung brachte für Maria Theresia schädlichere Wirkungen mit sich, als dieß durch eine offene, wenn gleich feindselige Kundgebung der Fall gewesen wäre. Denn der Wiener Hof hatte die letzten Jahre hindurch ein zu inniges Einvernehmen mit Frankreich unterhalten und um einen zu theuren Preis dessen Freundschaft erkauft, als daß er nicht ausreichenden Grund gehabt hätte, die Versicherungen des Cardinals für aufrichtig zu halten. Darüber und in dem sorgfältigen Bestreben, nur ja nicht mit Frankreich in Zwiespalt zu gerathen, versäumte er es, sich mit größerer Entschiedenheit den Seemächten, insbesondere England zuzuwenden, welches Maria Theresia nicht nur unverzüglich als Beherrscherin der Länder des Hauses Oesterreich anerkannt und den ihrem Vater ertheilten Zusagen treu bleiben zu wollen erklärt hatte, sondern noch weiter ging und den Abschluß einer großen Allianz wider das Haus Bourbon vorschlug, mit dessen spanischem Zweige es eben in einen Seekrieg verwickelt war. So wie England, so kündigten auch die Generalstaaten ihren Entschluß an, ihren tractatmäßigen Verpflichtungen gegen die Erbin Karl's VI., sowohl was die pragmatische Sanktion als was die

Bestimmungen des Barrierevertrages anging, pünktlich nachkommen zu wollen. Auch von Italien her kamen der Königin ebenso beruhigende Erklärungen zu. Ja der mächtigste unter den dortigen Fürsten, König Karl Emanuel III. von Sardinien war sogar der Erste, welcher Maria Theresia als die rechtmäßige Nachfolgerin ihres Vaters in den österreichischen Staaten anerkannte [26]). Die Republik Venedig und Papst Benedikt XIV. folgten, wenn gleich mit geringerer Eile, seinem Beispiel.

Von Rußland liefen trotz des dort eben vor sich gegangenen Thronwechsels wenigstens nicht ungünstig lautende Nachrichten ein. Denn obgleich man sich von dem Feldmarschall Grafen Münnich, der sich nun auf dem Höhepunkte seiner Macht befand, nicht viel Gutes für Oesterreich versprach, so erweckte doch andererseits wieder der Umstand, daß der Vater des neuen Czars, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, ein Neffe der Kaiserin Elisabeth und dem Hause Oesterreich völlig ergeben war, nicht unbegründete Hoffnungen auf Hülfeleistung von dort. Auch König August III. von Polen, Kurfürst von Sachsen, auf dessen Kundgebungen schon darum ein hoher Werth gelegt werden mußte, weil er trotz des von seiner Gemahlin geschehenen Verzichtes auf jedes Nachfolgerecht in Oesterreich doch immerhin von mancher Seite als Erbprätendent angesehen wurde, gab die beruhigendsten Erklärungen. Er versicherte die Königin nicht allein seines innigsten Antheils an dem schweren Verluste, von dem sie betroffen worden, sondern auch seines festen Vorsatzes, ihr bei der Verwirklichung der pragmatischen Sanktion [27]) Beistand zu leisten. Und was endlich Preußen betraf, so betheuerte König Friedrich II. in einem Schreiben an den Großherzog von Toscana seine freundschaftlichen Gesinnungen für die Königin von Ungarn und Böhmen. Er fügte deren förmliche Anerkennung in dieser Würde hinzu und beglaubigte seinen früheren Gesandten in Wien, den geheimen Finanzrath von Borcke, in gleicher Eigenschaft auch bei Maria Theresia [28]). Er erbot sich endlich zu bewaffneter Hülfe wider diejenigen, die sich etwa beikommen lassen sollten, ihr Thronfolgerecht anzufechten.

So standen die Sachen in der ersten Zeit nach Maria Theresia's Thronbesteigung. Man durfte die Lage der Dinge für günstiger ansehen, als man es kurz zuvor noch zu hoffen gewagt hatte. Da traten plötzlich von einer Seite her Verwicklungen ein, von welcher dieselben am wenigsten erwartet worden waren.

Fünftes Capitel.

Es ist schon früher erwähnt worden, daß König Friedrich von Preußen während der ersten Monate nach seiner Thronbesteigung jede Kundgebung sorgfältig vermied, aus der man einen Schluß auf die Haltung zu ziehen im Stande gewesen wäre, die er dem Kaiserhofe gegenüber zu beobachten gedachte. Kurz vor dem Tode Karl's VI. that jedoch Friedrich einen Schritt, aus welchem man in Wien eine zweifache Lehre zu schöpfen vermochte. Es war dieß sein plötzliches Unternehmen auf Herstall, und er zeigte durch dasselbe, daß er sich einerseits um den Kaiser als Oberhaupt des Reiches nicht kümmere, und daß er andererseits dort, wo es seinen Vortheil galt, schnelle Entschlüsse zu fassen verstehe und auch vor einer Gewaltthat keineswegs zurückschrecke. Der baldigen Wiederholung einer solchen sah man denn auch in der That so ziemlich in ganz Deutschland entgegen. Denn Friedrich's umfassende Rüstungen mußten den Glauben erwecken, daß er irgend eine kriegerische Unternehmung von größerer Tragweite im Schilde führe. Dieselbe werde, so meinte man mit Bestimmtheit, auf Jülich und Berg abzielen, wo sich Preußen bekannter Maßen seit Jahrzehnten die Nachfolge zu sichern bemüht war. Es ist wohl auch kein Zweifel, daß Friedrichs Gedanken hierauf bis zu dem Augenblicke gerichtet waren, in welchem ihnen des Kaisers Tod eine völlig verschiedene Wendung gab.

Daß dieses Ereigniß das Signal sein werde zum Ausbruch blutiger Kriege, zu völliger Umwälzung der bisherigen staatlichen Gestaltungen in Europa, war schon so lange Zeit vorher als unumstößliche

Behauptungen aufgestellt worden, daß fast Niemand daran zu zweifeln sich erkühnte. Und in der That konnte es für einen Fürsten wie Friedrich, der einerseits fest entschlossen war, seinen Länderbesitz so bald als möglich und in ansehnlicher Weise zu vergrößern, in dessen Händen andererseits die materiellen Mittel zur Ausführung solcher Entwürfe in reichhaltigem Maße angehäuft lagen, zu deren Verwirklichung keinen passenderen Anlaß mehr geben. Von demselben in ausgiebigster Weise Nutzen zu ziehen, war denn auch Friedrich's erster Gedanke, welcher von nun an den umwandelbaren Leitstern seines politischen Handels bildete.

So wie Maria Theresia in dem Augenblicke des Ablebens ihres Vaters erkrankt war, jedoch mit starkem Willen ihr Unwohlsein bezwang, um sich ganz den schweren Pflichten ihrer neuen Würde zu widmen, so trat Aehnliches auch bei Friedrich ein, als er in seinem damaligen Aufenthaltsorte Rheinsberg die Nachricht von dem Tode des Kaisers erhielt. Kaum war dies geschehen, als sich in Berlin schon ein dumpfes Gerücht erhob, der König gehe damit um, sich in Besitz eines Theiles von Schlesien und in Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone zu setzen [1]). Die augenblickliche Berufung des Ministers Podewils und des Feldmarschalls Grafen Schwerin nach Rheinsberg, die Kunde von den unablässigen Berathungen, welche der König mit diesen beiden Vertrauenspersonen pflog, die Nachricht von erneuerter Vermehrung der Truppen und von dem an die Regimenter ergangenen Befehle, sich ungesäumt in Marschbereitschaft zu setzen, alles dieß bestärkte in der Voraussetzung, der König beschäftige sich mit einer weit aussehenden Unternehmung. Daß dieselbe gegen Schlesien gerichtet sein werde, daran glaubte man bald nicht mehr zweifeln zu dürfen.

Schon damals und seither in noch höherem Grade ist Geist und Gelehrsamkeit im Uebermaße aufgewendet worden, um die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des preußischen Königshauses auf Schlesien zu begründen und den Beweis zu liefern, die Ueberzeugung von seinem guten Rechte habe Friedrich zu dem Verfahren bewogen, welches er zu jener Zeit gegen Maria Theresia beobachtete.

Es darf dem Umstande keineswegs irgend ein bedeutenderes Gewicht beigelegt werden, daß Preußen im Stande war, Besitztitel auf

einige schlesische Fürstenthümer anzuführen und dieselben durch langathmige geschichtliche und juristische Auseinandersetzungen zu begründen. Wenn hierbei irgend etwas auffällig wäre, so kann es nur das sein, daß diese Rechtsansprüche nicht noch weit einleuchtender dargestellt werden konnten, als man dieß wirklich zu thun im Stande war. Denn bei den damaligen verwickelten staatsrechtlichen Verhältnissen in ganz Deutschland, bei den vielfachen verwandtschaftlichen Verbindungen der fürstlichen Familien unter einander, bei dem Hereinragen der noch aus früheren Jahrhunderten herrührenden Erbverbrüderungen in jene Zeit, bei den zahllosen, meistens nicht zugehaltenen Verträgen zwischen den verschiedenen Fürsten waren derlei Ansprüche, welche der einzelne Landesherr auf das Besitzthum des Andern erheben konnte, so ungemein häufig, daß man wohl behaupten darf, Preußen, Sachsen, Baiern, ja fast jedes beliebige deutsche Fürstenhaus hätte auf jede ihm gerade bequem liegende österreichische Provinz derlei Besitzrechte zur Sprache zu bringen und sie so gut als es eben anging zu begründen vermocht. Kam es ja doch vor, daß nicht nur Preußen auf Schlesien, sondern daß Sachsen und Baiern, ja sogar Frankreich und Spanien auf sämmtliche österreichische Länder Ansprüche erhoben, welche ihrer Behauptung nach gerade so rechtsgültig waren, als Preußen dieß von den seinigen vorgab.

Was die letzteren betraf, so gründete man sie auf den einstmaligen Besitz Jägerndorfs durch Johann Georg von Brandenburg, welcher wegen seiner Verbindung mit Friedrich von der Pfalz im Jahre 1622 jenes Besitzthums verlustig und in die Acht erklärt worden war, worauf Jägerndorf vom Kaiser dem Fürsten Karl von Liechtenstein als Lehen verliehen wurde. Und was die drei Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau anging, so wurde auf eine Erbverbrüderung hingewiesen, die Herzog Friedrich II. von Liegnitz im Jahre 1537 mit Kurfürst Joachim II. von Brandenburg abgeschlossen hatte. Durch sie war diesem kurfürstlichen Hause die dereinstige Nachfolge in jenen schlesischen Fürstenthümern zugesichert worden.

Zu keiner Zeit konnte es schwer fallen, diese Ansprüche wenn nicht als völlig grundlos, so doch als ganz unzureichend darzustellen, um ein Nachfolgerecht Preußens in Schlesien zu beweisen. Hinsichtlich Jägerndorfs

durfte man nur darauf hindeuten, daß das von dem Kurhause Brandenburg behauptete Erbrecht in diesem Fürstenthume von den deutschen Kaisern niemals anerkannt wurde. Und wenn solches auch der Fall gewesen wäre, so war doch Herzog Johann Georg durch die Achtserklärung jenes Besitzes rechtlich verlustig geworden, und noch überdieß sein einziger Sohn ohne Leibeserben gestorben, so daß die Einziehung Jägerndorfs und dessen weitere Verleihung völlig gerechtfertigt erschien. Die Erbverbrüderung zwischen Joachim von Brandenburg und Heinrich von Liegnitz aber hatte schon neun Jahre nach ihrer Errichtung König Ferdinand I. von Böhmen kraft seiner Oberlehensherrlichkeit über Schlesien als ungültig erklärt. Herzog Friedrich selbst so wie alle seine Nachfolger waren genöthigt, auf die Erbverbrüderung Verzicht zu leisten, ehe sie mit ihren Fürstenthümern vom Könige von Böhmen belehnt wurden. Da jedoch das Haus Brandenburg hiegegen Einsprache erhob, so wurde dasselbe für die ihm etwa noch zustehenden Rechte auf die drei Fürstenthümer durch Abtretung des Kreises von Schwiebus entschädigt. Daß König Friedrich I. von Preußen Schwiebus später an Oesterreich zurückgab, änderte hieran nichts, und es konnte somit von irgend einer Berechtigung seines Enkels, sich auch nur einiger Fürstenthümer in Schlesien, geschweige denn des ganzen Landes zu bemächtigen, vernünftiger Weise nicht die Rede sein [2]).

Der Streit hierüber ist jedoch um so mehr ein müßiger, als jetzt kaum noch irgend Jemand, der den wirklichen Hergang kennt, ernstlich dafür hält, Friedrich selbst habe seine Ansprüche für ausreichend begründet angesehen, und wie sonst wohl behauptet wurde, im Glauben an sein gutes Recht gehandelt. Seine eigenen, zahlreich vorhandenen schriftlichen Aeußerungen liefern Beweise genug, daß es ihm um nichts als um Vergrößerung seiner Erblande und gleichzeitig um Erwerbung kriegerischen Ruhmes zu thun war. „Der Ehrgeiz, „das Interesse, der Wunsch von mir reden zu machen", so sagte er selbst, „trugen es davon und der Krieg ward beschlossen". Seine kampfbereiten Truppen, sein gefüllter Schatz sollten eine nutzbringende Verwendung finden, und eine günstigere Gelegenheit konnte ihm hiezu nicht werden, als der Tod des Kaisers sie bot. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Baiern es versuchen werde, seine Ansprüche auf die

Nachfolge in Oesterreich mit den Waffen in der Hand zu verwirklichen. Frankreich werde ihm dabei behülflich sein, und Sachsen, wenn von irgend einer Seite ein Angriff auf die Königin von Ungarn geschehen sollte, gleichfalls ein Stück der reichen Beute zu erhaschen trachten. König August III. aber werde sich, besorgte Friedrich, vor Allem bemühen, sich Schlesiens zu bemächtigen, weil er nur dadurch die Verbindung mit Polen herzustellen und daran den folgenschweren Plan der Vereinigung seiner beiden Länder zu einem einzigen großen und mächtigen Staate zu knüpfen vermochte. Dem zuvorzukommen und nicht unthätig still zu sitzen, während andere Fürsten mit Theilen der habsburgischen Erbschaft sich ansehnlich vergrößerten, dieses Motiv allein war es, durch welches Friedrich's Handlungen von nun an geleitet wurden.

Auch durch die von seinem Vater eingegangene Verpflichtung zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion ließ der König sich nicht abhalten, den einmal eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Von dem Bestreben geleitet, Friedrich's Verfahren gegen Maria Theresia zu beschönigen, hat man die Behauptung ausgesprochen und den Beweis zu liefern versucht, daß der Vertrag vom Jahre 1728, durch welchen Friedrich Wilhelm I. jene Verbindlichkeit für sich und seine Nachfolger eingegangen war, nicht mehr zu Recht bestand. Denn der Wiener Hof habe, so wird gesagt, die von ihm als Gegenleistung ertheilten Zusagen unerfüllt gelassen.

Auch hinsichtlich dieser Streitfrage wird es am besten sein, dieselbe nach den Worten, deren Friedrich selbst sich damals bediente, zu entscheiden. Es ist kein Geheimniß, daß der König der Meinung war und sie überall, auch gegen die fremden Gesandten an seinem Hofe wiederholt aussprach: wenn sein Vater noch am Leben wäre, so würde derselbe an seine Versprechungen in Bezug auf die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion gebunden sein. Bei ihm selbst sei dieß jedoch nicht mehr der Fall, denn wozu sein Vater sich anheischig gemacht, könne für ihn nicht verpflichtend sein[3]).

Bei der wohl von Niemand zu bestreitenden Irrigkeit des letzteren Satzes und bei dem Umstande, daß in dem zweiten Artikel des Berliner Vertrages vom 23. Dezember 1728 die Verbindlichkeit

zur Gewährleistung der pragmatischen Sanktion ausdrücklich auch für Friedrich Wilhelm's Nachfolger ausgesprochen ward, liegt Friedrich's rechtliche Verpflichtung hiezu klar am Tage. Ja er war sogar zweifach, nicht allein als König von Preußen, sondern auch als Kurfürst von Brandenburg an dieselbe gebunden, denn auch das deutsche Reich hatte ja die pragmatische Sanktion feierlich garantirt, und diese Gewährleistung bestand für Friedrich noch immer zu Recht, selbst wenn der specielle Vertrag vom Jahre 1728 seine verbindliche Kraft verloren haben sollte. Aber dem Könige lag nur wenig an der Berechtigung seines Verfahrens. Daß er sich darum nicht kümmerte, wenn er es nebenbei auch nicht verschmähte, zur Irreführung der öffentlichen Meinung durch die ihm dienstbaren Federn weitläufige Auseinandersetzungen seiner vermeintlichen Ansprüche verfertigen zu lassen, zeigt jeder seiner Schritte sowohl seinen eigenen Räthen als Maria Theresia gegenüber. In den Berathungen mit den Ersteren wurden keineswegs die rechtlichen Ansprüche erörtert, denn sie bildeten ja nicht den Grund, sondern nur den Vorwand dessen, was Friedrich zu thun schon fest entschlossen war. Nur die Mittel zur Verwirklichung dieses Entschlusses wurden erwogen, indem man mit den geringsten Opfern und in möglichst sicherer Weise den größten Erfolg zu erreichen beabsichtigte.

Die Wege, welche hiezu eingeschlagen werden konnten, waren zweifacher Art. Obgleich einander gerade entgegengesetzt, sollten sie doch zu demselben Ziele, der Erwerbung Schlesiens für Preußen führen. Sie bestanden darin, entweder Maria Theresia gegen ihre Feinde zu vertheidigen und als Preis für diese Hülfeleistung sich die Abtretung Schlesiens zu bedingen, oder sich mit den Gegnern der Königin von Ungarn zu verbinden und ihr mit Waffengewalt Schlesien zu entreißen.

Die beiden von dem Könige um ihre Ansicht befragten Rathgeber sprachen sich zunächst für den ersteren Vorschlag aus; ja sie meinten sogar, Friedrich solle sich mit Abtretung der Rechte auf Jülich und Berg begnügen, und nur bis zu dem Zeitpunkte der Verwirklichung derselben Schlesien als Pfand und als Preis für den der Königin von Ungarn zu leistenden Beistand in Anspruch nehmen. Dieser hätte in der Vertheidigung sämmtlicher österreichischer Länder

gegen jedweden Feind, in der Unterstützung des Großherzogs von Toscana zur Erlangung der Kaiserkrone und in der Bezahlung einiger Millionen als Subsidien zu bestehen.

Schwerin und Podewils glaubten, daß es nicht allzuschwer fallen dürfte, den Wiener Hof zu einem auf solche Bedingungen zu gründenden Uebereinkommen zu vermögen. Friedrich aber zweifelte daran, und er wollte auch davon nichts hören, Schlesien nur als Pfand zu erhalten. Für alle Zukunft in den Besitz des Landes zu gelangen, war sein sehnlichster Wunsch, und der sicherste Weg dazu schien ihm, sich desselben allsogleich zu bemächtigen, damit ihm kein Anderer darin zuvorkomme. Dennoch war auch er nicht entgegen, den Weg der Verhandlung mit dem Wiener Hofe wenigstens zu versuchen. Ob er es damit aufrichtig meinte, oder ob er sich nur das Ansehen geben wollte, daß er einen offenen Bruch mit Oesterreich gerne vermieden hätte, mag dahingestellt bleiben. Das ist übrigens gewiß, daß während er zu dem Mittel der Verhandlungen griff, er keinen Augenblick die mit rastloser Thätigkeit betriebenen Vorbereitungen unterbrach, mit gewaffneter Hand gegen Oesterreich vorzugehen.

Es ist ein Beweis des Vertrauens, mit welchem man in Wien die ersten freundschaftlichen Kundgebungen Friedrich's entgegennahm, daß Maria Theresia in einer Angelegenheit an ihn sich wandte, welche ihr im höchsten Grade am Herzen lag. Bei ihrer leidenschaftlichen Zuneigung für ihren Gemahl hegte sie keinen lebhafteren Wunsch, als denselben aus der untergeordneten Stellung, die er bisher bekleidete zu ihrem eigenen Range zu erheben. Das einzige Mittel hiezu erblickte sie in der Wahl des Großherzogs von Toscana zum deutschen Kaiser, wodurch gleichzeitig ihrem Hause der Fortbesitz jener Krone gesichert worden wäre, mit welcher ihre Vorfahren Jahrhunderte hindurch in ununterbrochener Reihe geschmückt waren. Zur Erfüllung dieses Lieblingswunsches nahm nun Maria Theresia Friedrich's Beihülfe in Anspruch. Sie werde ihm, so lauteten ihre Worte, für eine so „große Gefälligkeit“ zu „unvergeßlichem Danke“ verpflichtet sein[4]).

Wo man solchen Erwartungen sich hingab, da konnten freilich die ersten Andeutungen, welche der österreichische Resident in Berlin, Franz von Demeradt über Friedrich's feindselige Absichten auf Schlesien

nach Wien gelangen ließ, nur geringen Glauben gefunden haben. Es scheint vielmehr, daß die Versicherungen, welche insbesondere von französischer und englischer Seite ausgingen, Friedrich's Rüstung werde keinesfalls auf die Besetzung Schlesiens, sondern höchstens auf diejenige von Jülich und Berg gerichtet sein, den Wiener Hof zu der gleichen Meinung verleiteten. Auch die Ansicht, Friedrich's Unternehmung ziele darauf ab, sich der freien Reichsstadt Nürnberg unter dem Vorwande zu bemächtigen, seinem Hause stehe über dieselbe ein Schutzrecht zu, kraft dessen er berechtigt und verpflichtet sei, die Stadt vor den Bedrückungen des Kurfürsten von Baiern zu bewahren, fand einen Augenblick Eingang[5]). So schwer konnte man in Wien mit dem Gedanken sich vertraut machen, daß es auf ein Besitzthum des Hauses Oesterreich abgesehen sei. Denn so oft man die Augen auf Preußen warf, hatte man sich stets nur im Zweifel befunden, ob man in dem etwa bevorstehenden Kampfe von dort auf bewaffneten Beistand zu rechnen habe oder ob es sich theilnahmslos verhalten werde. In den Gedanken eines Angriffes von jener Seite, eines so empörenden Actes der Treulosigkeit und Rechtsverletzung konnte man nur schwer sich finden. Und als endlich die Vorbereitungen hiezu trotz Friedrich's eifriger Bemühung, die Ausdehnung und den Zweck seiner Rüstungen so lang als möglich geheim zu halten, dennoch immer klarer an den Tag traten und die Warnungsstimmen immer lauter erschallten, da schmeichelte man sich noch immer mit der Vermuthung, Friedrich wolle nur nach der Art seines Vaters „den Hahn spannen, ohne wirklich loszu„drücken", und er beabsichtige nichts als durch Drohungen einzuschüchtern und in solcher Weise das zu erreichen, wozu er die Waffen zu ergreifen sich doch zweimal besinnen würde.

Darum glaubte man in Wien, es werde trotz der wenig erfreulichen Nachrichten, welche man aus Preußen erhielt, doch nicht allzuschwer sein, mit König Friedrich zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen, und man beschloß, den Feldmarschall-Lieutenant Marchese Botta d'Adorno, einen Mann von vieler Erfahrung und von scharfem Verstande, als Gesandten der Königin in Berlin zu beglaubigen. Dort sollte er Friedrich's wahre Absichten erforschen und wo möglich eine Verständigung mit ihm auf Grundlage eines für beide Theile

gleichmäßig befriedigenden, weil für beide gleich gerechten und gleich vortheilhaften Einvernehmens herbeiführen. Wie sich die Königin gern verpflichten wolle, nichts zu thun, was Preußen zum Schaden gereichen könnte, sondern gute Nachbarschaft mit ihm zu halten, so sei es nicht mehr als billig, daß hingegen auch Friedrich sich zu gleichem Verfahren anheischig mache. Einer Hülfeleistung bedürfe der eine wie der andere Staat nicht, also könne auch von Erkaufung derselben durch irgend welche Zugeständnisse nicht die Rede sein.

Der Irrthum, in den man hiebei verfiel, bestand darin, daß man eine Befriedigung des Königs von Preußen für möglich hielt, ohne dafür empfindliche Opfer bringen zu müssen, und daß man das Verhältniß der Gegenseitigkeit dort Anwendung finden lassen wollte, wo eben die gleichen Verhältnisse nicht bestanden. Denn Friedrich war von keiner Seite mit Gefahr bedroht, während Maria Theresia's Lage doch immer als eine gefahrvolle erschien. Und gerade ihr Schreiben, durch welches Friedrich die Gewißheit erhielt, daß die Königin von Ungarn zur Erfüllung eines sehnlichen Wunsches auf seinen Beistand angewiesen sei, mußte ihn, wenn es dessen noch bedurft hätte, darin bestärken, den einmal eingeschlagenen Weg unaufhaltsam zu verfolgen. Denn nach Empfang jenes Briefes konnte er erwarten, sie um so leichter, sei es in Güte, sei es durch Gewalt zur Annahme seiner Vorschläge zu vermögen.

Auf seiner Reise nach Berlin hatte Botta die beste Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, wie sehr es dem Könige Ernst war mit seinen Plänen auf Schlesien. Er fand die Heerstraßen bedeckt mit preußischen Truppen, welche gegen Schlesien in Bewegung gesetzt waren. Zwar scheute sich Podewils auch jetzt noch nicht, Botta mit Versicherungen der wahren Freundschaft des Königs von Preußen für Maria Theresia zu überhäufen, aber den so grell an's Licht tretenden Thatsachen gegenüber mußten solche Betheuerungen nur als widerliche Heuchelei erscheinen. Damit irgend Jemand zu täuschen, konnte nicht mehr gelingen, und Botta kündigte es mit Bestimmtheit an, daß binnen vierzehn Tagen die preußischen Truppen die schlesische Grenze überschritten haben würden[6].

Auch die Betheuerungen seiner Freundschaft für Maria Theresia und den Großherzog, welche König Friedrich gegen Botta bei dessen erster Audienz aussprach, und die daran geknüpfte Erklärung, seine Thaten würden der Königin den Beweis liefern, daß ihr seine Absichten keineswegs zum Nachtheil gereichen sollten[7]), verfehlten bei dem Gesandten Maria Theresia's ihren Zweck. Man möge sich, schrieb Botta neuerdings nach Wien, durch des Königs schöne Worte nur ja keinen Augenblick irreführen lassen. Dessen Plan stehe unwiderruflich fest, sich gewaltsam des größten Theiles von Schlesien zu bemächtigen und sich sodann in dem Lande huldigen zu lassen[8]).

In Wien war man in der Zwischenzeit von dem allzugroßen Vertrauen, welches man anfänglich in Friedrich's Verheißungen setzte, so ziemlich zurückgekommen. Borcke's Eröffnungen über die Absichten seines Königs und die Art und Weise, in welcher derselbe die dem Hause Oesterreich angebotenen Dienste zu verwerthen gedenke, waren ganz geeignet, begründetes Mißtrauen hervorzurufen. Denn es wurde offen erklärt, der König erwarte für die von ihm angebotene Hülfe einen verhältnißmäßigen Lohn, und er werde im Falle einer Nichtbefriedigung seiner Wünsche anderwärts Partei nehmen. Daß unter diesem Lohne die Abtretung eines Theiles der österreichischen Länder verstanden werde, wurde keineswegs verhehlt, und um die Königin von Ungarn zur Nachgiebigkeit zu vermögen, unumwunden geäußert, sie dürfe sich darüber keiner Täuschung hingeben, daß es ohne Preußens Beistand um sie geschehen sei. Es erscheine nur als ein Gebot der Klugheit, durch Verzichtleistung auf einen wenn gleich beträchtlichen Theil der ihr zugefallenen Erbschaft sich den Ueberrest zu erhalten[9]).

Um die Behauptung, daß nur seine Hülfe Maria Theresia zu retten vermöge, dem Wiener Hofe glaublich zu machen und ihn dadurch zu den gewünschten Opfern zu bewegen, stand Friedrich nicht an, der Königin die Gefahr, in welcher sie sich befand, mit grellen Farben zu schildern. Zwischen Baiern, Sachsen, Frankreich und Spanien bestünden, so versicherte er sie, geheime Verabredungen. Gewiß sei es, daß Baiern die Kaiserkrone und das Land Oesterreich ob der Enns, Sachsen aber Böhmen erhalten solle. Auch die Pforte suche man in's Einvernehmen zu ziehen, während Maria

Theresia von Seite Englands und Rußlands auf keinen Beistand zu rechnen habe.

Während Friedrich mit dem Anscheine wahrhaften Mitgefühls der Königin die Gefahren aufzählte, von welchen sie seiner Ansicht nach bedroht war, versäumte er keinen Augenblick, durch falsche Vorspiegelungen jeder Art bei den fremden Regierungen, bei denen er nur einiger Maßen auf Erfolg hoffen zu dürfen glaubte, eine der Königin von Ungarn ungünstige Stimmung zu erregen. In Frankreich versicherte er, Maria Theresia sei mit den Seemächten einig geworden und hege die feindseligsten Absichten wider das Cabinet von Versailles. In England, Holland und Rußland behauptete er, die Königin habe sich mit Frankreich verständigt und durch die Abtretung Luxemburgs die Zusage französischer Kriegshülfe erlangt. Sein Einmarsch in Schlesien bezweckte nichts, als Maria Theresia von dem Bündnisse mit Frankreich loszulösen und sie zu bewegen, sich einer Allianz zwischen den Seemächten, Rußland und Preußen anzuschließen[10]). Einen seiner Vertrauten, Winterfeldt, sandte er nach St. Petersburg, um dessen Schwiegervater, den damals allmächtigen Feldmarschall Grafen Münnich, der ohnedieß nicht als ein Freund Oesterreichs galt, zu gewinnen und durch ihn die Billigung seines Verfahrens von Seite Rußlands zu erwirken. Zu Paris, zu München und Dresden arbeiteten seine Repräsentanten in einem wider Oesterreich feindseligen Sinne, und so schürte Niemand emsiger als er den Brand, welchen zu dämpfen er Maria Theresia gegenüber mit der Miene aufrichtigsten Antheils sich erbot.

Der doppelzüngigen Rolle, welche Friedrich einmal angenommen hatte, blieb er auch fortan treu, und selbst die ernste und würdige Haltung, welche Botta gleich in seiner ersten Audienz den trügerischen Betheuerungen des Königs gegenüber beobachtete, vermochte ihn nicht, seine wahren Absichten kund werden zu lassen. Denn er arbeitete darauf hin, den Wiener Hof so lange als möglich davon abzuhalten, in Schlesien energische Vertheidigungsanstalten zu treffen. Außerdem trachtete er sich nicht nur in den Augen der fremden Mächte, sondern insbesondere in denen der Schlesier selbst den Anschein zu geben, er handle nicht allein nicht wider den Vortheil Maria Theresia's, sondern

sogar im geheimen Einverständnisse mit ihr. Endlich beharrte er wohl in dem Gedanken, durch gleichzeitige Betretung des Weges der Verhandlung mit dem des gewaltsamen Vorwärtsgehens werde er die lohnendsten Erfolge zu erringen im Stande sein. Darum beantwortete er die ihm durch Botta überbrachten Schreiben der Königin und des Großherzogs unverzüglich und in den verbindlichsten Ausdrücken. Neuerdings versicherte er Beide der Reinheit seiner Absichten und seiner festen Ueberzeugung, sie würden Grund genug haben, mit seiner Handlungsweise zufrieden zu sein und zu erkennen, daß er Alles zu thun gedenke, wodurch er ihnen seine Freundschaft und Hochachtung zu bezeigen im Stande sei. Den Großherzog beschwor er, ja nicht vorschnell über ihn ein Urtheil zu fällen und dieß überhaupt erst dann zu thun, wenn er sowohl die Lauterkeit als die Unwiderstehlichkeit seiner Beweggründe gehörig gewürdigt haben werde[11]).

Hiermit noch nicht zufrieden, zögerte Friedrich nicht, Maria Theresia gegenüber einen noch auffallenderen Schritt zu thun. Obgleich er ihr soeben erst geschrieben hatte, daß sein Gesandter mit den erforderlichen Aufträgen versehen sei und ihr seine eigentlichen Plane mittheilen werde, so ließ er doch schon zwei Tage später seinen Oberhofmarschall, den Staats- und Kriegsminister Grafen Gotter[12]) in außerordentlicher Mission nach Wien abgehen. Den Marchese Botta selbst aber berief er für den Vormittag des 9. Dezember zu einer erneuerten Besprechung nach dem königlichen Palaste.

Die ersten Worte, welche Friedrich an den österreichischen Gesandten richtete, bestanden in dem Begehren, derselbe dürfe keiner lebenden Seele dasjenige mittheilen, was der König ihm zu eröffnen im Begriffe stehe. Auf Botta's Einwendung, daß von dem Augenblicke an, in welchem er sich verpflichten solle, seinem Hofe den Inhalt des bevorstehenden Gespräches vorzuenthalten, dasselbe an und für sich nutzlos werde, erwiederte der König, Botta dürfe hierüber an den Großherzog von Toscana, aber nur an ihn allein und in einem eigenhändigen Schreiben berichten. Nachdem Botta hiefür sein Wort verpfändet hatte, wiederholte ihm Friedrich die schon bei ihrer ersten Zusammenkunft ausgesprochenen Versicherungen seiner wohlwollenden Absichten für die Königin von Ungarn und deren Gemahl. Aber er

könne darum, fuhr Friedrich fort, sich alle die zahlreichen Feinde des Hauses Oesterreich, wie Baiern, Sachsen und andere Mächte nicht selbst auf den Hals ziehen. Deßhalb bleibe ihm nichts übrig, als Schlesien, und zwar als Freund der Königin, mit seinen Truppen zu besetzen, um nicht nur derjenigen Gebietstheile sich zu versichern, auf welche er Ansprüche zu haben glaube, sondern um auch die Macht der Königin zu vermehren, der er alle seine Streitkräfte zur Verfügung stelle, um sie in dem ungestörten Besitze ihrer übrigen Erbländer zu vertheidigen und die Kaiserkrone auf das Haupt ihres Gemahls zu setzen. Mit diesen Vorschlägen habe er den Grafen Gotter nach Wien gesendet, Verhandlungen hierüber zu eröffnen und womöglich ein Uebereinkommen zu Stande zu bringen.

Mit Feinheit erwiederte Botta, daß die Absicht Friedrich's, die Königin von Ungarn in ihrem rechtmäßig ererbten Besitzthume zu schützen und ihrem Gemahl zur Kaiserkrone zn verhelfen, in Wien nur freudige Genugthuung erregen könne. Anders sei es mit den Mitteln, welche der König zu diesem Ende ergreifen wolle. Da müsse er ihm zu bedenken geben, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke weder Baiern, noch Sachsen daran dächten, wider Oesterreich die Waffen zu ergreifen, und daß, wenn dieß auch wider Vermuthen der Fall sein und Friedrich als unbetheiligter Zuschauer sich ruhig verhalten sollte, er Zeuge davon sein würde, wie leicht sich die Königin von Ungarn solcher Angriffe zu erwehren vermöchte. Erst wenn sie solches zu vollbringen nicht im Stande wäre, trete der Zeitpunkt ein, ihr mit Truppen und Geldsummen beizustehen, und dann werde die Königin von Niemand lieber als von Preußen Hülfe in Anspruch nehmen. Jetzt schon, und zwar dadurch Beistand leisten zu wollen daß man, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, mit gewaffneter Hand in die österreichischen Erbländer eindringe, das sei nicht nur ein Bruch der pragmatischen Sanktion, sondern ein Vorgang, den das Haus Oesterreich weder jemals erfahren, noch erduldet habe. Es sei aber auch das gerade Gegentheil des Systemes, welches der König befolgen zu wollen erkläre und das seiner eigenen Behauptung nach darin bestehe, mit der Königin von Ungarn im besten Einvernehmen zu leben.

Zwar schien es Botta einen Augenblick, als ob er mit diesen und ähnlichen Betrachtungen, welche er mit Wärme vortrug, den Entschluß des Königs wankend gemacht hätte. Daß aber Friedrich stets wieder auf die angeblichen Vortheile zurückkam, welche dem Wiener Hofe aus der Besetzung Schlesiens durch preußische Truppen erwachsen sollten, daß er in diesem Schritte, so wie in dem dadurch herbeizuführenden Bündnisse mit Preußen das einzige Rettungsmittel der Königin aus der Gefahr, welche ihr, seiner Behauptung nach, von Baiern, Sachsen und Frankreich drohte, erblicken zu müssen erklärte, dieß erfüllte den österreichischen Gesandten mit der Ueberzeugung, der König sei durch nichts mehr abzubringen von dem Entschlusse, welchen er einmal gefaßt hatte. Er verließ ihn mit der Bitte, wenigstens keinen entscheidenden Schritt zu thun, bevor er von Gotter Nachrichten erhalten habe [13]). Nach Wien aber schrieb er, daß der König allem Anscheine nach seinen „unerhörten Streich nicht allein auf Schlesien ausdehnen, sondern den Versuch machen werde, auch in Mähren und Oesterreich einzudringen" [14]).

Maria Theresia billigte das Benehmen, welches Botta dem Könige gegenüber beobachtet, und die Art und Weise, in der er sich gegen ihn ausgesprochen hatte. Der ihm von Friedrich mitgetheilte Plan werde, so schrieb der Großherzog an Botta, statt die öffentliche Ruhe zu befestigen, eine grenzenlose Verwirrung hervorrufen. Wenn nicht der König von Preußen mit bewaffneter Hand in ein benachbartes und befreundetes Land einbräche, so würde der Friede ohne Zweifel erhalten bleiben. Denn nachdem die von dem Kurfürsten von Baiern erhobenen Ansprüche ganz unbegründet befunden worden, werde derselbe es nicht wagen, die Waffen zu ergreifen, wenn nicht von ganz anderer Seite her der Krieg zum Ausbruche gebracht werden sollte. Da von Sachsen, von Frankreich, von England und Holland, von Rußland, von Dänemark und der Pforte nicht nur nichts Ernstliches zu befürchten, sondern von den meisten dieser Mächte die Versicherung freundschaftlichsten Einvernehmens ertheilt worden sei, so könne es nicht schwer fallen, dem Könige von Preußen den Beweis zu liefern, daß er, statt seiner Behauptung nach den Interessen der Königin von Ungarn und ihres Gemahls nützlich zu sein, ihnen

durch die Ausführung seines Planes den empfindlichsten Schlag versetzte.

Botta sollte, so endigte der Großherzog sein Schreiben, bei dem Könige neuerdings den Abschluß eines auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit beruhenden Uebereinkommens beantragen. Man gebe die Hoffnung nicht auf, derselbe werde sich hiedurch bewegen lassen, von dem Einmarsche seiner Truppen in Schlesien abzustehen und nicht einen Schritt zu thun, welcher nach dem übereinstimmenden Urtheil der ganzen Welt als ein Bruch des Völkerrechtes und der Reichsgesetze angesehen werden müßte[15]).

In dem gleichen Sinne beantwortete Franz von Lothringen das letzte Schreiben des Königs von Preußen. Er dankte ihm für die darin enthaltenen Freundschaftsversicherungen, verhehlte ihm aber nicht das Erstaunen, welches er über die dem Marchese Botta gemachten Vorschläge empfunden habe. Er deutete auf die Schwierigkeit, ja auf die Unmöglichkeit hin, auf solchen Grundlagen zu unterhandeln, und er erklärte ihm, daß ein solches Verfahren, statt den Frieden zu sichern, nur einen offenen Bruch herbeiführen könne. Denn man dürfe und werde, daran möge der König nicht im geringsten zweifeln, von seiner Seite keine Gewaltthat dulden[16]).

Man sieht, daß den beiden Schreiben des Großherzogs, von welchen auch das erste bestimmt war, dem Könige wenigstens vorgelesen zu werden, das Bestreben zu Grunde lag, denselben, jedoch ohne ihm gerade verletzend entgegen zu treten, des Unrechts zu überweisen, welches er an Maria Theresia zu begehen im Begriffe stand, und ihn gleichwohl nicht glauben zu machen, daß man sich durch seine Drohungen einschüchtern lasse. Die Hauptabsicht aber bestand darin, den König wo möglich noch von dem Einbruche in Schlesien zurückzuhalten[17]).

Doch war die Hoffnung äußerst gering, daß diese Schreiben, selbst wenn sie früher als der Einmarsch in Schlesien wirklich bewerkstelligt worden, in Berlin eintreffen sollten, den König bewegen könnten, von seinem Vorsatze abzugehen. Darum wurde schon nach wenig Tagen Botta beauftragt, sich nach geschehenem Friedensbruche von Berlin hinweg und nach St. Petersburg zu begeben, während Demeradt nach Wien zurückkehren sollte[18]).

Es wird hieraus klar, daß die Königin und ihr Gemahl damals dem Einbruche Friedrich's in Schlesien mit ziemlicher Bestimmtheit entgegensahen, und daß sie also keineswegs, wie wohl behauptet wurde, durch die Nachricht hievon unvorbereitet überrascht worden seien[19]). Lang schon hatten sie sich die Wahrscheinlichkeit nicht mehr verhehlt, daß gerade von Preußen her ein gewaffneter Angriff am ehesten zu besorgen sei[20]). Franz von Lothringen war es zunächst, welcher einen solchen vorhersagte, während der englische Gesande Sir Thomas Robinson sich noch immer hoch und theuer verschwor, dem Könige sei es mit seiner drohenden Haltung nicht Ernst, und er werde nun und nimmermehr, oder doch wenigstens nicht als Feind die schlesische Grenze überschreiten[21]). Aber obgleich der Wiener Hof den Friedensbruch schon vorhersah, so war darum doch die Entrüstung nicht geringer, mit welcher das Verfahren des Königs von Preußen ihn erfüllte. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie damals ganz unbetheiligte Personen über den Schritt des Königs urtheilten, so kann man sich leicht vorstellen, wie man zu Wien darüber denken mußte. Wenn schon der englische Gesandte in Berlin von Friedrich schrieb: ein Fürst, der die geringste Rücksicht nähme auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit, könnte die Rolle nicht spielen, auf welche er ausgeht[22]), wenn schon des Königs eigene Unterthanen seiner Handlungsweise sich schämten, wie groß mußte die Erbitterung über ihn erst am Wiener Hofe sein. Es läßt sich in der That nicht schildern, in welchem Grade man dort von den Gefühlen des Schmerzes und des Zornes ergriffen war. Bartenstein gab denselben in seiner gewohnten ungestümen Weise den entschiedensten Ausdruck, indem er mit schneidenden Worten das Gewebe von List und Falschheit brandmarkte, mit welchem König Friedrich bis zum letzten Augenblicke gegen Maria Theresia sich benahm.

Am heftigsten brachen diese Empfindungen sich Bahn, als man die Nachricht von dem wirklichen Vollzuge der befürchteten Gewaltthat, von dem Einmarsche der Preußen in Schlesien erhielt. Mit ihr zugleich empfing man ein Exemplar des Patentes, welches König Friedrich in jenem Lande verbreitete, und worin die falsche Andeutung enthalten war, daß dieser Schritt im Einvernehmen mit der Königin von Ungarn

geschehe, mit der sich Friedrich hierüber in Verhandlung befinde. Um endlich das Maß voll zu machen, kam aus Berlin das Rundschreiben, welches der König nach seiner Abreise von dort den bei ihm beglaubigten Gesandten der fremden Mächte zustellen ließ. Er wiederholte darin die Versicherung, weder gegen den Wiener Hof eine Feindseligkeit im Schilde führen, noch die Ruhe des deutschen Reiches irgendwie stören, sondern nur seine Rechte auf Schlesien sicherstellen und hierin jedem anderen Prätendenten zuvorkommen zu wollen, während das Wohl des Hauses Oesterreich, dessen festeste Stütze er zu sein verlange, Niemand mehr am Herzen liege als ihm.

Es war wohl schon im Voraus so berechnet, daß alle diese Nachrichten zu gleicher Zeit mit dem Grafen Gotter, der seine Reise absichtlich verzögerte, in Wien eintreffen mußten. Unter dem niederschlagenden Eindrucke derselben würden, so meinte man ohne Zweifel, Maria Theresia und der Großherzog sich leichter zur Nachgiebigkeit verstehen. Sie zu einem solchen Entschlusse drängen zu wollen, auf eine solche Absicht deutete ebensowohl die Wahl des Abgesandten, als das Benehmen, welches derselbe beobachtete.

Was vor Allem dessen Persönlichkeit anging so mag es wohl sein, daß der König von dem Erscheinen Gotter's, welcher durch seinen früheren mehrjährigen Aufenthalt in Wien mit den dortigen Verhältnissen vertraut und überdieß als ein Mann von großer geistiger Befähigung [23]), aber von ungestümem und anmaßendem Wesen bekannt war [24]), beträchtlichere Erfolge erwartete, als Borck's bescheideneres Auftreten bisher zu erzielen vermocht hatte. Und was die Haltung betraf, welche Gotter gleich im ersten Augenblicke annahm, so war sie allerdings großsprecherisch und herausfordernd genug. „Wenn man ihn reden hört," sagte eine erlauchte Person von ihm, „so sollte man glauben, sein Herr befinde sich mit einem unüber„windlichen Heere in vollem Marsche gegen Constantinopel [25])." Er schien es darauf anzulegen, den Wiener Hof einzuschüchtern und in seiner eigenen Person das Selbstvertrauen ersichtlich zu machen, mit welchem der König von Preußen seinen Weg verfolgte. Ohne sich, wie sonst wohl gewöhnlich war, an den Obersthofmeister oder an einen der Conferenzminister zu wenden, verlangte er unmittelbar vom Groß-

herzoge Audienz[26]). Und als ihm dieselbe allsogleich ertheilt ward, suchte er dadurch am ehesten zum Ziele zu gelangen, daß er an die Betheuerungen unverbrüchlicher Freundschaft, an die glänzenden Zusagen, welche er im Namen seines Königs aussprach, für den Fall einer Ablehnung seiner Vorschläge unverkennbare Drohungen knüpfte.

Er sei gekommen, sagte Gotter, in der einen Hand dem Hause Oesterreich Schutz, in der andern dem Großherzoge selbst die Kaiserkrone zu bringen. Die Truppen und die Schätze seines Herrn ständen der Königin von Ungarn zu Diensten; sie könnten nur höchst annehmbare Gaben sein in einer Zeit, in welcher das Haus Oesterreich an beiden so fühlbaren Mangel leide und auf die Hülfe so mächtiger Regierungen, wie Preußen und dessen Alliirte, England, Holland und Rußland angewiesen sei, welch letztere König Friedrich für die gemeinsame Sache zu gewinnen sich erbiete. So wie aber der König sich in Folge der eigenthümlichen Lage seiner Länder durch ein Bündniß mit Oesterreich in große Gefahr begebe, so hoffe er, daß als Schadloshaltung hiefür Maria Theresia ihm nicht weniger als ganz Schlesien abtreten werde. Niemand beharre fester auf seinen Entschlüssen als der König von Preußen; er wolle und werde sich Schlesiens bemächtigen, und er beabsichtige, wenn ihm dieses Land nicht unverzüglich abgetreten werde, seine Streitkräfte und die in seinem Schatze befindlichen Summen den Kurfürsten von Baiern und Sachsen anzubieten.

Man sieht, daß die Sprache, welche Gotter gegen den Großherzog führte, ganz derjenigen des Königs gegen Botta glich. Lockende Anerbietungen, durch den düsteren Hintergrund der Gefahren, in welche deren Ablehnung versetzen würde, noch greller hervorgehoben, sollten den Wiener Hof zur Nachgiebigkeit bewegen. Aber bald erfuhr König Friedrich, daß er trotz der feinsten Berechnungen sich dennoch getäuscht hatte. Wie die Gesandten Englands und Venedigs am Wiener Hofe gleichmäßig bezeugten, antwortete der Großherzog von Toscana dem Grafen Gotter mit Würde und Gelassenheit. Er erklärte ihm, die Königin lege zwar auf die Freundschaft des Königs von Preußen als eines mächtigen Nachbars den höchsten Werth; sie besitze jedoch, auch wenn sie dazu geneigt wäre, weder das Recht noch die Macht, nur

den kleinsten Theil jener Erbschaft hintanzugeben, welche sie als unzertrennlich verbunden übernommen habe. Und noch sei sie nicht in eine so hoffnungslose Lage gebracht, daß sie mit einem Fürsten zu unterhandeln sich gezwungen sehe, der dadurch als ihr Feind sich erweise, daß er sich mit gewaffneter Hand mitten in ihren Staaten befinde. Er schilderte die verderblichen Wirkungen des hastigen Verfahrens des Königs von Preußen. „Wir erkennen gar wohl," so lauteten seine Worte, „die großen Uebel, welche der König uns Anfangs „zuzufügen vermag. Wir schmeicheln uns aber auch mit der Hoffnung, „daß die weiteren Folgen für ihn selbst noch schädlicher sein werden [27])."

Als Gotter hierauf trotzig erklärte, er hätte bei solcher Bewandtniß nichts mehr in Wien zu thun und werde unverzüglich nach Preußen zurückkehren, da stellte ihm der Großherzog, der sich nun gleichfalls erwärmte, die kategorische Frage, ob die Truppen des Königs wirklich schon in Schlesien eingerückt seien. Auf Gotter's bejahende Antwort erwiederte Franz von Lothringen: „Dann kehren Sie zu Ihrem Herrn „zurück und sagen Sie ihm, daß wir, so lang er auch nur einen Mann „in Schlesien stehen hat, eher zu Grunde gehen wollen, als mit ihm „unterhandeln. Ist er aber dort noch nicht eingerückt und will er sich „des Einmarsches enthalten, oder wenn derselbe bereits erfolgt sein „sollte, seine Truppen nach Preußen zurückführen, dann wollen wir mit „ihm in Berlin verhandeln. Botta besitzt bereits Instruktionen und „heute noch soll er neue empfangen. Der König von Preußen kann „zufrieden gestellt werden, ohne daß er nach seiner Absicht uns dasjenige zu entreißen braucht, was ihm zu gewähren nicht in unserer „Macht steht. Ich für meinen Theil würde nicht für die Kaiserkrone, „ja nicht für den Besitz der ganzen Welt irgend ein Recht der Königin oder auch nur eine Handbreit ihrer gesetzmäßig ererbten Länder „aufgeben [28])."

Diese entschiedene Sprache des Großherzogs verfehlte nicht, den hohen Ton, welchen Gotter angeschlagen hatte, so ziemlich herabzustimmen. Man könne dem Könige, so wandte er ein, durchaus nicht zumuthen, von seinem Begehren abzustehen, indem ihm Sachsen, um sich seiner Freundschaft und Hülfe zu versichern, noch weit größere Anerbietungen gemacht habe. Und wie würde er sich dem Hohne und

dem Spotte der Welt aussetzen, wenn er eine Unternehmung, in der er schon so weit gegangen, plötzlich wieder aufgäbe [29]).

Ein offenbar ungerechtes Vorhaben bei Zeiten aufzugeben, gereiche in den Augen der Welt, erwiederte der Großherzog, zu größerer Ehre, als in demselben zu beharren. Wenn aber der König um einen Vorwand verlegen wäre, seine Truppen wieder aus Schlesien zurückzuziehen, so dürfe er sich bloß den Anschein geben, er habe besorgt, die Königin von Ungarn werde von dem Kurfürsten von Baiern angegriffen werden. Um ihr Beistand zu leisten, habe er seine Truppen zusammengezogen und auf österreichisches Gebiet geführt. Nachdem er jedoch die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die Königin keiner Hülfe bedürfe, kehre er auf deren ausdrückliches Verlangen nach seinen Staaten zurück.

Gotter erklärte sich bereit, in diesem Sinne an den König zu schreiben, und da er behauptete, seines Wissens werde Friedrich selbst erst am 21. Dezember Berlin verlassen, so setzte die österreichische Regierung auch Botta von des Großherzogs Unterredung mit Gotter in Kenntniß, um wo möglich einen bestimmten Ausspruch des Königs über seine Beschlüsse herbeizuführen [30]). Daß dieselben anders ausfallen würden als Friedrich's bisherige Erklärungen, solches konnten wohl weder der Großherzog noch Gotter im Ernste annehmen. Aber Beiden war der Schritt, sich noch einmal nach Berlin zu wenden, aus verschiedenen Gründen gleichmäßig willkommen: dem Ersteren, um die Friedensliebe des Hauses Oesterreich noch deutlicher darzuthun und Preußens Unrecht noch greller hervortreten zu lassen; dem Zweiten aber, weil sein Herr dadurch neuerdings Zeit gewann und durch die Fortführung der Unterhandlung die von Friedrich hervorgerufene Täuschung noch genährt wurde, derselbe befinde sich wirklich in gutem Einvernehmen mit der Königin von Ungarn.

Daß man am Wiener Hofe nicht mehr an eine friedliche Ausgleichung mit Preußen glaubte, beweisen die Worte, deren sich der Großherzog gegen den englischen Gesandten bediente. Niemals seien, so sagte er, die Hoffnungen eines Menschen so sehr wie die seinigen getäuscht worden. Zuversichtlich habe er auf ein festes Bündniß mit den Seemächten und mit Preußen gerechnet, von welch' Letzterem man

in dem Augenblicke, in dem die besten Aussichten auf die Erhaltung des Friedens vorhanden waren, den ersten ganz unerwarteten Angriff erfahren müsse. Sollte jedoch Preußen die Sache auf's Aeußerste treiben, so werde, darauf dürfe man mit Bestimmtheit zählen, jeder waffenfähige Mann in Oesterreich in's Feld ziehen. Die silbernen und goldenen Gefäße werde man von den Altären nehmen, um daraus Geld zu münzen, dem Könige mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten und sich zu retten, wo und wie man es vermöge [31]).

Auch die übrigen Entschlüsse des Wiener Hofes deuteten darauf hin, daß es ihm Ernst war mit der Zurückweisung der preußischen Vorschläge. An die österreichischen Gesandten zu Regensburg erging der Auftrag, die Verletzung der Reichsgesetze hervorzuheben, deren sich der König durch seinen Einbruch in Schlesien schuldig machte, und darauf zu dringen, es möge von Reichswegen gegen den Friedensstörer eingeschritten und der frühere rechtliche Zustand wieder hergestellt werden. An die Directoren der associirten Kreise schrieb Maria Theresia in gleichem Sinne, und ihre Hauptabsicht hiebei war, durch dieselben wenigstens Baiern in Schach zu halten, um alle zur Verfügung stehenden Truppen wider Preußen verwenden zu können. Endlich richtete die Königin an die vornehmsten Garanten der pragmatischen Sanktion, den Czar von Rußland, dann die Könige von Frankreich und England, von Polen und Dänemark ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Schreiben [32]), in welchem die Treulosigkeit des von König Friedrich wider sie beobachteten Verfahrens mit lebhaften Farben geschildert wurde. Unter dem Deckmantel der freundschaftlichsten Versicherungen seien, so hieß es darin, die feindseligsten Schritte geschehen. Einen ähnlichen Vorgang habe man bisher niemals erlebt, noch werde er in Zukunft so leicht wieder vorkommen. Nichts sei von Maria Theresia geschehen, wodurch den so lang bestandenen günstigen Beziehungen ihres Hauses zu Preußen irgendwie Eintrag gethan worden wäre. Dieselben vielmehr noch befriedigender zu gestalten, habe sie den Marchese Botta nach Berlin gesendet. Trotz dieses Schrittes, trotz der eifrigen Abmahnung von Seite anderer Fürsten habe doch Friedrich die ihm passend erscheinende Gelegenheit benützt, um in fremdes Gebiet einzufallen und die Ruhe eines benachbarten Landes

zu stören. Man könne daraus ohne Schwierigkeit entnehmen, welches Schicksal auch anderer Fürsten harre, wenn ein solches Verfahren nicht durch das Zusammenwirken Aller, die davon bedroht seien, nachdrücklichst zurückgewiesen werde.

Es handle sich nicht so sehr, fuhr Maria Theresia fort, um sie allein als um das deutsche Reich, ja um ganz Europa, und es sei die Sache aller christlichen Fürsten, zu verhindern, daß die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft nicht ungestraft zerrissen würden. Man möge mit der Königin gemeinschaftlich und ohne allen Zeitverlust die Mittel ergreifen, welche geeignet seien, um einer so drohenden Gefahr vor deren Ueberhandnehmen zu steuern. Sie selbst werde die ihr von Gott verliehenen Streitkräfte dem Feinde unerschrocken entgegenstellen, und für diesen nicht allein in ihrem eigenen Interesse, sondern zum allgemeinen Wohle gefaßten Entschluß keinen anderen Lohn verlangen, als daß für den ihr selbst und ihren Unterthanen durch den Einbruch in Schlesien zugefügten Schaden Ersatz gewährt und sie für die Zukunft gegen ähnliche ungerechte Angriffe sichergestellt werde.

Um die Mächte, an welche sie sich wendete, desto leichter zu einem entschlossenen Vorgehen wider König Friedrich zu vermögen, zählte Maria Theresia die Truppen auf, die sie bis zum Monat Februar wider ihn in's Feld zu stellen hoffen durfte. Aus fünfzehn Regimentern Infanterie, von denen vier sich schon in Schlesien befanden, dann aus acht Reiter-Regimentern sollten dieselben bestehen und sich im Ganzen auf dreißig bis vierzigtausend Mann belaufen. Eine solche Heeresmacht werde genügen, den König von Preußen zu Paaren zu treiben, wenn sie mit einer verhältnißmäßigen Anzahl sächsischer, hannoverscher, hessischer und dänischer Hülfsvölker verstärkt und wenn insbesondere von Seite Rußlands und Hollands Maßregeln getroffen würden, um den König zu einer Theilung seiner Streitkräfte zu vermögen.

Dieß zu Wege zu bringen, darauf sollten nun die angelegentlichsten Bemühungen der österreichischen Bevollmächtigten an jenen Höfen gerichtet sein. Den König von England bat Maria Theresia, ihr wenn nicht englische oder hannoversche, so doch die in Englands

Solde befindlichen hessischen und dänischen Truppen zu gewähren, um sich ihrer gegen Preußen bedienen zu können [33]). In Kassel verlangte die Königin die Stellung des im Unionstractate bedungenen Hülfscorps von 3200 Mann. Den König August von Polen und Sachsen ließ sie durch ihren Gesandten, den Grafen Wratislaw, in eindringlicher Weise darauf aufmerksam machen, daß er nicht nur schon als Reichsvicar zur Hintanhaltung jedes Friedensbruches, sondern durch den Vertrag von 1733 zu unverzüglicher Stellung eines Hülfscorps verpflichtet sei, welches zu den österreichischen Truppen zu stoßen habe. Sie hoffe übrigens, er werde es nicht hiebei bewenden lassen, sondern seine ganze Streitmacht wider den König von Preußen in die Wagschale werfen [34]). Wenn man sich nicht gegen denselben vereinige, sondern vereinzelt bleibe, so werde jeder der deutschen Fürsten der Reihe nach der Uebermacht Preußens erliegen.

Die Beweggründe, durch welche der Wiener Hof vermocht wurde, eine so entschlossene Haltung anzunehmen und insbesondere jeden Gedanken einer Gebietsabtretung an Preußen von vorneherein abzulehnen, waren mehrfacher Art. Vor allem glaubte man, und nicht mit Unrecht, daß wenn man sich zur Befriedigung einer Forderung herbeiließe, die man mit Fug und Recht als eine völlig unbegründete ansehen durfte, hiedurch ähnliche Begehren von Seite anderer Fürsten hervorgerufen würden, welche für dieselben immerhin weit schwerer wiegende Gründe anzuführen vermochten. Verletzte einmal die Beherrscherin Oesterreichs selbst durch freiwillige Abtretungen die in der pragmatischen Sanktion aufgestellte Untheilbarkeit ihrer Erbländer, wie konnte sie dann die Aufrechterhaltung dieses Grundgesetzes, auf welchem alle ihre Rechte beruhten, von fremden Mächten verlangen? [35]) Und selbst wenn diese Rücksichten, so wohlbegründet sie auch waren, vor der drohenden Gefahr und der unausweichlichen Nothwendigkeit, sie zu beseitigen, in den Hintergrund gedrängt worden wären, wer bürgte dafür, dem Könige von Preußen sei es Ernst mit seinen Versprechungen, und er werde, einmal in dem so sehnlich gewünschten unangefochtenen Besitze Schlesiens, auch die Hülfe an Geld und Truppen thatsächlich leisten, zu welcher er jetzt sich anheischig machen wollte? War von einem Fürsten, der so eben erst einen ganz unerhörten Frie-

densbruch verübte, nicht das Aergste zu erwarten? Mußte man von ihm nicht mit Recht besorgen, nach einem so wohlfeil errungenen Siege und nachdem er die neue Beherrscherin Oesterreichs so schwach befunden in Vertheidigung ihrer heiligsten Rechte, werde er dann erst noch innigere Gemeinschaft machen mit deren Feinden; einmal Herr von Schlesien, werde er mit neuen, immer höher gespannten Begehren hervortreten und binnen kurzem Oesterreich zum Zerfall bringen und Maria Theresia unwiederbringlich ins Verderben stürzen[36]).

Es ist kein Zweifel, daß hauptsächlich das tief eingewurzelte, und nach dem, was sich soeben ereignet hatte, auch leicht begreifliche und wohl berechtigte Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Anträge und Betheuerungen Friedrich's es war, wodurch man sich in Wien bewogen fand, dieselben abschlägig zu beantworten. Außerdem trug noch eine andere, wie sich jedoch später zeigte, irrige Voraussetzung wesentlich dazu bei. Wie man in Wien nichts von alledem glaubte, was in König Friedrich's Namen dort erklärt wurde, so war dieß auch in Bezug auf seine Behauptung der Fall, Frankreich werde sich wider die Königin von Ungarn erklären und dem Kurfürsten von Baiern gewaffneten Beistand leisten bei der Geltendmachung seiner Ansprüche auf die österreichischen Erbländer und bei seinen Bemühungen, die Kaiserkrone für sich zu erhalten. Die greisen Männer, welche jetzt die Rathgeber der jungen Königin waren, hatten, wie schon einmal angedeutet worden, zu lange die Politik des Hauses Oesterreich im Sinne freundschaftlichen Einvernehmens mit Frankreich gelenkt, als daß sie so schnell entgegengesetzte Bahnen einzuschlagen vermocht hätten. Noch befand sich jener Sinzendorff in Amt und Würde, welcher jetzt nicht zum ersten Male den verhängnißvollen Irrthum beging, sich für die unbedingte Friedensliebe des Cardinals Fleury und dafür zu bürgen, daß die persönlichen Anschauungen desselben identisch seien mit denjenigen der französischen Regierung, und daß, was der Erstere wolle, von der Letzteren unwiderruflich ausgeführt werde. So weit ging man in dieser Täuschung, daß die Warnungen, welche zuerst von Seite Wasner's aus Paris nach Wien gelangten, demselben statt des verdienten Lobes nur Tadel zuzogen, und daß man, statt in seinen Worten den Ausdruck klug berechnender Voraussicht zu erblicken, hierin nur eine irrige, oder gar

eine gehässige Beurtheilung des Benehmens der französischen Staatsmänner sah[37]).

Wie König Friedrichs Hinweisungen auf Feindseligkeiten, welche Maria Theresia von Frankreich zu erwarten habe, so wurde die gleiche Behauptung, die er in Bezug auf Sachsen aussprach, ebenfalls nur als Verläumdung angesehen, darauf berechnet, daß man in Wien sich zur Bezahlung des theuren Preises entschließen möge, welchen Preußen für seine Hülfe verlangte. Und es kann nicht geleugnet werden, daß zu jener Zeit wenigstens Sachsen noch nicht ausreichenden Anlaß dazu geboten hatte, den Freundschaftsversicherungen nicht länger zu trauen, welche nach dem Tode des Kaisers gegen dessen Tochter und Erbin von König August ausgesprochen worden waren. Es lag also, wenn man von Frankreich und Sachsen nichts befürchten zu sollen glaubte, für den Wiener Hof in der That kein Anlaß vor, durch freiwillige Abtretung eines seiner schönsten Länder die Hülfe zu erkaufen, nach welcher er nicht verlangte, deren er nicht bedurfte und die ihm wider seinen Willen König Friedrich aufzudringen sich bemühte.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die entschlossene Haltung der österreichischen Regierung und das würdevolle Benehmen der Königin von Ungarn, welche sich weigerte, Gotter vor sich zu lassen, eine gewisse einschüchternde Wirkung auf den König von Preußen und seine Minister hervorbrachte. Sie schienen sich fast ihres eigenen Benehmens zu schämen und gaben es auf, dasselbe in den Augen der Welt rechtfertigen zu wollen. Am auffallendsten war diese Veränderung in der Haltung Gotter's. An die Stelle des früheren anmaßenden Tones war jetzt eine große Entmuthigung getreten, und er gab es deutlich zu verstehen, daß er das Verfahren seines Herrn mißbillige und demselben dringend davon abgerathen habe[38]). Um einerseits seine erste Drohung wahrzumachen und Wien zu verlassen, ohne sich jedoch andererseits der Möglichkeit zu berauben, die Verhandlungen fortzuführen, begab sich Gotter nach dem benachbarten Baden, um dort die Schwefelquellen zu gebrauchen.

Man kann nicht sagen, daß dieser Vorwand im Hinblick auf die Jahreszeit — es geschah solches am 20. Dezember 1740 — gerade glücklich gewählt erschien[39]). Schon am Neujahrstage 1741 stellte

sich Gotter, und zwar dießmal in Borcke's Begleitung und mit der Antwort seines König's versehen[40]), dem Großherzoge neuerdings vor. Die preußischen Gesandten ließen zuerst einige Andeutungen fallen, als ob der König daran dächte, Schlesien wieder zu verlassen, wenn es nur mit Ehren geschehen könnte. Denn er habe es weder auf eine Schmälerung des Erbtheils der Königin, noch auf eine Verletzung der pragmatischen Sanktion abgesehen. Doch werde man sich dazu bequemen müssen, ihm wenigstens einen Zuwachs zu Theil werden zu lassen. Auch der Großherzog schien nicht völlig abgeneigt, gewisse Zugeständnisse zu machen. Da jedoch die Frage, ob sie ermächtigt seien, eine schriftliche Erklärung abzugeben, von den preußischen Gesandten verneint wurde, verwies er sie an den Hofkanzler Grafen von Sinzendorff[41]). Bei diesem fand nun zwei Tage später eine Conferenz statt, in welcher Gotter und Borcke, ohne selbst etwas niederzuschreiben, doch die Vorschläge des Königs dem Hofrathe von Bartenstein in die Feder dictirten.

Die früheren Anerbietungen Friedrich's, die Königin von Ungarn in ihrem Erbtheil, insofern dasselbe zu Deutschland gehörte, zu schützen, dem Großherzoge die Kaiserkrone zu verschaffen, und einen Barbetrag von zwei Millionen Gulden zu erlegen, wurden erneuert, die angeblichen Rechte Preußens auf Schlesien nicht mehr erwähnt und auch die Forderung auf Abtretung ganz Schlesiens zurückgezogen. Der König werde sich, so hieß es jetzt, mit einem „guten Theile" dieses Landes begnügen, wenn nur die Königin von Ungarn sich in ein billiges und aufrichtig gemeintes Uebereinkommen mit ihm einlasse.

So sehr auch die mündliche Antwort des Großherzogs an Gotter, so hieß es in dem von Letzterem mitgetheilten Reskripte des Königs, erfüllt sei von Ausdrücken der Gereiztheit und Härte, und daher jeden Weg zu einer gütlichen Ausgleichung abzuschneiden scheine, so möge doch Gotter für die Zustandebringung einer solchen sich eifrigst bemühen. Er solle den Großherzog dazu vermögen, die Vorschläge Preußens mit günstigerem Auge zu prüfen als bisher, und ihm die Ueberzeugung beizubringen trachten, daß sie nur von der Rücksicht auf das Wohl und die Erhaltung des Hauses Oesterreich eingegeben seien. Dieß liege dem Könige wahrhaft am Herzen, und er werde jederzeit

bereit sein, die Königin von Ungarn zu unterstützen, wenn sie die Größe ihres Hauses wahren und sich selbst für das geringe Opfer entschädigen wolle, welches er in dem gegenwärtigen Augenblicke von ihr in Anspruch nehme[42]).

So lauteten die Erklärungen, welche Gotter und Borcke im Namen ihres Königs abgaben. Um sie noch annehmbarer erscheinen zu lassen, fügten sie die Andeutung hinzu, daß Friedrich noch außerdem die ihm zu machenden Abtretungen, sei es durch unmittelbaren Kauf oder durch ein Scheinanlehen bar zu bezahlen gesonnen sei. Erst wenn der Großherzog Kaiser geworden und Maria Theresia sich im unbestrittenen Besitze ihrer Erbländer befinde, solle sie sich durch einen neuen Vertrag anheischig machen, den abzutretenden Theil von Schlesien nie wieder einzulösen. Hiefür wolle der König den zu erlegenden Betrag von zwei Millionen erhöhen, ja ihn verdoppeln, und sich noch überdieß verpflichten, nie mehr als fünf bis sechshundert Mann Besatzung in den neu erworbenen Gebietstheilen zu halten[43]).

Es scheint fast, als ob die Herabstimmung der Anforderungen Friedrich's wenigstens auf den Großherzog Franz nicht ohne Einwirkung geblieben sei und ihm den Gedanken, sich nun auch von Seite Oesterreichs nachgiebiger zu bezeigen, weniger abschreckend habe erscheinen lassen, als dieß zuvor der Fall war. Seine bekannte Abneigung gegen Frankreich mag hiezu ebensoviel beigetragen haben als der Umstand, daß er sich nicht so leicht von seinem früheren Lieblingsplane, einem Bündnisse Oesterreichs mit Preußen und den Seemächten wider Frankreich loszumachen vermochte. Ja selbst von Maria Theresia behauptet ein sonst unverdächtiger Zeuge, der venetianische Botschafter Capello, sie sei nicht von aller Nachgiebigkeit gegen Preußen entfernt gewesen und habe in dieser Beziehung andere Ansichten gehegt, als sonst an ihrem Hofe die herrschenden waren. Jedoch auch dießmal habe sie dieselben, wie es während ihrer ersten Regierungsjahre so oft geschah, der Meinung jener Männer untergeordnet, vor deren großer Geschäftskenntniß und überwiegender Erfahrung sie eine so hochgespannte, oft übertriebene Achtung empfand. Denn in Folge ihrer Scheu, der Ansicht älterer Männer zu nahe zu treten, und ihres geringen Vertrauens auf ihre eigene Beurtheilung der

Dinge sei nicht selten ihre klügere Anschauung unbefolgt geblieben. Gleiches habe sich auch jetzt wieder ereignet. Dem Kriege mit Preußen sei nicht vorgebeugt worden, während es doch gerade darauf ankam, jeden Ausbruch der Feindseligkeiten, wo dieß auch immer sein mochte, hintanzuhalten, in der Zwischenzeit Geld und Truppen zu sammeln, und sich in solcher Weise in den Zustand der Vertheidigungsfähigkeit zu setzen, in welchem man sich damals noch nicht befand [44])

Capello's Behauptung steht jedoch in geradem Widerspruche mit allen sonstigen Zeugnissen, welche wir aus jener Zeit über die Anschauungsweise Maria Theresia's in Bezug auf die gegen Preußen zu beobachtende Haltung besitzen, ja mit den Angaben, die in Capello's eigenen Berichten an den Senat über den Verlauf dieser Verhandlungen enthalten sind. So wie die Ersteren, so schildert Capello selbst die Königin als diejenige, welche mit der größten Entschiedenheit ihre Stimme erhob gegen jede Abtretung irgend eines Gebietstheiles an Preußen. Die ungemeine Lebhaftigkeit, ja Heftigkeit ihres Temperamentes verursachte, daß sie die entgegengesetzte Ansicht mit einer Energie bekämpfte, welche jeden Widerspruch, wenn sich schon irgendwo ein solcher erhob, bald wieder verstummen machte. Es war dieß um so leichter der Fall, als ja die einflußreichsten Männer am Hofe selbst von Nachgiebigkeit nichts hören wollten. Von Seite des Grafen Gundacker Starhemberg geschah dieß, weil er den Grundsatz der Unzertrennbarkeit der österreichischen Monarchie durchaus nicht verletzt sehen wollte; von Königsegg, weil er es für unvereinbar mit der Ehre der österreichischen Waffen ansah, mit einem in die Erblande eingefallenen Feinde zu unterhandeln und ihm noch vor Beginn des eigentlichen Kampfes schon nachzugeben; von Bartenstein endlich, weil er noch immer auf Frankreich vertraute. Der König von Preußen verlange, so behauptete Bartenstein, Oesterreich solle Frankreich den Krieg erklären, und doch besitze die Königin von Ungarn Niemand, auf den sie sich verlassen könne als eben nur Frankreich [45]).

Nur hinsichtlich Sinzendorff's findet sich die Andeutung, daß er schon in der Conferenz, in welcher der Großherzog von Toscana über sein erstes Gespräch mit Gotter berichtete, die Bemerkung fallen ließ, in der gefährlichen Lage, in der man sich befinde, müsse man

sich schon zu einem Opfer verstehen [16]. Es sei, so bemerkte er in einer späteren Berathung, wohl zu überlegen, ob man irgend etwas an den König von Preußen abtreten, oder mit demselben brechen solle [17].

Nicht das sei die Frage, erwiderte voll Aerger Graf Gundacker Starhemberg, ob man mit dem Könige brechen solle? Er, dessen Truppen längst schon in Schlesien ständen, habe genugsam gebrochen. Nur darum handle es sich, ob man ihn dort, auf österreichischem Gebiete solle schalten und walten lassen [18]. Und Bartenstein fügte hinzu, man möge doch ja nicht glauben, daß man dem Könige von Preußen, seinen Vorschlägen und Versprechungen auch nur im entferntesten trauen dürfe. Wie wenig er es damit ernstlich meine, zeige schon der Umstand, daß seine Gesandten sich hartnäckig weigerten, die Erklärungen, welche sie abzugeben hatten, schriftlich in die Hände der österreichischen Minister zu legen. Sie könnten sich hiezu, so behaupteten Gotter und Borcke, aus dem Grunde nicht herbeilassen, weil sie an Frankreich verrathen zu werden besorgten. In Wien sah man jedoch hierin nur eine leere Ausflucht und eine Bestätigung des Verdachtes, daß die Zusagen Friedrich's auf nichts abzielten, als die Königin von Ungarn über seine wahren Absichten zu täuschen.

Durch die ganz ungenügenden Vollmachten, mit welchen Gotter versehen war, durch die Unbestimmtheit seiner Aeußerungen über dasjenige, was der König von Preußen unter dem „guten Theile von „Schlesien" eigentlich verstand, dessen Abtretung er verlangte, durch Gotter's nachträgliche Bemerkung endlich, daß der Vorschlag eines Darlehens und eines Pfandes eigentlich nur von ihm ausgehe, durch alles dieß wurde der Wiener Hof darin bestärkt, bei seinem ursprünglichen Entschlusse zu verharren und Friedrich's Anträge definitiv zu verwerfen.

Der König von Preußen rechtfertige, so hieß es in der Erwiderung, welche schon am 5. Jänner 1741 in Gegenwart der Grafen Sinzendorff und Starhemberg den beiden preußischen Abgesandten eingehändigt wurde, den Einmarsch seiner Truppen in Schlesien mit der Nothwendigkeit, das Haus Oesterreich vor den feindseligen Absichten anderer Mächte zu schützen, und mit der Nützlichkeit, einen Theil

9*

dessen, was man besitze, zu opfern, um das Uebrige zu retten. Es sei jedoch allbekannt, daß sich die österreichischen Staaten der glücklichsten Ruhe erfreuten, als der König von Preußen mit bewaffneter Hand in dieselben einbrach. Wenn hierin, wie er behaupte, das geeignetste, ja das einzige Mittel liege, die Verfassung des deutschen Reiches, die Ruhe und die Wohlfahrt Europa's sicher zu stellen, so wäre man begierig, das Mittel zu erfahren, durch welches jene Güter vernichtet würden. Weit davon entfernt, nicht den ganzen Werth der Freundschaft des Königs von Preußen zu erkennen, habe man sich vielmehr nicht vorzuwerfen, auch nur das Geringste verabsäumt zu haben, um sie sich zu erhalten.

Ohne hievon irgendwie abgehen zu wollen, müsse man doch bemerken, daß schon das Band, welches alle Glieder des deutschen Reiches vereinige, und die ausdrückliche Verordnung der goldenen Bulle jeden Reichsstand verpflichte, demjenigen beizustehen, welcher in einem seiner zum Reiche gehörigen Staaten angegriffen werde. Hierauf laufe aber das Anerbieten des Königs von Preußen hinaus, welches noch überdieß nicht einmal so weit gehe, als die vom ganzen Reiche übernommene Garantie der pragmatischen Sanktion. Wenn solche Verpflichtungen nicht mehr gültig wären, welche Sicherheit könnte das Haus Oesterreich noch überhaupt für sich in Anspruch nehmen?

Das Bündniß der Königin mit Rußland und den Seemächten habe schon vor dem Einmarsch der preußischen Truppen in Schlesien bestanden, und man hege die feste Ueberzeugung, es sei nicht die Absicht jener Mächte, daß um dasselbe zu stärken, die Königin einen Theil ihrer Staaten verlieren solle. Sie seien vielmehr gesonnen, sie in deren ungetheiltem Besitze zu erhalten.

Für das Anerbieten, dem Großherzoge von Toscana die Kaiserkrone verschaffen zu wollen, könne man dem Könige von Preußen nur ungemein dankbar sein. Aber außerdem daß die Kaiserwahl frei sein und nach den Vorschriften der goldenen Bulle geschehen müsse, glaube die Königin, daß nichts leichter die Wahl stören könne als die inmitten des Reiches veranlaßten Unruhen.

Noch nie sei ein Krieg geführt worden, um irgend einen Fürsten zu zwingen, die Geldsummen anzunehmen, welche man ihm anbiete.

Und wenn man das, was der König unter dem Vorwande, für die Subsistenz seiner Truppen zu sorgen, aus Schlesien gezogen habe, zu dem ungeheuren Schaden rechne, welcher durch die Zugrunderichtung des Landes verursacht wird, so übertreffe dieß in beträchtlichem Maße die von Preußen angebotenen zwei Millionen.

Die Königin sei nicht Willens, ihre Regierung mit der Zerstücklung ihrer Staaten zu beginnen. Sie halte sich in ihrer Ehre und in ihrem Gewissen verpflichtet, die pragmatische Sanktion gegen jeden mittelbaren oder unmittelbaren Angriff zu vertheidigen. Daraus folgere, daß sie weder ganz Schlesien, noch irgend einen Theil dieses Landes abtreten werde. Aber sie sei noch immer geneigt, mit dem Könige von Preußen das Verhältniß aufrichtigster Freundschaft zu erneuern, wenn dieß ohne einen solchen Bruch der pragmatischen Sanktion sowie ohne Verletzung der Rechte eines Dritten geschehen könne, und wenn die preußischen Truppen ungesäumt Schlesien räumten.

Es sei dieß ihrer Ansicht nach der einzige Weg, der dem Rechte und der Billigkeit, den Grundgesetzen des Reiches, der Aufrechthaltung seiner Verfassung, der Ruhe und dem Gleichgewichte Europa's entspreche, und daher auch der einzige Weg, welcher dem Könige von Preußen zu wahrem Ruhme gereiche. Man zögere deßhalb nicht, ihn um Betretung dieses Weges zu bitten, ja ihn darum bei allen den Rücksichten zu beschwören, welche auf das Herz eines großen Fürsten Eindruck zu machen vermöchten. Und man nehme keinen Anstand, den preußischen Ministern die gegenwärtige Antwort schriftlich zuzustellen und damit den besten Beweis des guten Glaubens zu liefern, in dem man handle, obwohl von ihrer Seite nicht in gleicher Weise vorgegangen worden sei[49]).

Nach der vernichtenden Kritik, welche in dieser Antwort jeder der einzelnen Vorschläge des Königs, und nach der förmlichen Ablehnung, die sein Begehren im Allgemeinen erfuhr, ließ sich von fernerer Verhandlung nichts mehr erwarten. Dennoch trachteten die beiden preußischen Gesandten, es nicht zu einem Abbruch derselben kommen zu lassen. Sie wandten sich an Bartenstein, und da dieser von nichts hören wollte, an den Reichshofrath von Knorr, ohne jedoch irgend etwas ausrichten zu können. Unerschütterlich beharrte man in Wien

dabei, eine Verhandlung könne erst dann wieder stattfinden, wenn der König von Preußen mit seinen Truppen Schlesien geräumt habe. So groß war der Eindruck, welchen die Entschlossenheit des Wiener Hofes auf alle Gemüther hervorbrachte, daß sogar die beiden preußischen Gesandten sein Verfahren gerechtfertigt fanden. Sie scheuten sich nicht, dieß selbst ihrem Könige zu verstehen zu geben und sich angelegentlich zu bemühen, ihn zu anderen Entschlüssen zu vermögen.

Friedrich ließ sich jedoch weder hiedurch, noch durch die Stimmen, die in seinem eigenen Lande, ja in seinem eigenen Heere in gleichem Sinne sich vernehmbar machten, abbringen von dem einmal betretenen Wege. Daß er dieß nicht that und die in der Zwischenzeit gewonnenen Vortheile nicht wieder fahren ließ, kann von seinem Standpunkte aus nicht anders als natürlich erscheinen. Daß er sich jedoch fortwährend das Ansehen gab, von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt und, wie er gegen den Großherzog sich ausdrückte, darüber in Verzweiflung zu sein, nicht anders handeln zu können, als es von seiner Seite geschah, und gegen einen Fürsten feindselig auftreten zu müssen, welchem die feste Stütze zu sein er sich zum Ruhme angerechnet haben würde, dieß bringt einen wahrhaft widerlichen Eindruck hervor. Er sei, so erklärte Friedrich dem Großherzoge, unschuldig an Allem was da kommen werde. Die völlige Verkennung seiner wahren Absichten zwinge ihn, keinerlei Schranken mehr einzuhalten. Was ihm jedoch den größten Schmerz verursache, sei die Ueberzeugung, gegen seinen Willen einem Fürsten Uebles zufügen zu müssen, welchen er liebe und schätze und für den sein Herz niemals aufhören werde zu schlagen, wenn auch sein Arm wider ihn die Waffen zu führen gezwungen sei[50]).

Wie groß der Unmuth auch sein mochte, mit welchem so viel Verstellung das Gemüth des Großherzogs erfüllen mußte, so tritt doch nichts hievon in der Antwort zu Tage, welche von seiner Seite auf das Schreiben des Königs von Preußen erging. Er versicherte ihn vielmehr, daß der zwischen den beiden Höfen eingetretene Zwiespalt an seiner persönlichen Gesinnung der Freundschaft und Verehrung für Friedrich nichts ändern werde[51]). Und hiemit fanden einstweilen die Berührungen zwischen Friedrich und dem Großherzoge

einen versöhnlicher klingenden Abschluß, als man es bei der wirklichen Lage der Dinge hätte annehmen sollen. Denn da in der Hauptsache selbst jeder der beiden Theile starr auf seiner Anschauung beharrte, so blieb nichts übrig, als die Entscheidung ihres Streites der Gewalt der Waffen anheimzustellen.

Sechstes Capitel.

In der ersten Hälfte des Monats Dezember hatte König Friedrich die Streitmacht, mit welcher er sich Schlesiens zu bemächtigen gedachte, zweiundzwanzigtausend Mann Fußvolk und fünftausend Reiter bei Crossen, unweit von dort versammelt, wo die Oder die schlesische Grenze durchschneidet. Am 14. Dezember 1740 traf er in Person daselbst ein; zwei Tage später führte er seine Truppen, in zwei Colonnen getheilt, von welchen die eine unter seiner unmittelbaren Leitung, die andere unter derjenigen des Feldmarschalls Grafen Schwerin sich befand, auf österreichisches Gebiet. Schon am 18. Dezember erschienen preußische Husaren vor Glogau; am 22. näherten sich die übrigen Streitkräfte Friedrich's dieser Festung bis auf die Entfernung einer Meile.

In solcher Weise hatte der König den Friedensbruch vollbracht, oder wie er selbst sich ausdrückte, den Rubikon überschritten: ohne Kriegserklärung, ohne die Antwort auf die Vorschläge abzuwarten, welche Gotter der Königin von Ungarn überbringen sollte, ja sogar noch vor dessen Eintreffen in Wien. Die Bevölkerung Schlesiens, im Ganzen gut österreichisch gesinnt, und selbst in ihrem protestantischen Theile der bisherigen Regierung weit weniger abgeneigt, als man dieß seither glauben zu machen sich bemühte, hatte erst vor wenig Tagen Maria Theresia mit freudiger Bereitwilligkeit den Eid der Treue geleistet. Nun wurde sie durch die falsche Vorspiegelung, daß der König von Preußen im Interesse der Königin von Ungarn, ja sogar im Ein-

verständnisse mit ihr handle, und wohl mehr noch durch den fast gänzlichen Mangel an regulären Truppen, welche als Stützpunkt und Kern eines etwaigen Aufgebots hätten dienen können, dazu vermocht, sich theilnahmslos zu verhalten. Mit der geringen Anzahl österreichischer Truppen aber, die er im Lande wußte, und mit den gänzlich verwahrlosten Festungen hoffte Friedrich in kürzester Zeit fertig zu werden.

Die Vertheidigungskraft der österreichischen Regierung in Schlesien befand sich in der That in einem bedauernswerthen Zustande. Zwar nicht gerechtfertigt, aber doch einigermaßen entschuldigt wird diese Vernachlässigung dadurch, daß man seit einer Reihe von Jahren sich des Gedankens an die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes mit Preußen völlig entwöhnt, und das Hauptaugenmerk statt auf Schlesien, auf diejenigen Provinzen gerichtet hatte, welche man, wie Ungarn und die österreichischen Besitzungen in Italien, für bedrohter ansah. Nur dadurch erklärt es sich, daß zur Zeit des Todes des Kaisers nur drei Bataillone und zwei Grenadiercompagnien in Schlesien lagen; daß Glogau als halb verfallen geschildert werden mußte, daß an dem Hauptwall der Festung Brieg seit neunzig Jahren keine Ausbesserung vorgenommen worden war und man ihn von allen Seiten leicht zu ersteigen vermochte. In Glatz waren verschiedene Befestigungswerke völlig eingesunken und dadurch einem etwaigen Feinde die Zugänge zu dem Platze dermaßen geöffnet, daß er leicht durch Ueberfall genommen werden konnte. Befriedigender lauteten die Nachrichten über Neisse. Doch war der Platz so geräumig, daß man zu dessen regelmäßiger Vertheidigung einer ungleich größeren Truppenmacht bedurft hätte, als alle österreichischen Streitkräfte in Schlesien betrugen [1]). Aehnliches war auch mit Breslau der Fall; doch hoffte man wenigstens diese beiden Plätze halten zu können, bis es gelänge, eine genügende Streitmacht zusammenzubringen, um die Preußen wieder aus Schlesien zu verjagen.

In der zweiten Hälfte des Monats November waren die drei Regimenter Botta, Browne und Harrach, welche man gleich nach des Kaisers Tode nach Schlesien bestimmt hatte, daselbst eingetroffen, wo der Feldmarschall-Lieutenant Graf Maximilian Ulysses Browne de Camus den Posten eines commandirenden Generals bekleidete.

Daß gerade Browne in dieser Stellung sich befand, kann nur als ein für die Sache des Hauses Oesterreich günstiger Umstand angesehen werden. Einem irländischen Adelsgeschlechte entsprossen, das in Folge der Vertreibung der Stuart's seine Heimath verließ, war Browne von seinem Vater, welcher sich dem Kriegsdienste des Hauses Oesterreich gewidmet hatte, gleichfalls für denselben erzogen worden. Im Jahre 1705 geboren und schon in seinem 29. Lebensjahre zum Obersten ernannt, kämpfte Browne bei Parma, bei Guistello und bei Guastalla mit Auszeichnung. Auch in den Feldzügen gegen die Türken, wo sonst wenig Ehre zu holen war, that er sich hervor. Man rühmte an ihm eine für die damalige Zeit seltene kriegswissenschaftliche Bildung und zugleich den schnellen Blick und die rasche Entschlossenheit, durch welche die theoretischen Kenntnisse in der Ausübung erst die rechte Anwendung erhalten.

Nicht so glücklich war der Wiener Hof bei der Wahl des Heerführers, dem er den Oberbefehl über die in Schlesien zu versammelnden Truppen und somit die Leitung des bevorstehenden Feldzuges gegen den König von Preußen übertrug. Feldzeugmeister Wilhelm Reinhard Graf Neipperg galt als ein Mann von vielem Verstande, der freilich diesen Ruf sich zunächst durch einen gewissen Hang zu Sonderbarkeiten und durch witzige, selten nicht beißende Bemerkungen über Andere erworben hatte. Auch war er unbestreitbar ein kenntnißvoller Offizier, als welchen ihn schon sein großer Kriegsmeister Eugen schätzte und darum sich seiner mit Vorliebe bediente. Während der siegreichen Kämpfe des Prinzen gegen die Türken, während der darauf folgenden Feldzüge in Sicilien, dann gegen Frankreich und Spanien, so wie in den letzten Kriegen wider die Pforte war dem Grafen Neipperg in der That genug Gelegenheit geboten, sich reiche Erfahrungen zu sammeln. Aber außerdem besaß er nur wenige der Eigenschaften, welche eigentlich den Feldherrn ausmachen. Schon von Natur aus ängstlich und unentschlossen, war er dieß durch seine letzten unglücklichen Erlebnisse noch mehr geworden. Die lange Haft hatte lähmend eingewirkt auf seinen Körper und dadurch vielleicht auch auf die Spannkraft seines Geistes. Seine Kräfte seien in beiden Beziehungen so sehr gesunken, schrieb der venetianische Botschafter Zeno über Neipperg,

als er in Freiheit gesetzt worden und in Wien eingetroffen war, daß es den Anschein gewinne, er hege kein anderes Verlangen als in ehrenvoller Ruhe seine Tage zu beschließen [2]).

Daß Neipperg der Oberbefehl in Schlesien übertragen wurde, war zunächst eine Folge der dankbaren Anhänglichkeit des Großherzogs an seinen ehemaligen Erzieher. Neipperg sollte, dieß lag in der Absicht des Großherzogs, für die überstandenen Leiden schadlos gehalten und ihm Gelegenheit geboten werden, durch glückliche Waffenthaten dasjenige vergessen zu machen, was man ihm zur Last legte [3]). Daß man derlei günstige Erfolge von ihm wirklich erwartete und sich dem Glauben hingab, in Neipperg den rechten Mann zur Vertreibung des Königs von Preußen aus Schlesien gefunden zu haben, darin liegt jedoch auch die einzige Entschuldigung für Neipperg's Berufung auf einen Posten, welchem er in keiner Weise gewachsen war. Schon seine stete Zögerung, sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben, hätte einer weniger für ihn eingenommenen Persönlichkeit, als Franz von Lothringen es war, die Augen geöffnet über Neipperg's Unzulänglichkeit zur Erfüllung der ihm übertragenen Aufgabe. Aber der Großherzog war eben aufgewachsen in der steten Bewunderung der vorzüglichen militärischen Begabung Neipperg's, und Maria Theresia schätzte, dem sonstigen Hange der Jugend entgegen, so wie sie es bei ihren Ministern that, so auch bei Neipperg die Eigenschaft der Erfahrung noch weit höher, als sie es an und für sich schon mit Recht verdient. Der erfahrene Feldherr werde dem jungen Könige, die kriegserprobte österreichische Armee aber den des Kampfes ungewohnten preußischen Streitkräften gegenüber, so schmeichelte man sich in Wien, doch am Ende kein allzuschweres Spiel haben [4]). Den günstigen Erfolg unzweifelhaft sicher zu stellen, dazu bedürfe es, so meinte man, vor Allem nur der Ausgleichung des im gegenwärtigen Augenblicke allzu großen Mißverhältnisses zwischen der beiderseitigen Truppenzahl. Um diese Ausgleichung herbeizuführen, beabsichtigte man eine Streitmacht von fünfzehn Regimentern Infanterie und ebenso viel Cavallerie-Regimentern in Schlesien aufzustellen.

Während man in Wien die nöthigen Anordnungen hiezu traf und Neipperg deren Vollziehung und die Ankunft der Truppen in

Schlesien abwartete, um sich dann ebenfalls dorthin zu begeben, fuhr König Friedrich fort, mit der gleichen Entschlossenheit zu handeln, die er vom ersten Augenblicke an den Tag gelegt hatte. Durch die zahlreichen Protestationen, welche ihm von den schlesischen Landständen, den Magistraten der Städte und anderen Ortsbehörden zukamen, in keiner Weise beirrt, fuhr er in seinen Bewegungen fort. Den Prinzen Leopold von Dessau ließ er vor Glogau zurück, welches, von dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Franz Wallis mit zwölfhundert Mann besetzt, sich trotz des kläglichen Zustandes seiner Befestigungswerke doch keineswegs so schnell ergab, als der König es erwartet hatte. Den Feldmarschall Schwerin sandte er in südlicher Richtung über Schweidnitz gegen Frankenstein; er selbst wandte sich gegen Breslau.

Nicht allein als die Hauptstodt des Landes, sondern auch wegen seiner Lage an der Oder und wegen seiner starken Befestigung war Breslau's Besitz für beide streitenden Theile von höchster Wichtigkeit. Dieß wohl erkennend, legte der Wiener Hof den größten Werth darauf, daß Breslau nicht in die Hände des Königs von Preußen falle. Insbesondere war es Graf Gundacker Starhemberg, welcher darauf drang, sich ja nur Breslau's zu versichern und lieber in die anderen Plätze, Neisse allein etwa ausgenommen, weniger oder selbst gar keine Mannschaft zu verlegen [5]). Kaum war man daher über König Friedrich's bevorstehenden Einfall in Schlesien nicht länger in Zweifel, als der Oberamtsdirector Graf Schaffgotsch an den Magistrat von Breslau die Anfrage stellte, wie er die Stadt im Falle eines Angriffes zu vertheidigen gedächte. Denn ein altes Privilegium ermächtigte sie, keine Truppen einzulassen und für ihren Schutz selbstständig Sorge zu tragen. Ohne nun dieses Vorrecht, obgleich es, unter ganz anderen Verhältnissen entstanden, für die jetzt eingetretenen Umstände im Interesse Breslau's selbst nicht mehr passend erschien, eigenmächtig antasten zu wollen, konnte man sich doch keinem Zweifel darüber hingeben, daß dessen buchstäbliche Beobachtung eine große Gefahr in sich barg. Denn die Bürgerschaft, so zahlreich und wacker sie auch sein mochte, werde doch dem wohlgeschulten und mit allen Kriegserfordernissen reichlich versehenen preußischen Heere gegenüber, das konnte man leicht vorhersehen, die Stadt nicht lange zu vertheidigen im Stande

sein. Darum schlug Schaffgotsch vor, Breslau möge im Falle der Noth österreichische Truppen einnehmen und das Commando dem tapferen Obersten von Roth übergeben werden. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, solle man jedoch die Truppen einstweilen nur in die Vorstädte verlegen.

Die Deputirten des Magistrats erkannten diesen Antrag als zweckmäßig; die Bürgerschaft aber erklärte sich leidenschaftlich dagegen. Noch sei sie im Stande, so hieß es allgemein, selbst ihre Stadt zu schützen gegen jeden äußeren Feind, und es thue nicht Noth, Truppen nach Breslau zu rufen, und hiedurch dessen althergebrachte Rechte und Freiheiten zu verletzen.

Der offene, wenn gleich die eigene Kraft überschätzende Muth, der in diesen Kundgebungen sich aussprach, die Rückerinnerung an die freistädtische Selbstständigkeit, welche darin lag, würden die vollste Anerkennung verdienen, wenn nur auch nachher den großen Worten die gleichen Thaten gefolgt wären. Für den Augenblick aber wurde nichts anderes dadurch erzielt, als daß das Vorhaben, Breslau mit österreichischen Streitkräften zu besetzen, aufgegeben und die Ergreifung der nothwendigen Vertheidigungsmaßregeln der Stadt selbst anheimgestellt werden mußte. Sie schien sich dieselben in der That auch angelegen sein lassen zu wollen. Die junge Mannschaft wurde mit Gewehren betheilt, die Bürgerschaft täglich in den Waffen geübt und kein Kampffähiger mehr aus der Stadt gelassen. Die Wälle wurden mit Geschützen versehen, Schanzkörbe angebracht und alle Maßregeln zu tapferer Gegenwehr getroffen.

König Friedrich war jedoch viel zu klug, um eine solche von Seite Breslau's hervorrufen zu wollen. Bei dem Kampfe, der ihm früher oder später gegen die österreichischen Truppen bevorstand, wäre es Thorheit gewesen, seine besten Kräfte vor den Mauern der Hauptstadt des Landes zu verbrauchen. Es war also dringend nothwendig für ihn, sich mit derselben in Güte zu vertragen. Um dieß zu erreichen, gab er sich die Miene, als ob ihm nichts ferner liege als eine Verletzung der alten Rechte und Freiheiten der Stadt. Durch zwei Abgesandte ließ er dieß dem Magistrate unter Verpfändung seines königlichen Wortes erklären und die Versicherung abgeben, daß er nicht als

Feind, sondern als Freund komme und nichts weniger beabsichtige, als die Stadt mit seinen Streitkräften zu besetzen. Nur in die Vorstädte wünsche er einige Truppen zu verlegen und ein Magazin daselbst zu errichten. Alles, dessen seine Soldaten bedürfen sollten, werde er bar bezahlen.

Die Annäherung des preußischen Heeres hatte, wie es scheint, den Eifer der Bürgerschaft von Breslau zur Vertheidigung ihrer Stadt dermaßen abgekühlt, daß sie die Vorschläge Friedrich's als höchst annehmbar erklärte. Am 3. Jänner 1741 kam der Vertrag zu Stande, in welchem der König die feierliche Zusage erneuerte, niemals eine Besatzung in die Stadt legen zu wollen. Nur compagnieweise sollten seine Truppen durch dieselbe marschiren dürfen. Er selbst werde nie in einer zahlreicheren Begleitung als in der von dreißig Gendarmen dort erscheinen.

Kurz nach Abschluß dieses Vertrages hielt Friedrich seinen Einzug in Breslau. Dem Adel, der Geistlichkeit und der Bevölkerung begegnete er mit Zuvorkommenheit, der Oberamtsdirektor Graf Schaffgotsch aber erhielt den Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt zu verlassen. Die österreichischen Cassen wurden mit Beschlag belegt.

Die Bewegungen Friedrich's gegen Breslau und Schwerin's gegen Schweidnitz zwangen den Grafen Browne mit seiner schwachen Streitkraft hinter die Neisse zurückzuweichen. Um den König doch einiger Maßen aufzuhalten, ließ er Ohlau durch dreihundert Mann unter Oberst Formentini besetzen. Die Garnison von Namslau wurde mit zweihundert Mann unter Major Kramer verstärkt. Nach Brieg verlegte er achtzehnhundert Mann unter General Piccolomini. Die Besatzung von Neisse wurde auf sechzehnhundert Mann vermehrt, Ottmachau mit fünf Grenadier-Compagnien besetzt. Nur fünf Bataillone, welche zusammen nicht mehr als sechzehnhundert Mann zählten, und das Dragoner-Regiment Liechtenstein blieben verfügbar. Browne verlegte sie zwischen Neisse und Ottmachau an das rechte Ufer der Neisse; alle Brücken über diesen Fluß, mit Ausnahme der bei den zwei zuletzt genannten Plätzen wurden abgetragen.

Die Vertheilung kleiner Besatzungen in eine Anzahl von Plätzen, von denen nur wenige haltbar erschienen, war keineswegs eine glück-

liche Maßregel. Selbst Glogau, obgleich nicht ohne strategische Wichtigkeit, befand sich doch in einem Zustande, welcher kaum auf eine längere Vertheidigung hoffen ließ. Am passendsten wäre es daher gewesen, die Streitkräfte nicht zu zersplittern und vereinzelt dem Feinde preiszugeben, sondern sie bei Neisse zu concentriren und sich einstweilen auf die Behauptung dieser Festung zu beschränken. Neisse und Glatz hätten für die künftigen Operationen eine sichere und ausreichende Grundlage geboten. Aber es scheint fast, als ob Browne, der dieß wohl erkannt haben mochte, bei dem Mangel an bestimmter Instruktion und in Abwesenheit des Oberfeldherrn so entscheidene Maßregeln nicht auf sich zu nehmen wagte.

Schon am 2. Jänner 1741 erschienen preußische Truppen vor Ohlau. Vier Tage später langte der König selbst dort an und traf allsogleich Anstalten zum Sturme. Um die schwache Besatzung dem Dienste der Königin von Ungarn zu erhalten, übergab Oberst Formentini am 9. Jänner Ohlau gegen das Zugeständniß freien Abzuges mit Waffen und Gepäck. König Friedrich erschien nun vor Brieg, und ging, nachdem er diese Festung mit fünf Bataillonen und fünf Schwadronen unter General Kleist eingeschlossen hatte, weiter gegen Neisse.

Während dieser Bewegungen des Königs faßte der Feldmarschall Schwerin den Entschluß, sich der Festung Glatz, von deren schlechtem Zustande er wohl unterrichtet war, durch Ueberfall zu bemächtigen. Nach Wiederherstellung der abgebrochenen Brücke bei Wartha rückten die zur Unternehmung auf Glatz bestimmten Bataillone unter Führung des Obersten Camas dorthin vor. Die Festung war bloß mit einigen regulirten, dann zwei Bürgercompagnien, dreihundert Invaliden und fünfhundert bewaffneten Bauern besetzt. Sie standen jedoch vor den anrückenden Preußen auf guter Hut und in bester Bereitschaft, sie blutig zu empfangen. Der enge Paß, welcher gegen Glatz führt, war durch Verhaue wohl verwahrt und wurde durch Jäger und Landmiliz vertheidigt. Darum gab Oberst Camas, ohne einen ernstlichen Versuch zu wagen, die Unternehmung auf.

Da vor Ohlau und Glatz nicht wirklich gekämpft worden war, so hatte bis jetzt noch kein blutiger Zusammenstoß zwischen den österreichischen und den preußischen Truppen stattgefunden. Am 9. Jän-

ner 1741 in der Nähe von Ottmachau geschah dieß zum ersten Male, und es begann nun, durch den Ehrgeiz und die Eroberungssucht König Friedrich's hervorgerufen, eine Reihe von Kämpfen, in welchen in einem Maße, wie es nie zuvor, den dreißigjährigen Krieg etwa ausgenommen, der Fall gewesen, deutsches Blut durch Deutsche vergossen und wenn gleich nicht dem Namen, so doch der Wesenheit nach dem fast tausendjährigen deutschen Reiche ein Ende gemacht wurde.

Als Schwerin gegen Ottmachau vorrückte, trafen die Husaren, die seine Vorhut bildeten, auf fünf Compagnien des österreichischen Dragoner-Regimentes Liechtenstein, welche unter Befehl des Obersten Desfours vor Ottmachau aufgestellt waren. Anfangs wichen die preußischen Husaren, deren Führer das Leben verlor; als aber Schwerin seine Truppen zu entwickeln begann, gingen die Dragoner vor der Uebermacht über die Neisse zurück. Die Thore von Ottmachau und die Stadt selbst wurden von den Preußen ohne Schwierigkeit besetzt, der Commandant aber warf sich in das alte Schloß, welches, auf einer terrassenförmigen Anhöhe gelegen, mit starken Ringmauern versehen und bei entschlossener Haltung der Besatzung wenigstens nicht im ersten Anlaufe zu überwältigen war.

Es scheint wohl als ob Browne niemals die Absicht gehabt habe, die schwache Besatzung von Ottmachau solle diesen am Ende doch nicht haltbaren Platz ernstlich vertheidigen. Auf die erste Nachricht von Schwerin's Annäherung zog Browne seine wenigen Truppen zusammen und begab sich zur Brücke von Ottmachau. Gern hätte er durch einen Angriff auf die Preußen, welche das Schloß bereits umzingelt hielten, die Besatzung befreit. Die Preußen aber, an Zahl den Oesterreichern weit überlegen, hatten schon das linke Ufer der Neisse stark besetzt und nur über die steinerne Brücke hätte Browne an sie zu gelangen vermocht. Er sandte daher durch einen Vertrauten den Befehl an den Commandanten, das Schloß gegen freien Abzug sogleich zu übergeben. Major Müffling aber, welcher in Ottmachau commandirte, konnte oder wollte diesem Befehle nicht mehr nachkommen. Er rüstete sich zu hartnäckiger Gegenwehr. Die Aufforderung der Preußen, sich zu ergeben, beantwortete er mit einem Kugelregen. Allsogleich begann die Beschießung des Schlosses. Aber erst nachdem

dieselbe vier Tage hindurch unablässig fortgesetzt worden, verlangte Müffling zu capituliren. Seine aus zweihundertsechzig Mann bestehende Besatzung zog mit allen Kriegsehren aus dem Schlosse, welches nun die Preußen besetzten.

König Friedrich, der sich zuletzt ebenfalls vor Ottmachau eingefunden hatte, wandte sich nun allsogleich nach Neisse, wo Oberst Roth, derselbe dem man in Breslau das Commando hatte übertragen wollen, die Besatzung befehligte. Daß Roth ein geborner Schlesier war und der protestantischen Religion angehörte, wird in den gleichzeitigen Berichten besonders hervorgehoben, und es mag wohl einiger Maßen gegen die Behauptung in die Wagschale fallen, die Protestanten in Schlesien wären von den feindseligsten Gesinnungen gegen das Haus Oesterreich erfüllt gewesen. Daß wenigstens das Letztere den Protestanten als solchen nicht mißtraute, dafür spricht die Uebertragung des Oberbefehls in Neisse an den Obersten Roth. Denn einen wichtigeren Platz als Neisse gab es mit einziger Ausnahme Breslau's in Schlesien nicht mehr.

Oberst Roth bewies sich des in ihn gesetzten Vertrauens vollkommen würdig [6]). Trotz der Schwäche seiner Besatzung war er fest entschlossen, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Er ließ die Bürger den Eid der Treue für Maria Theresia erneuern und trug nach dem Erscheinen der Preußen vor Neisse kein Bedenken, die Vorstädte den Flammen zu übergeben. Hiedurch wurde die Festung erst wirklich haltbar. Die Aufforderung zur Uebergabe wies er trotzig zurück. Auch die Beschießung, welche nun begann und durch neun Tage, vom 13. bis zum 21. Jänner, ununterbrochen und mit großer Heftigkeit fortgesetzt wurde, brachte ihn nicht zum Wanken. Die Stadt lag zwar größtentheils in Asche, die Festungswerke aber hatten wenig gelitten Einen Sturm machte die Vorsicht des Commandanten, welcher die zugefrorenen Gräben täglich aufhauen, die Wälle hingegen mit Wasser übergießen ließ, um sie mit einer Eiskruste zu überziehen, nahezu unmöglich. An die Vornahme einer ordentlichen Belagerung durfte aber der König bei der Strenge der Jahreszeit und dem Mangel der nöthigen Erfordernisse nicht denken. Da bei der trefflichen Haltung der Besatzung, welche von der Bürgerschaft energisch unterstützt ward, auch kein anderes Mittel in den Besitz der Festung zu führen versprach,

so mußte sich der König mit einer Einschließung derselben begnügen. Er verlegte den Theil seiner Truppen, welcher unter seinem unmittelbaren Commando stand, längs des linken Ufers der Neisse in die Winterquartiere. Den Oberbefehl über sämmtliche preußische Streitkräfte in Schlesien übertrug er dem Feldmarschall Schwerin; er selbst kehrte nach Berlin zurück.

Vor der Uebermacht der Preußen hatte sich Feldmarschall-Lieutenant Graf Browne am 14. Jänner von Neustadt nach Jägerndorf zurückgezogen. Hier fand er fünf Compagnien des Regimentes Grünne, zugleich aber auch den Befehl des Hofkriegsrathes vor, sich gegen Glatz und das dortige Gebirge zu wenden. Man ging in Wien, wie es scheint, bei Ertheilung dieser Anordnung von der Besorgniß aus, König Friedrich beabsichtige sich nach Böhmen zu ziehen, um dort etwa dem Kurfürsten von Baiern die Hand zu reichen. Die Verwirklichung eines solchen Vorhabens glaubte man aber um jeden Preis vereiteln zu müssen. Browne stellte hingegen seinerseits vor, daß er durch eine Bewegung gegen Glatz alle in der Gegend von Troppau und Jägerndorf gesammelten Vorräthe gefährde; daß Schwerin ihm den Weg verlege und daß endlich König Friedrich an einen Einfall in Böhmen gar nicht zu denken scheine. Ueberzeugt davon, daß er sich in Jägerndorf nicht zu halten vermöge, ließ Browne alle Vorräthe nach Grätz, Freudenthal und anderen weiter zurückgelegenen Orten schaffen und die Wälder in den dortigen Gegenden verhauen. Er selbst begab sich nach Grätz, um die Zurücksendung der Vorräthe zu betreiben und die Bewegungen der Preußen zu beobachten.

Am 19. Jänner war Schwerin zu Neustadt, am 21. zu Jägerndorf eingetroffen. Vier Tage später rückte er mit dreitausend Mann und einigen Feldkanonen in die Ebene von Grätz. Alsogleich stellte er seine Soldaten in Kampfordnung und ließ die Geschütze gegen das Schloß richten. In dem Hofe desselben standen viele mit Vorräthen schwer beladene Wagen zur Abfahrt bereit. Browne befahl, sie ungesäumt hinwegzuführen, und obwohl er keine einzige Kanone besaß, war er doch entschlossen, Grätz so lange zu vertheidigen, bis die Wagen einen hinreichenden Vorsprung gewonnen hätten. Schwerin begnügte sich damit, gegen Grätz sein Geschütz wirken zu lassen. Nachdem

er eine dreistündige Beschießung, jedoch ohne irgend einen erwähnenswerthen Verlust ausgehalten hatte, trat nun auch Browne den Rückzug an. Ueber Wagstadt, Odrau und Weißkirchen traf Browne am 30. Jänner zu Leipnik ein. Aus allen Steuercassen nahm er das vorräthige Geld mit sich, so daß er nach Wien die Meldung erstatten konnte, er sei bis Ende Februar mit Geld versehen, und es erübrigten ihm noch dreißigtausend Gulden.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Anmarsch der zu Browne's Verstärkung herbeiziehenden österreichischen Truppen mit einer Langsamkeit Statt fand, welche mit der Schnelligkeit der Bewegungen der preußischen Heeresabtheilungen gar auffallend contrastirte. So schwer war es selbst für einen so energischen Geist, wie Maria Theresia ihn besaß, tief eingewurzelte Uebelstände in kurzer Frist zu beseitigen und dort frisches Leben einzuhauchen, wo bisher nur mit der althergebrachten Schwerfälligkeit gehandelt worden war. „Ich sehe wohl," schrieb schon am 4. Februar 1741 der brave Oberst Roth aus Neisse[7]), „daß „bei uns Alles mit viel zu großer Langsamkeit geschieht. Sie wird „immer unser Verderben sein, und man beeilt sich niemals das zu „thun, was das Allernothwendigste ist."

Daher kam es, daß in den ersten Tagen des Monats Februar Browne noch immer nicht mehr als ungefähr 7500 Mann, wovon fast die Hälfte Reiterei, unter seinen Befehlen hatte. Er verlegte sie zwischen Sternberg, wo er selbst sein Hauptquartier nahm, und Leipnik in enge Cantonirungen, wodurch er gleichzeitig die Magazine zu Holleschau, Prerau und Olmütz deckte. Ihm gegenüber verschanzten sich die Preußen zur Sicherung ihrer Quartiere in Zuckmantel, Neustadt, Jägerndorf und Ottmachau, wo sie ein großes Magazin anlegten. Obgleich sie sich von nun an auf dieser Seite so ziemlich ruhig verhielten, so blieben sie doch darum keineswegs unthätig. Um ihre linke Flanke zu decken und den etwaigen Einmarsch leichter Truppen aus Ungarn nach Schlesien zu hintertreiben, setzten sie eine Unternehmung gegen den Grenzpaß Jablunka in's Werk.

Die große geschlossene Schanze, welche den Paß versperrt, war damals so verfallen, daß man an mehreren Stellen über Wall und Graben in sie zu fahren vermochte. Kein Thor ließ sich verschließen,

keine Aufzugsbrücke war vorhanden. Zwar hatte man einige Arbeiter aus Schlesien nach Jablunka gezogen, um die verfallenen Werke wieder herzustellen; durch Schnee und Frost wurden jedoch die Arbeiten sehr gehemmt. Oberstlieutenant Freiherr O'Reilly, welcher in Jablunka commandirte, hatte nicht mehr als hundert Soldaten und einige hundert bewaffnete Landleute unter seinen Befehlen. Nur acht Kanonen bildeten das Festungsgeschütz; Vorräthe waren gar nicht vorhanden. Als nun am 8. Februar 1741 der preußische General de la Motte mit zweitausend Mann vor Jablunka erschien, entliefen die meisten der Landleute aus dem Platze und überlieferten den Preußen ihre Gewehre, um nach ihrer Heimath entlassen zu werden. Dem Kommandanten blieb nichts übrig, als gegen freien Abzug nach Ungarn den Platz zu räumen.

Das kaum befestigte Namslau, welches die Preußen schon seit längerer Zeit eingeschlossen hatten, wurde jetzt, vom 19. bis zum 22. Februar stark beschossen. Major Kramer ergab sich mit seiner nahezu dreihundert Mann starken Besatzung als Kriegsgefangener.

So war nun mit Ausnahme von Glatz, Glogau, Brieg und Neisse binnen zwei Monaten ganz Schlesien in die Hände des Königs von Preußen gefallen. Noch war man in Wien nicht im Klaren darüber, ob Friedrich sich des Landes bemächtigt habe, um es für alle Zukunft zu behalten, oder um dasselbe, nachdem er den größtmöglichen Nutzen daraus gezogen, wieder zu verlassen. Für die erstere Annahme sprach die oft wiederholte Erklärung des Königs selbst und die Behauptung seiner Erbrechte auf Schlesien; für die letztere das Verfahren, welches er dort beobachtete. Denn weit entfernt, ein Land, welches er für sich zu behalten gedachte, schonend zu behandeln, trat er als Verwüster auf, und schleppte nicht nur alles Vieh, dessen er habhaft werden konnte, sondern mit einer selbst für die damalige Zeit unerhörten Grausamkeit die männliche und weibliche Jugend des Landes nach dem Innern der preußischen Provinzen fort[8].)

Wie dem aber auch sein mochte, das ließ sich nicht bestreiten, daß er seine Unternehmung mit List ersonnen, und sie, von einem ungewöhnlich milden Winter außerordentlich begünstigt[9]), mit Geschick und Schnelligkeit ausgeführt hatte. Darin lag sein Verdienst; darauf

beschränkte sich jedoch auch dasselbe. Große Kriegsthaten zu vollbringen hatte sich ihm keine Gelegenheit geboten, denn er war ja fast auf keinen Feind gestoßen, und wo dieß in den genannten Plätzen doch der Fall gewesen, da hatten ihm die Oesterreicher, wenn gleich unter den für sie ungünstigsten Umständen wacker die Stirne geboten. Leider waren es nicht die Preußen allein, gegen welche die Oesterreicher sich im Kampfe sahen. Sie hatten es, wie so oft, so auch jetzt wieder mit selbstgeschaffenen Schwierigkeiten der peinlichsten Art zu thun.

Noch immer befand sich Graf Neipperg in Wien, und es schien fast, als ob er von dort aus den Feldzug in Schlesien zu leiten beabsichtige. Den Feldmarschall-Lieutenant von Lentulus, einen seiner Vertrauten, sandte er nach Mähren, um darüber zu berichten, wie die in das Land führenden Pässe durch Verhaue verwahrt und mit Jägern und bewaffneten Landleuten besetzt werden könnten. Nachdem Lentulus seine Vorschläge erstattet hatte, wurde Browne mit ihrer Ausführung beauftragt. Dieser aber war ein entschiedener Gegner der ganzen Sache. Das mährische Gebirge sei, so berichtete er nach Wien, bei weitem nicht so unzugänglich, als man es sich vorstelle. Die Verhaue könnten leicht umgangen oder geöffnet werden, und die bewaffneten Landleute verübten solche Excesse, daß er sie zu entlassen genöthigt sei. Wer Pläne entwerfe, möge sie auch ausführen. Er getraue sich gleichfalls viele schönklingende Vorschläge zu Papier zu bringen, wenn nur ein Anderer deren Verwirklichung übernehmen wolle.

So sehr in der Sache selbst dem Grafen Browne Recht gegeben werden mag, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Sprache, deren er sich gegen seinen Oberfeldherrn bediente, denselben verletzen mußte. Die gereizte Stimmung, welche zwischen den beiden Generalen herrschte, brach sich bei jedem Anlasse Bahn, wozu denn auch freilich der durch die völlige Verschiedenheit beider Männer herbeigeführte Zwiespalt in fast allen ihren Ansichten das Meiste beitrug. Browne war von Natur aus kühn und unternehmend, und da er sich davon überzeugt hatte, daß die preußischen Quartiere weit zerstreut und nicht sorgsam bewacht werden, so brannte er vor Begierde, dieselben der Reihe nach aufzuheben. Neipperg's unablässig wiederholter Befehl aber, auf nichts

so sehr als auf größte Schonung der Truppen bedacht zu sein, hinderte ihn daran. „Wider meinen ausdrücklichen Willen und Meinung „würde es sein," schrieb Neipperg, „wenn auch nur ein einziger Mann „ohne die höchste Noth verloren ginge[10])."

Voll Mißmuth über diese Verhaltungsbefehle erklärte Graf Browne dem Hofkriegsrathe, wenn ihm solche Anordnungen zukämen, so vermöge er nichts zu unternehmen, wie günstig sich auch Zeit und Umstände dazu schicken könnten. Er wäre nicht gewohnt, Truppen nutzlos aufzuopfern; aber ohne zu wagen, lasse sich kein Vortheil erringen[11]). Er wünschte sehr, Neipperg möge ohne längeren Aufschub bei dem Heere erscheinen, und er zweifle nicht, derselbe werde dann durch seine zweckmäßigen Anstalten den Krieg bald einem günstigen Ende zuführen.

Auch so beißende Anspielungen, wie Browne sich erlaubte, vermochten nicht den Grafen Neipperg aus der Gemächlichkeit aufzuschrecken, mit welcher er in Wien den ihm geeignet erscheinenden Zeitpunkt abwartete, sich zu dem Heere zu begeben. Man würde ihm jedoch Unrecht thun, wenn man sein Benehmen einer bloßen Unentschlossenheit zuschreiben, und es nicht als das, was es wirklich war, als die consequente Durchführung eines reiflich überdachten Planes ansehen würde. Neipperg wußte wohl, daß in Folge des gänzlichen Mangels an Truppen dem Grafen Browne nichts anderes übrig blieb, als immer weiter zurückzuweichen vor dem vielfach überlegenen preußischen Heere. Es war ihm ganz Recht, daß einem Andern als ihm es zufiel, diese undankbare Rolle zu spielen. Um so mächtiger werde dann, so schmeichelte er sich, der Eindruck sein, wenn er an der Spitze einer ausreichenden Heeresmacht erscheinen und binnen kürzerer Frist, als der König von Preußen zur Besetzung Schlesiens gebraucht, ihn von dort wieder vertreiben würde. Darum hörte man ihn wohl die Erklärung abgeben, er werde sich erst dann bei der Armee einfinden, wenn dieselbe nicht weniger als vierzigtausend Mann stark sei. Mit einer solchen Streitmacht werde es ihm ein Leichtes sein, Schlesien von den Preußen zu säubern.

Es kann nicht geläugnet werden, daß solche Hoffnungen eine gewisse Berechtigung für sich hatten, und daß nicht Neipperg allein,

sondern das ganze kaiserliche Ministerium sich ihnen hingab. Das ungemein große Vertrauen in die Kriegstüchtigkeit der eigenen Truppen verleitetete eben so leicht dazu, als dasjenige, was man von dem preußischen Heere vernahm. Jedermann wußte, daß dasselbe größtentheils aus gewaltsam zum Kriegsdienste gepreßten Leuten bestand. Andere Regimenter waren wieder aus allerlei herbeigelaufenen Menschen verschiedenster Abstammung zusammengesetzt; fast alle preußischen Soldaten aber kannten nur den einen Wunsch, sich durch die Flucht einer Fahne zu entziehen, an die sie durch Gewaltthätigkeiten gefesselt, unter welcher sie schlecht bezahlt und noch schlechter behandelt wurden. Daher lichtete die Desertion in unglaublichem Maße die Reihen der preußischen Truppen; die meisten Soldaten, welche entkamen, flüchteten nach Polen, viele auch nach Oesterreich, so daß sie bis nach Wien gelangten, und von da nach ihrer Heimath, welche nicht selten Frankreich oder Italien war, zurückkehrten[12]).

Niemand täuschte sich weniger über die Mißstände bei seinem eigenen Heere, als König Friedrich selbst. Er wußte aber auch, daß dieselben durch nichts so sehr als durch seine Gegenwart, wenn nicht beseitigt, so doch gemindert werden konnten, und darum traf er schon in der zweiten Hälfte des Monats Februar wieder auf dem Kriegsschauplatze ein. Er beabsichtigte, die ganzen weitausgehenden Postirungen seiner Truppen in Augenschein zu nehmen, und begab sich daher vorerst nach Schweidnitz und von da nach Frankenstein, wo General Derschau befehligte, welcher zwei vorgeschobene Posten zu Silberberg und Wartha aufgestellt hatte. In der Nähe des letzteren Ortes wäre Friedrich bald das Opfer eines kühnen Unternehmens geworden, welches die Oesterreicher gegen ihn im Schilde führten.

Gewiß ist es ein ganz eigenthümliches Zusammentreffen, daß der wahre Urheber des gegen König Friedrich versuchten Handstreiches Niemand Anderer war, als der alte Feldmarschall Graf Seckendorff, als Günstling des verstorbenen Königs von Preußen wohlbekannt, von dessen Sohne Friedrich aber mit tief eingewurzeltem Hasse verfolgt. Die hervorragende Rolle, welche Seckendorff durch so lange Jahre in Berlin gespielt hatte, war Ursache, daß er auch jetzt noch vielfache Verbindungen dort unterhielt. Er benützte dieselben, um den

kaiserlichen Generalen, welche in Schlesien commandirten, insbesondere aber dem Feldmarschall-Lieutenant von Lentulus manche nützlichen Winke zu geben. So schlug er ihm vor, die Oesterreicher sollten mit tausend wohlberittenen Husaren einen verheerenden Einfall von der Lausitz aus in die Mark Brandenburg unternehmen, wodurch sie das ganze Land in Furcht und Schrecken versetzen und eine heillose Verwirrung daselbst anrichten könnten. Er benachrichtigte ihn von den Verstärkungen, welche zu dem preußischen Heere nach Schlesien abgingen, und von den Bewegungen, die der König persönlich vorhatte. Da derselbe, so schrieb er ihm, sich ohne Escorte nach Crossen zu begeben gedenke, so wäre es ein Meisterstreich, wenn man ihn aufzuheben vermöchte. Hierzu müßte aber ein Detachement von sechzig der verwegensten Husaren, und unter ihnen wenigstens zwanzig entschlossene Officiere verwendet werden [13]).

Genau um dieselbe Zeit, als Lentulus dieses Schreiben von Seckendorff erhielt, kam ihm eine Depesche von Neipperg zu, in welcher ihm dieser, jedoch ohne natürlicher Weise im Mindesten dabei auf die Person des Königs von Preußen Bezug zu nehmen, die Ausführung eines Ueberfalles auf Wartha, als des weitest vorgeschobenen, aber nur schwach besetzten Postens der Feinde angelegentlich empfahl [14]). In Folge dieses letzteren Begehrens hatte Lentulus Wartha sorgfältig recognoscirt, und als ihm die Nachricht zukam, König Friedrich beabsichtige nach Schweidnitz zu kommen und dort für einige Zeit sein Hauptquartier aufzuschlagen, den Gedanken gefaßt, bei dieser Gelegenheit den Versuch zur Ausführung des von Seckendorff zuerst angeregten Planes zu wagen. Er schrieb daher an den Prälaten des Cisterzienserstiftes Grüssau, dessen gut österreichische Gesinnung ihm wohlbekannt war, und bat ihn um genaue Nachrichten über des Königs Ankunft. Er werde sodann, eröffnete er ihm, ein Detaschement von hundert auserlesenen Husaren mit den dazu gehörigen Officieren nach Trautenau absenden, um der Escorte des Königs sowohl in die Flanke als in den Rücken zu fallen. Sollte der König sich in die Gegend von Ottmachau begeben, so seien dort ähnliche Anstalten getroffen worden, einen Ueberfall auszuführen.

Der Landeshauptmann Graf Waldstein hatte es übernommen, das Schreiben des Feldmarschall-Lieutenants von Lentulus an den Prälaten von Grüssau gelangen zu lassen. Derselbe nahm jedoch die Miene an, als wolle er von der Theilnahme an einem Anschlage nichts wissen, welcher, wenn er verrathen wurde, ihn selbst und sein Stift mit sicherem Verderben bedrohte. Daher weigerte er sich, auf das Schreiben des Generals Lentulus irgend eine Antwort zu ertheilen. Dennoch unterließ er nicht, die am 23. Februar erfolgte Ankunft des Königs in Schweidnitz und seine um zwei Tage später geschehene Abreise nach Ottmachau dem Grafen Waldstein zu melden. Auch über Friedrich's fernere Absichten theilte er Alles dasjenige mit, was er hievon wußte, jedoch nicht ohne hinzuzufügen, diese Nachrichten seien durchaus nicht verläßlich, indem der König seine Pläne je nach den eben obwaltenden Umständen zu verändern pflege[15]).

Auf solchem Umwege beantwortete trotz seiner anfänglichen Weigerung der Prälat von Grüssau doch alle von General Lentulus an ihn gerichtete Anfragen, ohne sich selbst irgendwie bloß zu stellen. Bevor aber noch die von dem Prälaten ertheilten Nachrichten an Lentulus gelangt sein konnten, hatte derselbe auf anderen Wegen erfahren, daß von Frankenstein bis Wartha eine größere Anzahl von Vorspannspferden zum Gebrauche eines preußischen Generals von hohem Range, welchen Einige als den Feldmarschall Schwerin, Andere als den König selbst bezeichneten, bereit stehe. Nun traf er allsogleich die erforderlichen Vorkehrungen. Der Husaren-Oberst Baron Trips und Oberstlieutenant Baron Barkoczy erhielten Befehl, ihre Mannschaft ungesäumt zusammen zu ziehen und sie auf zwei verschiedenen Seiten am Fuße des Gebirges in den Wäldern versteckt zu halten, um den erwarteten preußischen Heerführer, es möge nun der König oder der Feldmarschall Schwerin sein, gefangen zu nehmen.

Dieser Befehl wurde nicht so buchstäblich befolgt, als es wohl hätte der Fall sein sollen. Die beiden Abtheilungen waren zwar in der Nacht des 25. Februar ausgerückt; nachdem sie aber den ganzen folgenden Tag umsonst gewartet hatten, kehrten sie wegen Mangel an Lebensmitteln und aus Besorgniß entdeckt zu werden, wieder in ihre Standquartiere zurück.

Auf die verläßliche Nachricht, daß der König am 27. Wartha zu recognosciren gedenke, erneuerte nun Lentulus seinen früheren Befehl an den Obersten Trips, welcher jetzt zwei Streifcommanden, jedes von sechzig Husaren, nach verschiedenen Richtungen zwischen Frankenstein und Wartha aussandte, und ihnen selbst mit dreißig Husaren folgte. Aber der König war, ohne daß die Husaren darum wußten, bereits des Weges gekommen und befand sich schon in Wartha, als einige Husaren einen sechsspännigen Wagen anfahren sahen, denselben überfielen und den darin befindlichen Abgeordneten des Fürstenthums Münsterberg, welcher sich zur Begrüßung des Königs nach Wartha zu begeben gedachte, sammt einem ihn begleitenden Landdragoner ohne weiters erschossen. Bald darauf wurde der Führer eines der beiden Streifcommanden, Rittmeister Komaromy einer Schwadron des preußischen reitenden Grenadier-Regimentes Schulenburg ansichtig, die sich unter Führung des Oberstlieutenants von Diersfort in der Nähe der Ortschaft Baumgarten an der Straße aufstellen wollte, auf welcher der König zurückzukommen beabsichtigte. In der Kampfesweise, die sie den Türken abgelernt hatten, mit wildem Kriegsgeschrei und hoch geschwungenem Säbel stürzten sich die Husaren auf den Feind. Solch' erschreckenden Anblickes ungewohnt, gaben die Preußen auf zu weite Entfernung Feuer, und obwohl sie allsogleich ein Quarré formirten, so wurden sie doch durch den ungestümen Anfall dermaßen in Verwirrung gebracht, daß sie Anfangs einzeln und bald in ganzen Haufen ihr Heil in der Flucht suchten. Nur wenigen gelang dieß, die Meisten wurden niedergemacht, sechzehn Gefangene aber und fünf und dreißig Pferde eingebracht, welche die Husaren, die preußischen Grenadiermützen als Siegeszeichen auf den Kopf gestülpt, vor General Lentulus führten[16]).

So erfreulich dieser Erfolg nun auch unter anderen Umständen gewesen wäre, so mußte er doch jetzt als ein völliges Mißlingen des beabsichtigten Zweckes angesehen werden. Denn der Lärm, der durch das Gefecht entstand, benachrichtigte erst den König von der Gefahr, in welcher er schwebte, und der er vielleicht auch jetzt noch nicht entgangen wäre, wenn Komaromy gewußt hätte, daß Friedrich sich in Wartha befinde. So aber war Komaromy nach Vollführung seiner

Waffenthat allsogleich wieder in sein Standquartier gegangen. Der König raffte nun so viele Truppen, als es in der Eile geschehen konnte, zusammen, und kehrte nach Frankenstein zurück, tief verstimmt über das Ereigniß, welches sich soeben zugetragen hatte, und über die Schlappe, die seinen Grenadieren beigebracht worden war.

Für Friedrich war es peinlich zu sehen, daß sich jetzt die Ueberlegenheit der österreichischen über die preußische Cavallerie neuerdings unwidersprechlich gezeigt hatte. Auch schon früher, in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar geschah dieß bei einem Ueberfalle, welchen dreißig Husaren gegen fünfzig preußische Gendarmen ausführten, von denen nicht weniger als einundzwanzig getödtet und dreizehn schwer verwundet wurden. Wenige Tage darauf führte Major Hadik vom Husaren-Regimente Dessewffy mitten durch die preußischen Cantonirungen einunddreißig Staatsgefangene von Neisse noch Brünn. Dessewffy selbst und andere Officiere seines Regimentes vollbrachten ähnliche Unternehmungen, meistens Ueberfälle, welche stets zum empfindlichen Schaden der Feinde ausfielen. Bald gab es weit und breit keine gefürchtetere Truppe als die der ungarischen leichten Reiter.

Es ist auffallend, daß seit wenig mehr als fünfzig Jahren, welche der Thronbesteigung Maria Theresia's vorhergingen, gleichsam abwechselnd immer andere Waffengattungen den ersten Rang in der österreichischen Armee behaupteten. Freilich war auch der Feind, gegen welchen, und das Terrain, auf dem sie zu kämpfen hatte, hierauf von wesentlichstem Einflusse. In den großen Schlachten des Herzogs Karl von Lothringen gegen die Türken, auf den weiten Blachfeldern Ungarns hatten sich die kaiserlichen Kürassiere den wohlbegründeten Ruhm erworben, die erste Truppe der Welt zu sein. Während Eugen's und Guido Starhemberg's Kämpfen gegen die Franzosen, insbesondere auf dem coupirten italienischen Terrain war es das deutsche Fußvolk, welches den Kern des Heeres bildete und geradezu als unwiderstehlich angesehen wurde. Nun aber, in dem Kriege gegen Preußen, traten die Husaren in den Vordergrund. Sie erfüllten ihre Feinde mit Schrecken und zeigten sich denselben so sehr überlegen, daß sie auch auf den Gang des Krieges im Ganzen und Großen einen

weit gewichtigeren Einfluß nahmen, als dieß den leichten Truppen gewöhnlich vergönnt ist.

Das Gefecht bei Baumgarten erhielt erst dadurch seine rechte Bedeutung, daß es den König vor einem Fehler bewahrte, in welchen zu verfallen er sich auf dem besten Wege befand, dem der Geringschätzung des Feindes. Er begann einzusehen, daß er seine bisherigen Erfolge nur der Abwesenheit seines Gegners, nicht aber der Besiegung eines solchen verdanke, und die Gefahr, welche so nahe an ihn herangetreten war, machte doch solchen Eindruck auf ihn, daß er von nun an mindere Zuversichtlichkeit zeigte als bisher. Das Gefühl des sicheren Gelingens seiner Unternehmung, das ihn beherrscht hatte, wurde geschwächt, Unruhe und Aufregung bemächtigten sich seiner[17]), und er schien erst jetzt zu bemerken, daß er zwar seine Streitkräfte über ganz Schlesien ausgedehnt, bei dem Umstande aber, daß Glogau, Brieg und Neisse noch in österreichischen Händen waren, eigentlich noch immer nicht festen Fuß in dem neu eroberten Lande gefaßt hatte. Die baldige Wegnahme Glogau's als des Preußen zunächst gelegenen Platzes erschien ihm von Tag zu Tag nothwendiger, und er drang in den Erbprinzen von Dessau, welcher die Preußen vor Glogau befehligte, der Belagerung ein Ende zu machen.

Bei dem kläglichen Zustande, in welchem die Werke Glogau's sich befanden, als die Preußen vor der Festung erschienen, war es überraschend, daß dieselbe überhaupt so lang sich zu halten vermochte. Denn die Bastionen lagen theilweise ganz in Trümmern, oder sie waren so baufällig, daß man befürchtete, sie würden beim Abfeuern des eigenen Geschützes in sich zusammenstürzen. Die Pallisaden waren so verfault, daß sie der morschen Umzäunung eines Gartens glichen, und die meisten Wälle so niedrig, daß ihre Ersteigung keinerlei Schwierigkeit bot. Die Kanonen entbehrten der Lafetten und der kalibermäßigen Kugeln, vor Allem aber der Artilleristen, die sie zu bedienen verstanden.

Der Festungscommandant Feldmarschall-Lieutenant Graf von Wallis, ein sehr geschätzter General, welcher schon mehr als zehn Jahre zuvor von einem gar strengen Beurtheiler, dem damaligen englischen Bevollmächtigten St. Saphorin, einer der begabtesten und un-

terrichtetsten Officiere des Kaisers genannt wurde[18]), und der unter ihm commandirende Generalfeldwachtmeister Freiherr von Reisky hatten sich eifrigst bemüht, die verfallenen Werke, so gut es eben anging, ausbessern zu lassen. Doch vermochten sie bei den geringen Hülfsmitteln, die ihnen zu Gebote standen, und der engen Umschließung der Festung von Seite der Preußen, welche jede Communication nach Außen hin abschnitten, nicht viel auszurichten. Dennoch lehnte Wallis in den ersten Tagen des Monats Jänner die ihm zugehende Aufforderung, sich zu ergeben, einfach ab, wogegen ihm, als er nach mehr als zweimonatlicher Einschließung die Festung gegen die Bewilligung freien Abzuges zu räumen sich erbot, gleichfalls eine abschlägige Antwort ertheilt wurde. Friedrich befahl vielmehr dem Erbprinzen von Dessau, Glogau ohne längere Zögerung mit Sturm zu nehmen, und der Prinz säumte keinen Augenblick, hiezu die nöthigen Anstalten zu treffen.

Die zum Angriffe bestimmten Truppen theilte er in drei Colonnen, von welchen jede an einem anderen Punkte in den Platz zu dringen versuchen sollte. Nachdem am Abende des 8. März 1741 die Dunkelheit hereingebrochen war, nahmen die preußischen Truppen die ihnen bestimmten Aufstellungsplätze ein. Als die Mitternachtsstunde schlug, rückten sie eben so rasch als leise vor. Ohne entdeckt zu werden, gelangten sie an die Pallisaden, und sie standen auf den Wällen, ehe es noch irgendwo zu ernstlichem Widerstande kam. Wallis und Reisky eilten, als der erste Lärm entstand, nach dem schwächsten Punkte. Um sie sammelte sich der Kern der Besatzung. In dem Gefechte, das nun begann, fiel gleich Anfangs Reisky, durch zwei Kugeln und einen Bajonnetstich schwer verwundet. Wallis versuchte noch einigen Widerstand; er war jedoch bald genöthigt, sich zu ergeben. Die Besatzung wurde kriegsgefangen; die Stadt aber und insbesondere der katholische Theil der Bevölkerung litt schwer unter den Mißhandlungen der plündernden preußischen Soldaten[19]).

Nur ein Bataillon ließ König Friedrich als Besatzung in Glogau; die übrigen Truppen, welche vor der Festung gestanden hatten, wurden von ihm nach Oberschlesien berufen. Dort dachte er überhaupt seine verfügbaren Streitkräfte zu sammeln, und deßhalb wurde auch Jablunka von den Preußen geräumt. Denn es war wohl dem Könige

nicht unbekannt geblieben, daß Graf Neipperg, um jene Zeit zum Feldmarschall ernannt, sich endlich auf den Weg zu seinem Heere gemacht habe. Es ließ sich erwarten, daß nun auch auf österreichischer Seite der Feldzug beginnen und man trachten werde, den Versuch, die Preußen aus Schlesien zu vertreiben, in's Werk zu setzen.

Durch mehr als zwei Monate hatte Neipperg in Wien abgewartet, bis an der Grenze zwischen Mähren und Schlesien eine genügende Truppenmacht versammelt sein werde, um mit Aussicht auf Erfolg die Operationen beginnen zu können. Die Langsamkeit, mit welcher dieser Anmarsch von Statten ging, war nicht zum geringsten Theile auch dem Alles hemmenden Geldmangel zuzuschreiben. Dieser verursachte den verspäteten Abschluß der Contracte zur Verpflegung der Truppen und zur Errichtung der Magazine, zur Herbeischaffung der Pferde für die Reiterei, die Artillerie und die Bespannung der Wagen. Die Feldartillerie könne, so erwiderte noch am 2. März Neipperg schriftlich auf das Andringen des Großherzogs, nicht vor dem 20. desselben Monats an dem Vereinigungspunkte anlangen, während die Proviantwagen wohl erst zu Anfang Aprils dort eintreffen würden. Und bevor nicht Alles beisammen sei, erscheine es nicht räthlich, an eine Vorrückung zu denken. Er wenigstens würde die Verantwortung dafür keineswegs auf sich nehmen [20].

Aber wo möglich noch größer als der Mangel an Geld, als die überall fühlbare, tief eingewurzelte Schwerfälligkeit, als Neipperg's eigene Unentschlossenheit und sein Hang zur Verzögerung jedes entscheidenden Schrittes war die Ungeduld, mit der man in Wien, und mit welcher insbesondere Maria Theresia selbst der Eröffnung des Feldzuges entgegensah. Darum mußte sich nach wenig Tagen schon, so ungern er sich auch hiezu entschloß, Neipperg doch endlich zur Abreise von Wien bequemen. Am 5. März traf er in Brünn ein, verweilte jedoch auch hier wieder längere Zeit, um, wie er sagte, mit dem Landeshauptmane Grafen von Kaunitz über die Verpflegung der Truppen die nöthigen Verabredungen zu treffen. Als er endlich bei seinem Heere wirklich angelangt war, da fand er auf jedem Schritte neue Schwierigkeiten, welche ihn zu neuer Zögerung veranlaßten. Von Maria Theresia wiederholt gedrängt, bat er den Großherzog, die

Königin noch zu einiger Geduld zu vermögen. Er könne nur widerholen, was er schon in Wien erklärt habe, daß derlei Dinge sich nicht an einem einzigen Tage erzwingen ließen. Nach Glogau's Falle könne er, fügte Neipperg hinzu, niemals genug Truppen haben. Er bat daher, ihm derer so viel zu senden, als nur immer in Marsch gesetzt werden könnten [21]).

Die Streitmacht, über welche Neipperg damals verfügte, betrug ungefähr fünfzehntausend Mann. Der Kern derselben bestand aus zwölf Infanterie-Bataillonen und neun Regimentern deutscher Reiter, dann zwei Husaren-Regimentern. Die Mehrzahl aus ihnen hatte noch unter Eugen am Rhein, dann in den letzten Türkenkriegen gefochten; sie waren daher wohlerprobte, durchaus verläßliche Truppen. In weit geringerem Grade konnte dieß von den irregulären Streitkräften gesagt werden, welche sich, zumeist abgesonderte Corps bildend, als Freiwillige dem Hauptheere anschlossen. Da fanden sich leichte ungarische Reiter, von den verschiedenen Comitaten, ja selbst von einzelnen Magnaten in beträchtlicher Anzahl gestellt. Von den slavischen Stämmen waren es vornehmlich die Croaten, dann die an der mährisch-ungarischen Grenze ansässigen Goralen, und die als treffliche Schützen ungemein brauchbaren Hannaken, welche Neipperg's Heer verstärkten. Daß der Major von der Trenk, in Slavonien ansehnlich begütert, die Erlaubniß erhielt, ein Freicorps von tausend Mann zu errichten, in welches er, durchaus nicht wählerisch bei der Aufnahme, so manchen begnadigten Grenzräuber eintreten ließ, war ein Schritt, der nur in der äußersten Bedrängniß, in welcher man schwebte, und vielleicht noch darin eine Entschuldigung findet, daß von Seite der Preußen in den von ihnen besetzten Gegenden schon längst in wahrhaft barbarischer Weise gehaust wurde [22]).

Trotz aller dieser Zuzüge war Neipperg's Armee derjenigen des Königs von Preußen wenigstens der Zahl nach durchaus nicht gewachsen. Sie besaß aber den Vortheil, daß sie auf einem Punkte versammelt war, während die Preußen durch nahezu ganz Schlesien zerstreut lagen. Auch schienen die Letzteren von der Concentrirung und den Planen ihrer Gegner nicht unterrichtet zu sein. Der König hatte zwar einen Augenblick Miene gemacht, seine Truppen zusammen

zu ziehen, und bei diesen Bewegungen waren Zuckmantel und Johannesthal, des Einverständnisses mit den Oesterreichern verdächtigt, von den Preußen geplündert und in Brand gesteckt worden[23]). Schwerin brachte jedoch den König von dem Gedanken einer Vereinigung seiner Streitkräfte wieder zurück. Er behauptete, die Oesterreicher lägen eben so wie die Preußen und zwar von der ungarischen bis an die böhmische Grenze zerstreut, und es sei nicht nur wünschenswerth, sondern auch ohne Gefahr ausführbar, in den bisherigen Quartieren zu verbleiben.

Schwerin's größerer Erfahrung vertrauend, gab der König nach; es zeigte sich jedoch bald, daß er richtiger geurtheilt hatte als der Feldmarschall.

Am 29. März brachen die österreichischen Truppen aus ihren Quartieren um Engelsberg gegen Freudenthal auf. Die starken Schneefälle, welche um jene Zeit eintraten, erschwerten den Marsch ungemein, und unbeschreibliche Schwierigkeiten verursachte die Fortschaffung des Geschützes, des Gepäckes und der Pontons. Dennoch ist es kaum zu bezweifeln, daß bei Entwicklung größerer Energie diese Hindernisse in kürzerer Frist hätten bewältigt werden können. In der Art wie Neipperg vorging, betrug die Wegstrecke, welche seine Streitmacht täglich zurücklegte, nur wenig über eine Meile. Hiezu kamen noch die zahlreichen Rasttage, und so geschah es, daß Neipperg, als er, von der Bevölkerung überall als Befreier und Erretter mit Jubel begrüßt[24]), über Zuckmantel und Ziegenhals vorrückend, am 5. April um die Mittagsstunde unter dem Freudengeschrei der Einwohner in Neisse eintraf, in acht Tagen nur sieben Meilen gemacht hatte.

Zu Jägerndorf befand sich der König, als er durch österreichische Deserteure die erste Nachricht von Neipperg's Bewegungen erhielt. Die Kunde davon kam ihm ebenso überraschend, als Neipperg selbst, wie es scheint, damals nicht mit Bestimmtheit wußte, wo sich der König eigentlich befand. Er hätte ihn sonst, wie Friedrich ausdrücklich gesteht, in eine bedenkliche Lage versetzen können. So aber klagt Neipperg über die argen Verheerungen, mit welchen die Preußen Schlesien heimsuchten[25]); für seine Person scheint er nichts im Auge gehabt zu haben, als Neisse zu erreichen, vor der Hand jede Gefahr von dieser

Festung abzuwenden und sich daselbst mit Lentulus zu vereinigen, welcher einige Bataillone Infanterie und zwei Cavallerie-Regimenter aus der Gegend von Glatz dorthin führte. Als dieß geschehen war, setzte Neipperg mit derselben Bedächtigkeit, die er bisher beobachtet, hatte, seinen Weg fort. In Grottkau, dessen Commandant sich nach einer Zögerung von etwa einer Stunde, welche mit Parlamentiren verbracht wurde, ohne Widerstand ergab, nahm Neipperg zwanzig preußische Officiere und nahezu neunhundert Mann, worunter siebenhundert unbewaffnete Rekruten gefangen [26]). Von hier rückte er gegen Brieg vor und nöthigte das dritthalbtausend Mann starke preußische Einschließungscorps, sich nach Ohlau zurückzuziehen. Statt nun ungesäumt nachzudringen und sich Ohlau's und der dortigen großen Vorräthe an Munition und Proviant zu bemächtigen, ließ Neipperg, mit den bisher erreichten Erfolgen zufrieden, seine Truppen, wie er es seit seinem Aufbruche aus Mähren immer gethan, jetzt in Mollwitz und den umliegenden Dörfern einquartiren, um hier wieder einen Rasttag zu halten. Von der entscheidenden Wichtigkeit, welche die Wegnahme Ohlau's auf den ganzen Feldzug hätte ausüben müssen, schien Neipperg keine Ahnung zu haben. Fast an demselben Tage, an welchem er bei einiger Anstrengung Ohlau zu erreichen im Stande gewesen wäre, schrieb er dem Großherzoge, er müsse offen gestehen, noch keinen Entschluß gefaßt zu haben, wohin er mit seinen Truppen sich wenden werde [27]).

Diese letztere Bemerkung zeigt, daß Neipperg sich auch der Vortheile nicht vollkommen bewußt wurde, welche ihm seine gegenwärtige Stellung dem Könige gegenüber gewährte. Man hat sich dieß dadurch zu erklären versucht, daß es Neipperg auch jetzt noch unbekannt gewesen sein mochte, wo Friedrich damals stand. Dem war jedoch keineswegs so. In einem Berichte vom 9. April an den Großherzog von Toscana gibt Neipperg deutlich die Stellungen der Preußen an, deren Hauptmacht er zwischen Löwen und Michelau an der Neisse weiß, während der Rest sich in Ohlau befinde. Er stehe daher, so sagt er, eigentlich inmitten der Preußen, und sei in der Ueberlegung begriffen, wie er seine weitere Vorrückung nach den feindlichen Bewegungen und der Beschaffenheit des Terrains bewerkstelligen könne [28]).

Nur selten mag ein Feldherr eine ungemein günstige Stellung weniger zu benützen verstanden haben, als dieß jetzt bei Neipperg der Fall war. Mit weit richtigerem Blicke als er beurtheilte König Friedrich die Lage der Dinge. Er begriff alsogleich die Fehler, die er selbst sich hatte zu Schulden kommen lassen, und bemühte sich ernstlichst dieselben wieder gut zu machen. Er sah ein, daß er vor Allem trachten müsse, Ohlau zu retten, von welchem Orte er so gut als abgeschnitten war. Seinem Heere fehlte es bereits an Lebensmitteln, und auch mit Munition war er nicht ausreichend versehen. Die Wegnahme Ohlau's konnte es in die mißlichste Lage bringen; ihr vorzubeugen, darin erkannte Friedrich jetzt seine dringendste Aufgabe. Zur Erfüllung derselben blieb ihm kein besseres Mittel, als eine Schlacht zu liefern.

König Friedrich war so überzeugt von der Nothwendigkeit dieses Entschlusses, daß er schon am 9. April seinen Gegner angegriffen haben würde, wenn nicht die Ermüdung seiner Soldaten, welche die letzten Märsche im ärgsten Schneegestöber zurücklegen mußten, ihn hievon abgehalten hätte. Er benützte den Aufschub, Alles zur Schlacht vorzubereiten. Am Morgen des 10. April führte er seine Truppen gegen den Feind. Noch war der Boden mit schuhtiefem Schnee bedeckt, der Himmel aber klar und unbewölkt, als sich die preußische Armee, in vier Colonnen geordnet, von Pogarell und Alzenau her gegen Mollwitz bewegte. In Pampitz, der letzten Ortschaft vor Mollwitz angekommen, begann der König seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Er vollführte dieß mit all der methodischen Langsamkeit, welche mit der Kriegführung jener Zeit einmal unzertrennlich verbunden war. Die vier Colonnen breiteten sich nach der rechten und der linken Seite aus, und veränderten sich in zwei Treffen, deren erstes, das etwas stärkere, von dem Feldmarschall Grafen Schwerin, das zweite schwächere von dem Generallieutenant Prinzen Leopold von Anhalt befehligt wurde. Die Artillerie kam vor dem ersten Treffen zu stehen.

Trotz all der Bedächtigkeit, mit welcher die Preußen ihren Anmarsch und ihre Aufstellung vollzogen, würde Neipperg vielleicht doch in seinen Quartieren von ihnen überrascht worden sein, wenn nicht der Commandant von Brieg durch wiederholte Signale ihn aufmerksam

gemacht und veranlaßt hätte, eine Abtheilung Husaren auf Recognoscirung auszusenden. Kaum war diese aus Mollwitz geritten, so stieß sie auf die Schwadronen, welche die preußische Vorhut bildeten. Von ihnen angegriffen, wurden die Husaren sogleich zur schleunigsten Rückkehr nach Mollwitz gezwungen.

Hier gerieth nun Alles in lebhafte Bewegung. Ungesäumt wurden aus den umliegenden Dörfern die Truppen herbeigerufen und unter der Deckung von dreihundert Husaren vor Mollwitz in Schlachtordnung formirt. Sechs Cavallerie-Regimenter, welche unter dem Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Römer, einem gebornen Sachsen, der erst vor wenig Jahren als General in österreichische Dienste getreten war, in Mollwitz selbst lagen, erschienen natürlich zuerst auf dem Platze. Weit später langten die Infanterie, welche sich zu Laugwitz in Quartier befunden hatte, und das zweite Reitercorps an, das Feldmarschall-Lieutenant von Berlichingen aus Bärzdorf herbeiführte.

Wer im Stande gewesen wäre, die beiden Heere zu überschauen, wie sie in schwerfälliger und zeitraubender Weise in Kampfordnung gebracht wurden, würde sich davon überzeugt haben, daß sie, was ihre Anzahl betraf, ungefähr gleich, und zwar jedes etwa zwanzigtausend Mann stark, hinsichtlich ihrer einzelnen Bestandtheile aber äußerst verschieden waren. An Artillerie und Fußvolk überwogen die Preußen, an Reiterei aber die Oesterreicher, und zwar beide eben so wohl an Stärke wie an Vorzüglichkeit der betreffenden Waffengattung.

Eben so gleichmäßig schienen die Vortheile bemessen, wenn man das Terrain in's Auge faßte, auf welchem die Schlacht vor sich gehen sollte. Die weite Ebene, die sich gerade vor Brieg, nördlich von den Dörfern Hermsdorf und Pampitz und südlich von Grüningen und Mollwitz ausdehnt, war ganz geeignet, um der wohlgeschulten preußischen Infanterie Gelegenheit zu geben, einmal auf dem Kampfplatze selbst die Kunstfertigkeit zu zeigen, welche ihr König Friedrich Wilhelm I. und der alte Fürst Leopold von Dessau auf dem Exercirfelde Jahrzehnte hindurch mit unabläßiger Uebung anerzogen hatten. Außerdem war des Königs linke Flanke, die an Pampitz sich lehnte, während er die rechte auf Hermsdorf stützte, durch den Laugwitzbach, welcher durch Sumpfstrecken seinen Lauf nimmt, vor einem plötzlichen

Angriffe gedeckt. Andererseits bot wieder die weite Ebene der österreichischen Cavallerie die beste Gelegenheit, ihre Ueberlegenheit darzuthun, insbesondere dem rechten Flügel der Preußen gegenüber, welcher in viel geringerem Grade als der linke gesichert erschien.

Nachdem endlich die preußische Armee vollständig geordnet war, zog sie in voller Schlachtlinie, mit klingendem Spiele, ihr zahlreiches, aus sechzig Kanonen bestehendes Geschütz mehrere hundert Schritte vor sich her, gegen den Feind. So viel Zeit hatte sie bei all ihren langsam ausgeführten Bewegungen verloren, daß sie erst um zwei Uhr Nachmittags den Oesterreichern gegenüber stand. Diese aber waren noch immer in der Formirung begriffen. Schon schlugen die Kugeln der preußischen Geschütze immer dichter und dichter in die Reihen der österreichischen Husaren, welche den Aufmarsch deckten, und als diese sich zurückzogen, in die Cavallerie-Regimenter, die unter Römer's Führung den linken Flügel bildeten. Neipperg aber war noch immer mit der Ordnung des Centrums, welches aus seinem Fußvolke bestand, und des rechten Flügels beschäftigt, der aus Berlichingen's Reiterregimentern zusammengesetzt war. Feldmarschall-Lieutenant von Römer hatte den Befehl erhalten, nicht eher anzugreifen, als bis die ganze Armee in Schlachtordnung stehe. Aber in der Spannung, mit welcher man den bevorstehenden Ereignissen entgegensah, schien es als ob jener Augenblick niemals eintreten würde, so unerträglich langsam ging dort, wo Neipperg selbst sich befand, Alles von Statten.

Inzwischen litt Römer's Cavallerie durch das Feuer der Preußen in unglaublichem Maße. Die Regimenter geriethen in Unordnung und die Officiere umdrängten ihren Führer mit der Bitte, nicht länger unthätig zuzusehen, wie die besten Truppen des Heeres, ohne sich zur Wehr setzen zu dürfen, schmachvoll zu Grunde gingen. Hiezu kam noch, daß bei dem steten gleichmäßigen Vorrücken der Preußen dieselben immer mehr Terrain gewannen, und Römer befürchten mußte, der günstige Augenblick werde bald vorüber sein, in welchem man dem Feinde noch überhaupt irgend etwas anzuhaben vermöchte. In der Besorgniß endlich, seine Reiterei, wenn sie noch länger unthätig bliebe, durch das feindliche Geschütz völlig vernichtet zu sehen, glaubte Römer nicht ferner warten zu sollen, und da der preußische rechte Flügel ihn schon weit über-

ragte, so zog er sich mit seiner Reiterei zur Linken bis er dem Gegner in die Flanke kam. Dann stürzte er sich mit sechsunddreißig Schwadronen auf den Feind.

Nichts schien im Stande, dem rasenden Ungestüm zu widerstehen, mit welchem Römer diesen Angriff vollführte. Schon der furchtbare Anblick der heranstürmenden Reitermassen erschütterte die preußische Cavallerie; fast ohne Widerstand zu versuchen, warf sie sich, das Regiment Schulenburg voran, auf das eigene Fußvolk und floh dann, als es dasselbe nicht zu durchbrechen vermochte, vor der Front, zwischen den beiden Treffen und im Rücken des Heeres vor Römer's verfolgenden Reitern. Ein schwacher Versuch, die preußische Cavallerie zu ordnen und sie gegen den Feind zu führen, mißlang vollständig; sie wurde neuerdings auseinander gesprengt und in die Flucht getrieben. Neun Geschütze fielen in Römer's Hände. Einige derselben suchte er auf die Feinde zu richten, die anderen sandte er mit der Bespannung nach Mollwitz.

Um diese Zeit war es, daß die preußischen Generale und insbesondere Schwerin, einen üblen Ausgang des Kampfes besorgend, in den König drangen, sich einem solchen durch schleunigste Entfernung vom Schlachtfelde zu entziehen. Friedrich selbst, welcher bis daihn wacker ausgehalten und Alles gethan hatte, um seine fliehenden Reiterschaaren neuerdings zu sammeln und dem Feinde entgegen zu führen, hat wohl, noch unerfahren im Kriege und mit aller Lebhaftigkeit der Jugend dem ersten Eindrucke sich hingebend, in dem Augenblicke, in welchem er die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen erkannte und seine Cavallerie in toller unaufhaltsamer Flucht nach allen Richtungen hin sich zerstäuben sah, Alles verloren geglaubt. Von Wenigen gefolgt, verließ er den Kampfplatz und ritt feldeinwärts gegen Oppeln zu. Dem Feldmarschall Fürsten von Dessau sandte er die Botschaft von dem Verluste der Schlacht und ließ ihn ersuchen, seine Maßregeln darnach zu treffen, so gut er es eben vermöge.

Die Entfernung des Königs gab den Oberbefehl in die Hand des Feldmarschalls Schwerin, der nun mit der Ruhe des erprobten Kriegers des Augenblickes harrte, in welchem eine Blöße des Feindes sich ihm zur Benützung darbieten würde. Nur allzubald geschah dieß.

Denn nach der Flucht der preußischen Cavallerie warfen sich die österreichischen Reiterregimenter unter Römer's Führung auf das Fußvolk des rechten Flügels der Preußen, welches bisher unerschüttert ausgehalten und selbst gegen die eigene, wider dasselbe anprallende Cavallerie die Ordnung bewahrt hatte. Gleiches gelang ihm auch jetzt den Oesterreichern gegenüber, deren Bemühungen, die Reihen der Preußen zu durchbrechen, vollständig scheiterten. Auf jedem Punkte, auf welchem sie angriffen, starrte ihnen eine undurchdringliche Hecke von Bajonetten entgegen, welche insbesondere den Pferden verderblich wurde.

Noch schrecklicher waren die Wirkungen, die das gleichmäßige Feuer des preußischen Fußvolkes auf die österreichische Infanterie hervorbrachte, welche nun ihr Commandant, Feldmarschall-Lieutenant von Goldy gegen den Feind führte. Zwar mag es eine arge Uebertreibung sein, welche gleichwohl seither immer wiederholt worden ist, die preußischen Officiere hätten genau so wie auf dem Exercirplatze, mit derselben Geberde, der nämlichen Ruhe commandirt, wie die Mannschaft, ebenso ganz unbeirrt vom feindlichen Feuer, ihre Gewehre in stets sich gleichbleibendem Zeitmaße abschoß. „Kein Bataillon der Welt," sagt dagegen ein österreichischer General, der nicht allein aus Büchern, sondern aus vielfacher Erfahrung wußte, was eine Schlacht sei[29]), „kein Bataillon der Welt feuert wie auf dem Exercirplatze, wenn jetzt „Abtheilungscommandanten, jetzt Leute in den Gliedern fallen." Darüber kann jedoch andererseits auch wieder kein Zweifel obwalten, daß die preußischen Truppen mit einer Schnelligkeit und einer Präcision ihre Schüsse abgaben, von welcher man damals bei anderen Heeren noch keine Idee hatte. Die Wirkungen davon waren daher auch wahrhaft furchtbar. Die österreichischen Soldaten, welche niemals ein ähnliches Feuer auszustehen gehabt hatten, geriethen durch dasselbe um so eher in Unordnung, als sie nicht Gleiches zu leisten vermochten. Denn ihre hölzernen Ladstöcke zerbrachen bald; die Soldaten vermochten nicht länger zu feuern; Einer suchte hinter dem Anderen Schutz, und so ballten sich die einzelnen Bataillone zu regellosen Klumpen zusammen, in welchen das preußische Geschütz große Verheerungen anrichtete.

Während dieß auf dem linken Flügel der Oesterreicher und im Centrum vorging, griff auch Feldmarschall-Lieutenant von Berlichingen den ihm gegenüber stehenden linken Flügel der Preußen an. Auch hier wurde die feindliche Cavallerie geworfen, das Fußvolk aber hielt unerschütterlich Stand. Auch hier brachte das Feuer der preußischen Infanterie ähnliche Wirkungen auf ihre Gegner hervor. Fruchtlos bemühte sich Neipperg, Römer's Cavallerie, deren Führer im Kampfe gefallen und an dessen Stelle der Oberst Graf Bentheim getreten war, wieder in Ordnung und gegen den Feind zu bringen. Fruchtlos versuchte er das Gleiche bei seinem Fußvolke. Dennoch war in jenem Augenblicke die Schlacht noch immer nicht für die Oesterreicher verloren. Denn ihre Infanterie, obgleich sie weder vorwärts gebracht, noch neuerdings in Schlachtlinie gestellt werden konnte, hielt doch wenigstens Stand und war noch auf keinem Punkte gewichen. Da entschloß sich Schwerin zu einem letzten entscheidenden Schlage. Er zog sein Fußvolk zusammen und führte es in festgeschlossenen Reihen zu erneuertem Angriffe wider den Feind. Noch einmal begann jenes schreckliche Feuer, welches die Linien der Oesterreicher schon so sehr g lichtet hatte; jetzt wurden dieselben völlig erschüttert. Feldmarschall-Lieutenant von Goldy fiel, und nun wendeten einige Regimenter aus dem ersten Treffen sich um; eines aus dem zweiten, das des Generals Grafen Grünne, ergriff sogar die Flucht. Umsonst waren die Anstrengungen Neipperg's und der übrigen Generale, die Soldaten zum Stehen zu bringen. Die Wenigsten waren mehr zu halten und zur Ausführung eines neuen Angriffes zeigte sich selbst das bravste der österreichischen Regimenter, das des Großherzogs von Toscana [30]) nicht mehr verwendbar. Dem Feldmarschall blieb daher nichts übrig, als den Rückzug anzuordnen.

Um sieben Uhr Abends wurde derselbe angetreten, und von Berlichingen's Reiterei gedeckt, in ziemlicher Ordnung bewerkstelligt. Durch Mollwitz hindurch marschirte Neipperg nach Grottkau, während Schwerin sich damit begnügte, die Nacht auf dem Schlachtfelde zuzubringen.

Dieß war der Ausgang der ersten Schlacht, welche Oesterreicher und Preußen einander lieferten. Wie mörderisch dieselbe war, ergibt sich daraus, daß der auf beiden Seiten ziemlich gleiche Verlust an

Todten, Verwundeten und Vermißten sich auf nahezu fünftausend Mann, also fast den vierten Theil der Gesammtstärke des Heeres belief. Wie auf Seite der Preußen Markgraf Friedrich, ein Vetter des Königs, und General Graf Schulenburg, so waren auf derjenigen der Oesterreicher die Feldmarschall-Lieutenants Römer und Goldy geblieben. Der schwer verwundete General Graf Grünne, ein besonderer Liebling des Großherzogs von Toscana, wurde nur durch die Treue eines seiner Diener gerettet. Unter Haufen von Leichnamen suchte und fand derselbe seinen todt geglaubten Herrn, entdeckte noch Spuren von Leben in ihm und brachte ihn in Sicherheit[31]).

Auch sonst zeigte sich darin eine gewisse Gleichheit, daß auf beiden Seiten von manchen Truppentheilen mit rühmenswerther Tapferkeit gekämpft, von anderen wieder eine nur äußerst geringe Kriegstüchtigkeit an den Tag gelegt wurde. Die österreichische Reiterei entsprach auch hier wieder ihrem althergebrachten glänzenden Rufe; der Preis des Tages gebührt ohne Zweifel dem preußischen Fußvolk, welches den lange bestrittenen Sieg für seinen König entschied.

In Wien hatte man weit besser, als dieß von Neipperg der Fall war, die Vortheile erkannt, welche während der Tage, die der Mollwitzer Schlacht unmittelbar vorhergingen, die Stellung des österreichischen Heeres demselben über die Preußen gewährte. In der Erringung dieser Vortheile erblickte man schon einen halben Sieg[32]). Außerdem kannte man Neipperg's Vorsicht und war gewiß, er werde sich nur dann zu einer Schlacht bringen lassen, wenn der günstige Erfolg für die Oesterreicher unzweifelhaft wäre[33]). Sein ganzes Vorgehen hatte den Wiener Hof in diesen Erwartungen bestärkt.

Je größer nun die Hoffnungen waren, welchen man vor dem Beinne der Operationen Neipperg's und noch während ihres anfänglich so befriedigenden Verlaufes in Wien sich hingab[34]), je zuversichtlicher man auf die Vertreibung der Preußen aus Schlesien gerechnet hatte, um so mächtiger und erschütternder wirkte die Nachricht von der Mollwitzer Schlacht. Die übertriebensten, widerspruchsvollsten Gerüchte durchflogen die Stadt. Anfangs wurden, wie es wohl gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, die Verluste der Feinde weit höher angegeben, als sie wirklich waren. Den König von Preußen nannte man verwundet,

einen seiner Brüder und einen jungen Prinzen von Anhalt geblieben, den Feldmarschall Schwerin aber tödtlich blessirt[35]). Siebentausend Preußen bedeckten, so wurde behauptet, das Schlachtfeld, während die Oesterreicher nur zweitausend Mann verloren haben sollten.

Dennoch wurde keinen Augenblick bestritten, daß die Preußen, deren Tapferkeit man die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließ, sich den Sieg zuzuschreiben berechtigt seien[36]). Aber in die Art und Weise, in welcher derselbe errungen worden, wußte man sich, nachdem man über den Hergang der Schlacht verläßliche Nachricht empfangen, kaum zu finden. Alles hätte man, so hieß es, von Neipperg erwarten können, nur nicht daß er sich von seinem Gegner überraschen ließe; denn Vorsicht und Wachsamkeit waren ja als seine beiden schätzenswerthesten Eigenschaften immer gepriesen worden[37]). Und durch die Schreiben, welche von Neipperg wieder nach Wien gelangten, wurde jetzt auch in den Personen, die sonst ihm wohlwollten, die Meinung erweckt, daß er nicht der rechte Mann sei, um fortan an der Spitze des österreichischen Heeres zu stehen. Seine Verzweiflung über die erlittene Niederlage gab sich in den ungemessensten Ausdrücken kund. Das Unglück, welches ihn verfolge, sei, so schrieb er seinen Freunden, zu seinem Höhepunkte gediehen und erstrecke sich nun auch auf die ihm übertragene Führung der Armee. Er bedauere nichts mehr, als daß er sich nicht selbst unter der Zahl der Gebliebenen befinde, und er wünsche nichts sehnlicher, als in der Oberleitung des Heeres durch einen würdigeren und glücklicheren Feldherrn ersetzt zu werden[38]).

Drei Umstände waren es, welchen man in Wien, nachdem man das Unglücksereigniß näher zu überschauen im Stande war, dasselbe zuschrieb. Vorerst tadelte man es, daß nur eine so geringe Anzahl Husaren Antheil nahm an der Schlacht, und daß die wenigen, welche daselbst anwesend waren, sich gleich beim Beginne des Kampfes zerstreuten, um auf Beute auszugehen. Hiedurch blieb einer der wichtigsten Bestandtheile des österreichischen Heeres ohne alle Einwirkung auf das Ergebniß des Streites.

Den Tod des Generals Römer, wodurch die österreichische Cavallerie ihren bewährten Führer verlor und nach und nach in Unordnung gerieth, hielt man für die zweite, die anfängliche Unthätigkeit

und die spätere schlechte Leitung des österreichischen Fußvolkes für die dritte Ursache des Verlustes der Schlacht. Dennoch läßt sich nicht läugnen, daß so wie durch dieselbe die Meinung, welche man bisher am Wiener Hofe und in Oesterreich überhaupt hinsichtlich der Kriegstüchtigkeit der Preußen gehegt hatte, vollständig verändert wurde, ein gleicher Umschwung auch bei den Preußen und insbesondere bei ihrem Könige in Bezug auf die Oesterreicher stattfand. Innerlich gedemüthigt durch sein eigenes Benehmen während seiner ersten Schlacht und höchst empfindlich gegen jedwede Hindeutung auf dasselbe, erkannte Friedrich, so wenig er dieß auch äußerlich kundgab, doch nur allzuwohl, daß er es mit einem gewaltigen Feinde zu thun habe, welcher es ihm noch sauer genug machen werde, die ihm so leicht gewordenen Eroberungen in Schlesien auch für die Zukunft zu behaupten.

Ungleich wichtiger noch als die Aenderung, welche der Tag bei Mollwitz in der wechselseitigen Werthschätzung der beiden Gegner hervorbrachte, waren die militärischen, insbesondere aber die politischen Folgen der Schlacht. Die ersteren bestanden zunächst darin, daß Neipperg von Grottkau nach Neisse zurückging, um möglichst ausgiebige Verstärkungen an sich zu ziehen, König Friedrich aber, welcher seine Absicht erreicht und seine Kriegsvorräthe zu Ohlau gerettet hatte, nach wie vor in Schlesien die Oberhand behielt. Er blieb bei Mollwitz stehen, um die Belagerung von Brieg zu decken, mit welcher er den General Kalkstein beauftragte.

Was die politischen Folgen der Mollwitzer Schlacht betrifft, so waren dieselben in der That von noch weit entscheidenderem, ja von unermeßlichem Gewichte. Um sie anschaulich zu schildern, muß jedoch auf den Standpunkt zurückgegangen werden, auf welchem die Verhandlungen des Wiener Hofes mit den fremden Mächten in dem Augenblicke sich befanden, in dem der Feldzug in Schlesien eröffnet worden war.

Siebentes Capitel.

Schon früher ist es als eine der ersten Regierungshandlungen Maria Theresia's angeführt worden, daß sie den Entschluß faßte, ihren Gemahl zum Mitregenten in allen ihren Erbländern zu ernennen. Der Hauptbeweggrund zu diesem Schritte lag wohl zunächst in der Furcht vor ihrer eigenen Unzulänglichkeit, welche damals noch die Königin beherrschte und sie zu der Meinung verleitete, die schwerste Last der Geschäfte müsse auf stärkere Schultern als die ihren gelegt werden. Sie hielt es für nothwendig, dem Großherzoge, von dem sie sich die ausgiebigste Beihülfe bei der Besorgung der Regierungsgeschäfte versprach, eine bestimmte, und nach ihrer eigenen die hervorragendste Stellung hiebei einzuräumen. Außerdem empfand sie es schmerzlich und es fiel ihr bei jeder Gelegenheit, insbesondere aber bei den verschiedenen Feierlichkeiten am Hofe drückend auf's Herz, daß ihr Gemahl hinter ihr selbst im Range so weit zurückstehen mußte. Ihn sich hierin gleichzustellen, war, wie der venetianische Botschafter Marco Contarini sich ausdrückt, das Einzige, wonach Maria Theresia leidenschaftlich strebte. Darum übertrug sie nicht allein dem Großherzoge von Toscana die Führung der böhmischen Kurstimme und des Großmeisterthums des Vließordens, sondern sie gab ihre Absicht kund und that die erforderlichen Schritte, um ihm die Stimmen der Kurfürsten bei der bevorstehenden Kaiserwahl zuzuwenden.

Zu diesem letzteren Entschluß wurde übrigens Maria Theresia wohl nicht allein durch die lebhafte Neigung zu ihrem Gemahl, sondern

in weit höherem Maße noch durch die für sie so ungemein wichtige politische Rücksicht bestimmt, ihrem Hause die Kaiserwürde, mit ihr aber die Suprematie in Deutschland noch ferner zu erhalten und sie keinem anderen deutschen Fürsten, wer es auch immer sein mochte, zu Theil werden zu lassen. Das Zusammenwirken dieser Beweggründe, verursachte es, daß Maria Theresia die Erhöhung ihres Gemahls zu den Würden, mit welchen sie ihn entweder selbst bekleidete, oder zu denen sie ihn von den Fürsten des deutschen Reiches erhoben zu sehen wünschte, mit rastlosem Eifer betrieb und sich durch die Hindernisse, welche sich ihr hiebei entgegenstellten, von der Verfolgung dieses Zieles nicht einen Augenblick abwendig machen ließ[1]).

Was zunächst die Mitregentschaft betraf, so befürchtete man nicht ohne Grund, daß gegen dieselbe sowohl von Seite österreichischer Länder, als von deutschen Fürsten, welche Erbrechte auf Oesterreich zu besitzen glaubten, Einwendungen erhoben werden würden. „Die Ab„sicht der Königin sei lobenswerth," sagte Sinzendorff in einer Sitzung der Conferenz, welcher Maria Theresia persönlich beiwohnte, „es müsse „aber darnach getrachtet werden, nicht mehr Schaden als Nutzen zu „stiften und nicht den Uebelgesinnten Anlaß zu geben, die ohnedieß nicht „allzugünstige Sachlage zu ihren Gunsten auszubeuten[2])."

Aus der Reihe der österreichischen Länder war es insbesondere Ungarn, von welchem man besorgte, es werde der Anerkennung der Mitregentschaft des Großherzogs Schwierigkeiten bereiten. Denn man durfte nicht verkennen, eine solche Würde lasse sich mit der alten ungarischen Verfassung nur schwer vereinbaren. Und die etwaigen Bedenken fanden schon darin eine gewisse Begründung, daß in der pragmatischen Sanktion, durch welche das Nachfolgerecht der ältesten Tochter des letzten Habsburgers festgesetzt und geregelt worden, von einer Theilnahme des Gemahls der Erbin der österreichischen Länder an der Regierung mit keinem Worte die Rede war. Die pragmatische Sanktion aber, welche man von Anderen heilig gehalten sehen wollte, durfte man am allerwenigsten selbst verletzen.

Daß man dieß in keiner Weise zu thun beabsichtigte, und daß die Königin nicht das Mindeste von den ererbten Eigenthumsrechten, sondern nur einen Theil der ihr zugefallenen Regierungsgewalt auf

ihren Gemahl zu übertragen gedenke, suchte man daher vor Allem anschaulich zu machen. Es könne, so erklärte Maria Theresia in der Urkunde [3]), durch welche sie den Großherzog zum Mitregenten bestellte, nicht als ein der pragmatischen Sanktion geschehener Abbruch angesehen werden, wenn sie ihm mit ausdrücklicher Wahrung der Rechte aller Derjenigen, welche nach ihr zur Erbfolge in Oesterreich berufen wären, nur für die gegenwärtige Zeit und so lange ihr allein die Herrschaft in Oesterreich zustehe, die Mitregentschaft in allen österreichischen Ländern übertrage. Sollte sie sterben, bevor ihr zur Nachfolge berufener Erbe das achtzehnte Lebensjahr erreicht hätte, so habe bis zu diesem Zeitpunkte Großherzog Franz die Regierungsgeschäfte allein zu leiten.

Maria Theresia's Versicherung, daß durch die Ernennung ihres Gemahls zum Mitregenten die pragmatische Sanktion durchaus keine Beeinträchtigung erfahren solle, wurde auch vom Großherzoge von Toscana urkundlich bekräftigt. Er fügte die Erklärung hinzu, daß hiedurch auch an seiner Verzichtleistung auf jedes Nachfolgerecht in den österreichischen Ländern und somit an den etwaigen Erbrechten dritter Personen nicht das Mindeste verändert werden solle.

Diese feierlichen Versicherungen der Königin und ihres Gemahls genügten jedoch nicht, um jeden Widerspruch gegen des Großherzogs Ernennung zum Mitregenten zum Schweigen zu bringen. Von den österreichischen Ländern war es, wie man vorhergesehen hatte, wirklich Ungarn, von den fremden Fürsten aber König August III. von Polen, Kurfürst von Sachsen, von deren Seite sich die lauteste Einsprache erhob. Der Letztere gab sich das Ansehen, als ob er hiedurch in der That die Erbrechte seiner Gemahlin, der ältesten Tochter des Kaisers Joseph I. beeinträchtigt glaube. Noch lebhafter und wohl auch begründeter wurden seine Gegenvorstellungen, als ihm Maria Theresia's Entschluß angekündigt wurde, dem Großherzoge die Führung der böhmischen Kurwürde, so wie der damit verbundenen Stimme bei der Kaiserwahl zu übertragen.

Um den zu erwartenden Einwendungen gleich von vorneherein zu begegnen, wurde österreichischer Seits die Berechtigung der weiblichen Thronfolge in Böhmen sowohl durch die Bestimmungen der

goldenen Bulle als durch Aufzählung der Fälle dargethan, in welchen Johann von Luxemburg, dann Albrecht II. und Ferdinand I. aus dem Hause Habsburg durch ihre Vermählung mit den Töchtern böhmischer Könige zur dortigen Krone gelangt waren. Durch Gewährleistung der pragmatischen Sanktion sei Maria Theresia's Erbrecht in Böhmen feierlich anerkannt worden. Von diesem könne jedoch die Ausübung der Kurwürde und die Führung der Wahlstimmen niemals getrennt werden. Niemand vermöchte es ihr zu verwehren, solches durch Entsendung von Botschaftern oder Bevollmächtigten zu thun. Sie ziehe es jedoch vor, den Weg einzuschlagen, welcher in den früher angeführten Fällen betreten worden, in denen Johann von Luxemburg, dann Albrecht und Ferdinand von Oesterreich die böhmische Kurwürde, ohne auf Widerspruch zu stoßen, ausgeübt hätten. Ja sie könnte füglich so weit gehen, als es damals geschehen, und ihrem Gemahl sogar die Würde eines Königs von Böhmen übertragen. Sie unterlasse dieß jedoch, um ja nicht den Vorwurf auf sich zu laden, als ob sie irgend einen Schritt zu thun gedenke, welcher mit der pragmatischen Sanktion nicht im vollständigsten Einklang wäre [4]).

Von Seite des Kurfürsten von Sachsen wurde hiegegen bemerkt, daß Maria Theresia als Frau, Franz von Lothringen aber durch die pragmatische Sanktion von der böhmischen Kurwürde ausgeschlossen seien und die Führung der Wahlstimme dem nächsten männlichen Verwandten gebühre. Als solcher müsse er selbst als Gemahl der Erzherzogin Maria Josepha angesehen werden [5]).

Der ersteren Behauptung des Kurfürsten von Sachsen, Franz von Lothringen dürfe die böhmische Kurstimme nicht führen, weil er nicht König von Böhmen sei, die letztere Würde könne er aber nicht erlangen, weil dadurch die pragmatische Sanktion verletzt würde, muß in der That eine gewisse Berechtigung zugestanden werden. Ein Anderes war es jedoch mit der in seinem eigenen Interesse daran gereihten Forderung, und die Einwendung, welche hiegegen vorgebracht werden konnte, lag auf der Hand. Sie bestand darin, daß in der goldenen Bulle allerdings von dem nächsten Agnaten, keineswegs aber von einem Cognaten die Rede war, als welcher der Kurfürst von Sachsen allein angesehen werden konnte, während ein Agnat des

Hauses Oesterreich eben nicht mehr am Leben war. Wie dem übrigens auch sein und für welche der beiden Behauptungen die gewichtigere Begründung angeführt werden mochte, das eigentliche Ergebniß des Streites bestand zuletzt nur darin, daß sich die Anfangs so zufriedenstellenden Beziehungen der Häuser Oesterreich und Sachsen zu einander in einem Augenblicke bedenklich trübten, in welchem das Erstere auf die günstige Stimmung des Letzteren den größten Werth zu legen alle Ursache hatte. Insbesondere bedurfte es seiner zur Erreichung der Absicht, dem Großherzoge von Toscana die Kaiserkrone zuzuwenden.

Maria Theresia verlor keinen Augenblick, zur Erreichung dieses Zweckes dasjenige nach Möglichkeit nachzuholen, was von ihrem Vater dadurch versäumt worden war, daß er nicht noch bei seinen Lebzeiten die Wahl seines Schwiegersohnes zum römischen Könige bewerkstelligt hatte. Es gehörte zu ihren ersten Regierungshandlungen, die geeigneten Schritte zu thun, um ihrem Gemahl die Mehrzahl der Stimmen der deutschen Kurfürsten zu gewinnen. Graf Rudolph Colloredo wurde an die geistlichen Höfe von Mainz, Köln und Trier, Graf Joseph Khevenhüller nach Dresden, der Marchese Botta endlich nach Berlin gesandt, um die Unterhandlungen über die Kaiserwahl zu eröffnen. Graf Ostein, welcher erst vor Kurzem die Bestimmung erhalten hatte, Oesterreich am Hofe von St. James zu vertreten, wurde beauftragt, sich schleunigst nach England zu begeben. An die Könige Friedrich von Preußen, August von Polen und Georg von England ergingen eigenhändige Schreiben Maria Theresia's und ihres Gemahls, in welchen sie um ihre Stimmen für den Letzteren angelegentlich gebeten wurden.

Die Königin war zu scharfblickend, um sich nur einen Augenblick über die großen Schwierigkeiten zu täuschen, welche einer Verwirklichung ihres Lieblingswunsches sich entgegenstellten. Sie bestanden vorerst darin, daß man dem Hause Lothringen in Deutschland überhaupt nicht gerade günstig gesinnt war [6]). Man behauptete, daß die Mitglieder desselben mehr Franzosen als Deutsche seien, daß der Großherzog von Toscana die Reichsgesetze nicht kenne, ja daß er kaum als ein deutscher Fürst zu betrachten sei. Denn außer dem verhältnißmäßig nicht bedeutenden Fürstenthume Teschen könne er in

Deutschland keinen irgendwie in die Wagschale fallenden Besitz sein eigen nennen [7]). Es mangle ihm auch sonst jene Hausmacht, welche unerläßlich erscheine, um mit dem der höchsten Würde der Christenheit entsprechenden Ansehen und Glanze aufzutreten. Darum dürfe man den Großherzog nicht als berufen erkennen, die deutsche Kaiserkrone zu tragen.

Von ungleich größerem Gewichte als diese Bedenken waren jedoch die von anderer Seite nach dem gleichen Ziele gerichteten Bestrebungen, gegen welche Franz von Lothringen in die Schranken zu treten gezwungen war. Zwar zeigte es sich bald, daß es Friedrich II. von Preußen nicht um die Kaiserkrone zu thun war, und daß diejenigen sich in ihm geirrt hatten, welche ihn mit einem solchen Ziele seines Ehrgeizes beschäftigt glaubten, während er doch nach weit reelleren Dingen strebte. Mit größerem Ernste als von Seite Friedrich's waren die Gedanken August's von Polen auf die Kaiserkrone gerichtet, und es ist nicht zu zweifeln, daß er zu diesem Ende nach verschiedenen Richtungen hin Schritte that, wie denn die Sendung des Grafen Poniatowski nach Paris vornehmlich darauf abzielte, sich hiezu des Beistandes der französischen Regierung zu versichern. Auch um Spaniens Hülfe zur Erlangung der Kaiserkrone war König August sorgfältig bemüht [8]), und nur ungern und zögernd stand er von seiner Bewerbung ab, als er sich von deren Fruchtlosigkeit überzeugt hatte.

Um so angelegentlicher und mit um so größerer Aussicht bestrebte sich Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, die Kaiserkrone zu erhalten. Denn abgesehen davon, daß er das Haupt war einer der ersten und mächtigsten deutschen Fürstenfamilien, der Herr eines weitausgedehnten reindeutschen Landes, ließen ihm seine Verwandtschaftsverhältnisse mit anderen Kurfürsten wenigstens einige der Wahlstimmen als gewiß erscheinen. Clemens August von Köln war sein Bruder, Karl Philipp von der Pfalz sein naher Verwandter, und beide standen noch überdieß, obwohl Kurfürst Philipp der einzige noch lebende Bruder der frommen Kaiserin Eleonora und somit der Großoheim Maria Theresia's war, seit langer Zeit zu dem Hause Oesterreich in gespanntem Verhältniß.

Trotz alledem kann nicht gesagt werden, daß dem Großherzoge von Toscana gleich von vorneherein jede Aussicht auf Erlangung der Kaiserkrone abgeschnitten gewesen wäre. Die Kurfürsten von Mainz und von Trier, Philipp Karl Graf Elz und Franz Georg Graf Schönborn waren ihm günstig gesinnt und hätten es jedenfalls vorgezogen, ihm und nicht dem Kurfürsten von Baiern ihre Stimmen zu geben. König Georg von England ließ als Kurfürst von Hannover auf seine Mitwirkung zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes mit ziemlicher Bestimmtheit rechnen. Was Friedrich II. von Preußen betrifft, so ist schon früher der Preis erwähnt worden, um welchen seine Stimme zu haben war. Von König August von Polen endlich war anzunehmen, er werde nach und nach von der Mißstimmung zurückkommen, in welche ihn die Ernennung des Großherzogs von Toscana zum Mitregenten und die Uebertragung der böhmischen Kurwürde an denselben versetzt hatte. Clemens August von Köln schien zu schwanken, und man trug sich längere Zeit hindurch in Wien mit der Hoffnung, seine Stimme für den Großherzog von Toscana zu gewinnen. Wenn Hannover sich nachdrücklich für Franz von Lothringen erklären würde, so werde der Kurfürst von Köln, behauptete man in Wien, auch nicht länger zögern, sich im gleichen Sinne auszusprechen. Der Kurfürst von der Pfalz gab nicht undeutlich zu verstehen, seine Stimme könne gegen Gewährung der Erbfolge in Jülich und Berg erworben werden[9]). Ja sogar Karl Albrecht von Baiern selbst ließ sich in geheimer Mittheilung vernehmen, er verlange die Kaiserwürde nicht für sich und habe nichts dagegen, daß sie dem Hause Oesterreich verbleibe. Darum wäre er nicht abgeneigt, dem Sohne Maria Theresia's, wenn sie einen solchen zur Welt bringen sollte, seine Stimme zu geben. Ihr Gemahl aber, Franz von Lothringen, würde niemals auf dieselbe rechnen können[10]).

Durch den Bischof von Bamberg und Würzburg, Friedrich Karl von Schönborn, welcher als ehemaliger Vicekanzler des Reiches dem Kaiserhause vielfach zu Dank verpflichtet war, hatte Karl Albrecht jene Erklärung nach Wien gelangen lassen. Man war jedoch dort nicht in Zweifel darüber, der Antrag sei keineswegs ernst gemeint, und es liege ihm höchstens die Absicht zu Grunde, für den Fall, daß

dem Kurfürsten die Kaiserkrone etwa doch nicht zu Theil würde, wenigstens ein langjähriges Reichsvicariat herbeizuführen, aus welchem Baiern dann ebenfalls erhebliche Vortheile zu ziehen vermöge[11]). Daß der Kurfürst jedoch über diesem Gedanken seine lang gehegten Pläne nicht aufgebe, sondern sie nach wie vor rastlos verfolge, wußte man in Wien eben so genau, als daß er nur mit Frankreichs Hülfe das ersehnte Ziel zu erreichen im Stande sei und deßhalb die französische Regierung um jeden Preis zu einem ihm günstigen Entschlusse zu drängen trachte.

Der Kurfürst von Baiern hatte hiebei um so leichteres Spiel, als Frankreich sich der Bewerbung des Großherzogs um die Kaiserkrone niemals günstig gezeigt hatte. Denn Franz von Lothringen war schon seit längerer Zeit gar übel angeschrieben am Hofe von Versailles. Man beschuldigte ihn, ein Gegner Frankreichs zu sein, als ob er einen Staat hätte lieben können, welcher ihn der von seinen Vätern ererbten Länder beraubt hatte. Man klagte über Umtriebe des Großherzogs in Lothringen, über Verlockung seiner ehemaligen Unterthanen zur Auswanderung nach Toscana, über Bestrebungen desselben, Lothringen seinem Hause wieder zu gewinnen. Darin bestehe, so behauptete man in Frankreich, das Ziel der geheimen Wünsche und Bemühungen des Großherzogs. Durch seine Erhebung auf den Kaiserthron würde die Verwirklichung solcher Absichten wesentlich gefördert werden[12]).

Wenn auch Maria Theresia sich nicht leicht der Hoffnung hingeben konnte, hinsichtlich dieses Punktes eine Aenderung der Anschauungen der französischen Staatsmänner herbeizuführen, so waren ihre Bemühungen nur um so eifriger darauf gerichtet, den Hof von Versailles zu vermögen, seine vertragsmäßigen Verpflichtungen in Bezug auf die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion zu erfüllen, oder sie doch wenigstens nicht durch Unterstützung der Erbansprüche Baierns offen zu verletzen. Um Frankreich auch nicht den leisesten Grund zu einer Beschwerde zu geben, beeilte sie sich der Forderung der französischen Regierung nachzukommen, welche, mit der Titulatur nicht zufrieden, deren sich die Königin in den Notificationsschreiben über den Tod des Kaisers gegen Ludwig XV. bedient hatte, die Ausfertigung

eines neuen, weiter gehende Ausdrücke enthaltenden Schreibens verlangte. An den Leiter der französischen Politik, den Cardinal Fleury, richtete sie einen Brief[13]), in welchem sie ihm mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken für seine Person die zuversichtliche Erwartung aussprach, Frankreich werde den übernommenen Verpflichtungen, für die ihm durch die Abtretung Lothringens ein so köstlicher Preis bezahlt worden, gewissenhaft nachkommen. Ausführlich stellte sie ihm die Richtigkeit der baierischen Ansprüche dar und bat ihn durch Frankreichs mächtigen Einfluß den Kurfürsten zu vermögen, von seinem ungerechtfertigten Begehren abzustehen. Auch sonst trachtete die Königin die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen ihr Vater während der letzten Zeit seiner Regierung zu Frankreich gestanden hatte, unverändert aufrecht zu erhalten. Ueber jeden ihrer Schritte und die Beweggründe hiezu gab sie der französischen Regierung erschöpfende Aufklärung, und sie hoffte durch diese Beweise der Aufmerksamkeit und des Vertrauens den König und den Cardinal dahin zu bringen, ihren so oft wiederholten Betheuerungen wenigstens nicht geradezu entgegen zu handeln.

Und in der That, wer den Worten hätte trauen wollen, deren sich die französische Regierung gegen Maria Theresia fortwährend bediente, der hätte nicht daran zweifeln dürfen, daß es ihr Ernst mit der Beobachtung der übernommenen Verpflichtungen, und daß sie von den freundschaftlichsten Gesinnungen für die Königin von Ungarn beseelt sei. Der Cardinal ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne jene Zusagen zu erneuern und die wohlwollenden Absichten seines Königs hervorzuheben. Insbesondere war dieß der Fall, als die Nachricht von dem Friedensbruche des Königs von Preußen und von seinem Einmarsche in Schlesien nach Versailles gelangte. Die Schritte König Friedrich's wurden dort scharf getadelt; Ludwig XV. sprach von ihm in den verächtlichsten Ausdrücken[14]), und dieselben wurden von Fleury mit der Bemerkung wiederholt, daß er, so alt er auch sei, doch von Ansprüchen Preußens auf Schlesien niemals etwas gehört habe[15]).

So ungekünstelt erschien die Miene der Entrüstung, welche man am Hofe von Versailles über das Benehmen König Friedrich's gegen Maria Theresia annahm, daß nicht Wenige sie für aufrichtig hielten

und einem entschiedenen Auftreten Frankreichs wider Preußen entgegen sahen. Freilich befremdete es wieder, daß der französische Hof es bei den Worten der Mißbilligung bewenden ließ, und sich jedes Schrittes gegen Preußen sorgfältig enthielt[16]. Gleichzeitig erfuhr man jedoch von sicherer Hand, daß die französische Regierung eine andere Macht zu einer ähnlichen Unternehmung insgeheim ermunterte[17].

Während eines Zeitraumes von nahezu dreißig Jahren hatte die Königin Elisabeth von Spanien durch den unruhigen Ehrgeiz, der sie beseelte, Europa in Aufregung versetzt und blutige Kriege hervorgerufen, aus welchen sie Anfangs geschlagen, zuletzt aber doch als Siegerin hervorging. Denn es gelang ihr nicht nur, das verlorene Sicilien wieder zu erobern, sondern sie erwarb hiezu auch noch Neapel für ihren Sohn Don Carlos, und machte ihn hiedurch zum Herrn des größten und schönsten Reiches in Italien. Weit entfernt sich hiemit zufrieden zu stellen, eiferte dieser Erfolg sie nur noch mehr an, nach einem zweiten ähnlichen Resultate zu streben und nun auch ihrem Sohne Don Philipp einen Länderbesitz in Italien zu gewinnen. Der Tod des Kaisers bot hiezu die beste Gelegenheit; Ansprüche an die Erbfolge in Oesterreich ließen sich mit Leichtigkeit vorbringen, wenn man auch selbst keinen Augenblick an deren Gültigkeit glaubte. Um die in feierlichen Tractaten eingegangene Verpflichtung, die pragmatische Sanktion zu beobachten und zu schützen, wofür man keinen geringeren Preis als die Königreiche Neapel und Sicilien schon im voraus empfangen hatte, kümmerte man sich nicht im mindesten. Was war also natürlicher, als daß sich auch im Osten Oesterreichs eine ähnliche Unternehmung vorbereitete, wie eine solche im Norden dieses Staates so eben durch den König von Preußen vollbracht, und im Westen durch den Kurfürsten von Baiern einstweilen angebahnt wurde.

Die ersten Kundgebungen, welche von Seite des spanischen Hofes, nachdem er die Kunde vom Tode des Kaisers erhalten hatte, nach Wien gelangten, bestanden in Ausdrücken lebhafter Theilnahme an dem schweren Verluste, von welchem das Haus Oesterreich betroffen worden war[18]. Obzwar eine förmliche Anerkennung Maria Theresia's als Beherrscherin der österreichischen Länder nicht sogleich er-

folgte, so lag doch wenigstens einige Zeit hindurch nichts vor, woraus man auf feindselige Absichten des Hofes von Madrid wider die Königin von Ungarn hätte schließen können. Die Nachrichten von eifrigen Kriegsrüstungen in Spanien und von geheimen Unterhandlungen der dortigen Regierung mit allen Mächten, deren Haltung feindselige Gesinnungen wider Maria Theresia errathen ließ, zeigten jedoch bald, daß man auch in Spanien nichts Gutes wider sie im Schilde führe und wahrscheinlich Ansprüche auf die italienischen Länder des Hauses Oesterreich zu erheben beabsichtige. Den Vorwand hiezu werde man, so war zu erwarten, den alten längst aufgegebenen Besitzrechten Spaniens auf verschiedene Theile Italiens und angeblichen Erbansprüchen der Königin Elisabeth entnehmen. Daß man in Madrid noch weiter gehen und die Behauptung aufstellen werde, der spanische Zweig des Hauses Bourbon sei zur Nachfolge in ganz Oesterreich berechtigt, konnte man freilich in Wien nicht vermuthen. Denn bei dem gänzlichen Mangel eines solchen Erbrechtes schien es in der That nicht leicht, auch nur den Vorwand hiezu auszuklügeln.

Der Rath von Castilien zeigte sich jedoch über Erwarten geschickt, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Auf das Testament des Kaisers Karl V. und auf den Theilungstractat griff er zurück, welcher im Jahre 1521 zwischen diesem Monarchen und seinem Bruder Ferdinand I. zu Stande gekommen war. Laut jenes Vertrages sollten, so behauptete die spanische Regierung, beim Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Ferdinand's die österreichischen Länder an die Erben Karl's V. fallen. Außerdem hätte schon nach dem Tode des Kaisers Mathias die Nachfolge in Ungarn und Böhmen statt Ferdinand II., den Kindern der Erzherzogin Anna von Oesterreich, Philipp's II. vierter Gemahlin gebührt. König Philipp III. habe jedoch im Jahre 1617 auf diese Anwartschaft zu Gunsten Ferdinand's gegen dem verzichtet, daß, wenn keine männliche Nachkommenschaft des Letzteren mehr am Leben sein sollte, Philipp's rechtmäßige Erben zur Nachfolge berufen werden und die Frauen seiner Linie der weiblichen Nachkommenschaft Ferdinand's vorgehen sollten [19]).

Die gekünstelte Beweisführung, durch welche man die Ansprüche des spanischen Königshauses auf die österreichischen Länder darzuthun

versuchte, täuschte Niemand darüber, daß ein solches Erbrecht mit dem Aussterben des spanischen Zweiges des Hauses Habsburg längst erloschen war. Wäre dieß jedoch auch nicht der Fall gewesen, so hätte durch die von Seite Spaniens zuerst und wiederholt geschehene Anerkennung und Gewährleistung der pragmatischen Sanktion König Philipp V. einem etwaigen Erbrechte auf Oesterreich feierlich entsagt. Wie jedoch Preußen und Baiern vor ihm schon gethan, so achtete auch Spanien nicht der eingegangenen Verpflichtungen, und rüstete mit höchster Kraftanstrengung zum Kriege.

Außerordentliche und schwer auf die Bevölkerung drückende Maßregeln wurden ergriffen, um sich das hiezu nöthige Geld zu verschaffen. Mit Frankreich und Sardinien wurden Verhandlungen angeknüpft, welche, wenn nicht werkthätige Beihülfe, so doch wenigstens die Genehmigung zum Durchzuge spanischer Truppen, um die österreichischen Besitzungen in Italien angreifen zu können, erwirken sollten. Denn der Seeweg war des Krieges halber, in welchem sich Spanien damals mit England befand, für die spanischen Schiffe verschlossen.

Auch bei dem Papste wurde das gleiche Begehren hinsichtlich der von Neapel gegen Toscana zu entsendenden Streitkräfte gestellt. Benedict XIV. wies jedoch dieses Verlangen mit Entschiedenheit zurück. Karl Emanuel III. von Sardinien, auch bei diesem Anlasse wieder die ihm eigenthümliche Schlauheit bewährend und wohl einsehend, daß es unmöglich sein Vortheil sein könne, das Haus Bourbon in Italien allzu mächtig werden und sich von demselben völlig einschließen zu lassen, antwortete ausweichend. Als Vicar des Reiches in Italien liege ihm ob, erklärte er, die Ruhe daselbst aufrecht zu erhalten, und er werde diese Pflicht mit Gewissenhaftigkeit zu erfüllen sich bestreben.

Das Mißtrauen, welches die Nachricht von den Kriegsrüstungen der spanischen Regierung und von ihren wider Maria Theresia gerichteten Umtrieben an den fremden Höfen in Wien erregt hatte, wurde durch die Erklärung bekräftigt, die der spanische Gesandtschaftssecretär Carpentero im Jänner 1741 dem Grafen Sinzendorff zustellte. Im Namen und im Auftrage seines Königs protestirte er wider die geschehene Uebertragung der Würde eines Großmeisters des Vließordens

an Franz von Lothringen, so wie gegen alle anderen Handlungen, welche den Rechten Philipp's als Nachfolger und Erbe König Karl's II. zuwider liefen. Carpentero verließ hierauf Wien, um sich nach Straßburg zu begeben, wo er neue Verhaltungsbefehle erwartete. Es wurde allgemein bemerkt, daß er keine österreichischen Päſſe begehrt hatte, weil in denselben der Königin von Ungarn Titel beigelegt wurden, welche die spanische Regierung ihr nicht zuerkennen wollte[20].

Es war dieß die erste öffentliche Kundgebung der feindseligen Gesinnung Spaniens wider Maria Theresia. Ein hochverrätherischer Anschlag, welchem man nicht nur in Toscana, sondern auch in Wien selbst auf der Spur zu sein glaubte, steigerte die Besorgnisse der Königin. In der Nacht des 12. Februar 1741 wurde Don Pedro Pacheco, aus einer der vornehmsten spanischen Familien, von welcher er den Titel eines Herzog von Uzeda führte, sammt seinem jüngeren Bruder und zwei Florentinern in Wien verhaftet, seine Papiere versiegelt, er selbst zur Untersuchung nach Inzersdorf bei Wien geführt. In Folge der verbrecherischen Verbindung mit der spanischen Regierung, die man ihm nachwies, wurde er zum Tode verurtheilt, von der Königin aber zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt und zur Vollstreckung dieses Urtheils nach Graz gebracht[21].

So wie die Erbansprüche Spaniens auf die österreichischen Länder in den Augen jedes Unparteiischen als ganz unbegründet erscheinen mußten, so war das Gleiche auch hinsichtlich des Protestes gegen die Uebertragung der Würde eines Großmeisters des goldenen Vließes auf Franz von Lothringen der Fall. Denn die Gesetze dieses Ordens schreiben vor, daß, wenn eine Frau zur Herrschaft gelange, ihr Gemahl als Großmeister des Ordens anzusehen sei. Bei dem klaren Wortlaute dieser Anordnung und bei dem Umstande, daß sich ja unter Maria Theresia's Erbländern noch immer der größte Theil jenes Herzogthums Burgund befand, für welches der Orden des goldenen Vließes ursprünglich eingesetzt worden war, konnte ein Einwand gegen jene Maßregel vernünftiger Weise nur dann erhoben werden, wenn man überhaupt das Erbrecht Maria Theresia's bestritt[22].

Daß gerade hierauf die Absicht der spanischen Regierung gerichtet sei, hatte sie durch jene Erklärung ihres Bevollmächtigten und durch

dessen Abreise von Wien unverhüllt kundgegeben. Doch kam es, so wie in Bezug auf die Geltendmachung der Ansprüche des Kurfürsten von Baiern, auch hinsichtlich derjenigen des Königs von Spanien weit weniger darauf an, was diese Fürsten verlangten, als wie sich Frankreich zu ihren Forderungen verhielt. Verweigerte es den Durchzug der spanischen Truppen, so war für die österreichischen Länder in Italien keine Gefahr zu besorgen. Frankreichs Entschlüssen sah man daher in Wien mit der größten Spannung entgegen, und es war eine schmerzliche Enttäuschung für die österreichischen Staatsmänner, welche so zuversichtlich gebaut hatten auf die Friedensliebe des Cardinals Fleury, daß die Nachrichten immer mehr sich häuften, welche bald keinen Zweifel mehr übrig ließen, Frankreich werde keineswegs die Haltung beobachten, welche man in Wien erwartet hatte.

Es wäre zu viel behauptet, wenn man sagen wollte, Cardinal Fleury sei in den letzten Jahren seines Lebens den Anschauungen geradezu untreu geworden, zu welchen er so lange Zeit hindurch sich bekannte. Aber daran ist ebenfalls nicht zu zweifeln, daß er zu schwach war, diese Anschauungen dort zu vertheidigen, wo es darauf ankam, in ganz anderer Richtung sich geltend machenden Einflüssen mit Entschiedenheit entgegen zu treten.

Die völlig verwerflichen Grundsätze, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch die meisten europäischen Mächte zur Richtschnur ihrer Handlungen gemacht hatten, waren nach und nach auch in die Völker gedrungen und hatten sie mit den gleichen Ideen erfüllt. Wo man es täglich mit ansah, wie von Seite derjenigen, in deren Händen das Schicksal der Staaten lag, jedes Recht, jede vertragsmäßige Verpflichtung gewissenlos mit Füßen getreten wurde, wie jede Schlechtigkeit, wie Eidbruch und Verrath als willkommenes Mittel, wie der materielle Vortheil, Geldgewinn und Länderbesitz als der einzige vernünftige Zielpunkt alles politischen Handelns galten, da konnte es nicht fehlen, daß gleichwie es bei der Mehrzahl der Regierenden schon längst geschehen, auch den Regierten die Achtung vor dem fremden Rechte völlig abhanden kam.

Nirgends war dieß in höherem Maße als in Frankreich der Fall denn nirgends war ja von Seite derer, die an der Spitze des Staates standen, mehr gethan worden, um die eigene Verderbtheit auch dem Volke einzuimpfen. Daher kam es, daß gleich nach dem Tode des Kaisers sich zahlreiche Stimmen erhoben, welche darauf hinwiesen, man dürfe eine so günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorüber gehen lassen. Jetzt oder nie sei der Zeitpunkt gekommen, um die Macht des Hauses Oesterreich für immer zu brechen und die von den Bourbonen so lang geträumte, aber gerade in Folge des Widerstandes der Kaiser aus dem Hause Habsburg niemals verwirklichte Universalmonarchie endlich zur Wahrheit zu machen. Daß Frankreich sich erst vor wenig Jahren in feierlichen Verträgen anheischig gemacht hatte, nicht nur nichts gegen die Verwirklichung der pragmatischen Sanktion zu unternehmen, sondern mit seiner Macht dafür einzutreten, daß die österreichischen Länder ungetheilt beisammen verbleiben und Maria Theresia als der einzig rechtmäßigen Erbin zu Theil werden sollten, daran kehrten jene Männer sich nicht, in deren Augen ein Vertrag nur geschlossen zu sein schien, um bei passendem Anlasse wieder gebrochen zu werden.

Wo solche Anschauungen vorherrschten, wo einzig und allein der Erfolg den Maßstab des Urtheils abgab, da konnte es nicht fehlen, daß König Friedrich's Unternehmen auf Schlesien zu gleichem Vorgehen reizte. Nach und nach verstummten diejenigen, welche Anfangs so scharfen Tadel gegen Friedrich's Auftreten hatten laut werden lassen. Man begann sich der Fortschritte seiner Waffen zu freuen; die alte Abneigung wider das Haus Oesterreich, die Begierde nach neuem Ländergewinn erwachte stärker als je, und immer vernehmlicher erhob sich in Frankreich die allgemeine Stimme, von der Regierung ein ähnliches Verfahren wider Maria Theresia fordernd, wie es von König Friedrich eben mit so vielem Glück befolgt wurde. Die Minister Amelot und Maurepas waren es, welche diese Meinung im Rathe des Königs vertraten [23]), mit dem größten Nachdrucke aber wurde sie von dem Grafen von Belleisle verfochten, der auf die Ausführung der hieran geknüpften Plane auch diejenigen baute, die er für seine eigene zukünftige Macht und Größe entwarf.

Karl Ludwig Fouquet, Graf von Belleisle war einer jener Männer, in welchen sich große Talente und große Fehler in eigenthümlicher Weise die Wagschale halten. Wenn er durch die ersteren, sagt ein berühmter französischer Geschichtsschreiber über ihn [24]), würdig erschien, an die Spitze der Geschäfte zu treten, so hätte er wegen der letzteren verdient, nur in untergeordneter Stellung verwendet zu werden. Ein Enkel jenes Intendanten Fouquet, welcher von Ludwig XIV. nach Pignerol verbannt und dort bis zu seinem Ende gefangen gehalten wurde, sah doch Belleisle seine eigene Laufbahn unberührt von dem Mißgeschick, welches seinen Großvater betroffen hatte. Langjährige und vielgerühmte militärische Dienste, sowie ein lebhafter Antheil an den politischen Ereignissen in Frankreich ließen ihn geeignet erscheinen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, in beiden Richtungen eine bedeutsame Rolle zu spielen. Darauf war denn auch Belleisle's unablässiges Streben gerichtet. Damals schon in gereiftem Alter [25]), verbarg er unter einer kalten Außenseite und einer ruhigen Haltung, welche durch nichts aus dem Gleichgewichte zu bringen war, einen so glühenden unersättlichen Ehrgeiz, und war so ganz von dieser Leidenschaft beseelt, daß er dieselbe auch Anderen einzuhauchen vermochte. Fruchtbar in Auskunftsmitteln, die vorhandenen Schwierigkeiten wenig beachtend, ja dieselben geradezu unterschätzend, hatte er nur die Zukunft im Auge, welche ihm für ihn selbst wie für Frankreich im glänzendsten Lichte erschien, sobald man nur seine Ideen zu verwirklichen trachtete. Er legte dieselben in einer Denkschrift nieder, welche dadurch, daß sie für einige Zeit das Programm der Handlungsweise der französischen Regierung wurde, eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Als den ersten und wichtigsten Punkt stellte er hin, daß es durch das Wohl Frankreichs und seines Königshauses unabweislich gefordert werde, die Wahl des Großherzogs von Toscana zum deutschen Kaiser um jeden Preis zu hintertreiben. Geschehe dies nicht, so würde der neue Kaiser gar bald versuchen, sein Erbland Lothringen wieder zu erobern, das Haus Bourbon aus Neapel zu vertreiben und das alte Bündniß der europäischen Mächte gegen Frankreich zu erneuern. Und es sei ja bekannt, daß das Haus Lothringen sich damit brüste, Erbansprüche auf die Bretagne und die

Provence, ja selbst auf den französischen Königsthron zu besitzen. Darum genüge auch nicht die jetzige Ausschließung des Großherzogs Franz von der Kaiserwahl; es müsse ihm und seinen Nachkommen für alle Zukunft unmöglich gemacht werden, zur Kaiserkrone zu gelangen. Solches könne jedoch nur dadurch geschehen, daß die Macht des Hauses Oesterreich für alle Zukunft gebrochen werde, und darum sei die Theilung seiner gegenwärtigen Besitzungen ganz unerläßlich. Frankreich solle die Niederlande und Luxemburg, der Kurfürst von Baiern das Königreich Böhmen und mit ihm die Kaiserkrone, der König von Preußen ganz Schlesien, Sardinien und Spanien aber die Lombardie, Parma und Toscana erhalten. Maria Theresia dürfe nur das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns mit den ungarischen Ländern, und auch dieses Besitzthum nur durch die Gnade Frankreichs belassen werden. Rußland könne durch eine neue Veränderung seiner Regierung und durch einen Krieg mit Schweden, England durch Handelsvortheile und der König von Polen durch Gebietserwerbungen abgehalten werden, der Königin von Ungarn Beistand zu leisten. Maria Theresia allein aber sei ganz unvermögend, dem gleichmäßigen Willen so vieler Mächte zu widerstehen, und man werde zur Vollziehung desselben kaum des Schwertes bedürfen. Sei aber einmal das große Ziel erreicht und Oesterreich getheilt, dann erscheine Frankreichs Größe für alle Zukunft gesichert. Das Haus Bourbon werde, so lange es bestehe, der Schiedsrichter, der Beherrscher Europa's sein. Die Vorsehung selbst habe diese Lage der Dinge hervorgerufen, um das Schicksal der Welt in Frankreichs Hände zu legen.

So lautete im Wesentlichen die Denkschrift des Grafen Belleisle. Mit solcher Beredtsamkeit verstand er die darin enthaltenen Plane auch Anderen anlockend darzustellen und sie mit seiner eigenen Ueberzeugung zu durchdringen, so leicht wußte er die Rechtsfrage zu umgehen und jedes derselben entnommene Bedenken als thörichte Schwäche zu kennzeichnen, so kräftig wurden die Schilderungen einer glänzenden Zukunft durch das in jedem Franzosen so mächtige Gefühl für den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes unterstützt, daß es ihm leicht gelang, die schwache, halb widerwillige Einrede des Cardinals bald ganz verstummen zu machen. Denn auch Fleury hegte natür-

licher Weise den Wunsch nach Erhöhung der Macht Frankreichs und des Bourbonischen Königshauses, während auch bei ihm die rechtlichen Bedenken nicht allzuschwer in die Wagschale fielen.

So ist denn die Haltung, welche der Cardinal die ganze Zeit hindurch dem Repräsentanten Maria Theresia's gegenüber beobachtete, von eigenthümlichem Interesse. Anfangs sind von ihm nur Ausdrücke wärmster Freundschaft, vollster Anerkennung der Verpflichtungen Frankreichs gegen die Königin von Ungarn, und Versicherungen des festen Vorsatzes zu vernehmen, diesen Verpflichtungen treulich nachzukommen. Aber bald läßt er Andeutungen darüber fallen, daß sich eine andere Anschauung im Rathe des Königs geltend zu machen suche, und er klagt über das Peinliche seiner Stellung und über die Anfeindungen, welche er von seinen Gegnern zu erleiden habe. „Wenn Sie wüßten," so seufzt er wohl, „wie sehr ich bedrängt werde und wie unangenehm „meine Lage ist, so würden Sie mich beklagen. Ich befinde mich, wie „es in der heiligen Schrift heißt, inmitten einer schlechten und ver„derbten Nation [26])." Nebenbei werden jedoch noch immer die alten Zusagen unverbrüchlicher Bundestreue, und zwar mit solchem Nachdrucke und unter so täuschendem Scheine der Aufrichtigkeit erneuert, daß selbst ein so scharf blickender Staatsmann wie Wasner immer wieder darauf hofft, Frankreich werde, wenn es auch Maria Theresia keinen Beistand zu leisten gesonnen sei, einen solchen doch auch ihren Feinden nicht angedeihen lassen.

Nach und nach mehren sich jedoch die Anzeichen einer Sinnesänderung des Cardinals. Schon das nach seinen Andeutungen verfaßte Schreiben, mit welchem König Ludwig XV. die Ankündigung der Thronbesteigung Maria Theresia's endlich beantwortete [27]), befremdete dadurch, daß darin trotz allgemein lautender Freundschaftsversicherungen von Frankreichs Verbindlichkeit zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion mit keinem Worte die Rede war. Noch auffallender erschien Fleury's fortwährende Zögerung, eine Erwiderung auf die Denkschrift zu ertheilen, welche Wasner im Auftrage Maria Theresia's bei der französischen Regierung eingereicht hatte. Der Hauptinhalt derselben bestand in dem Begehren, Baiern, Spanien und Neapel von jeder Unternehmung wider die österreichischen Länder

zurückzuhalten [28]). Verdächtiger noch als dieses Zögern war die Antwort selbst, als sie nach einer Frist von nahezu zwei Monaten endlich erfolgte. Von keinem anderen Lande als von Toscana war darin die Rede, hinsichtlich dessen die Bemerkung ausgesprochen wurde, daß man von einer Vorbereitung Spaniens oder Neapels zu einer feindlichen Unternehmung gegen jenes Großherzogthum nicht die mindeste Kenntniß habe. Etwaige Vorsichtsmaßregeln der Königin von Ungarn, Toscana vor einem Einfalle zu schützen, müsse man daher als einen Schritt ansehen, welcher von dem Könige von Neapel nicht mit Unrecht wie eine Herausforderung angenommen werden könne. Die französische Regierung erkenne übrigens die Verbindlichkeit vollkommen an, welche sie auf sich genommen habe, Toscana dem Großherzoge Franz zu erhalten; nur begreife sie nicht, weßhalb sie jetzt an dieselbe erinnert zu werden brauchte [29]).

Weniger ungünstig lautete die Antwort, welche der Cardinal der Königin selbst und ihrem Gemahl auf die Schreiben [30]) ertheilte, in denen sie ihn um seine Mitwirkung zur Erlangung der Kaiserkrone für Franz von Lothringen angegangen hatten. Nur schwer und erst auf Wasner's ausdrückliche Versicherung, ihr Stillschweigen in dieser wichtigen Angelegenheit habe den französischen Hof unangenehm berührt, und ein solcher Schritt sei unerläßlich, um den nach dem gleichen Ziele gerichteten Bestrebungen Baierns und Sachsens doch einiger Maßen entgegen zu wirken, hatte Maria Theresia sich entschlossen, in dieser Sache sich an Fleury zu wenden. Die Antwort desselben war erfüllt mit Ausdrücken der Verehrung und Ergebenheit. Insbesondere bezeigte er sein Entzücken über die Zeilen, welche Maria Theresia dem Schreiben an ihn mit eigener Hand beigefügt hatte. Es sei höchst wahrscheinlich, ließ er sich vernehmen, daß die Mehrheit der Stimmen sich für den Großherzog entscheiden werde, und dessen Partei zeige sich als so mächtig, daß er der Unterstützung der französischen Regierung keineswegs bedürfe. Dieselbe sei übrigens fest entschlossen, sich alles ihr ohnedieß nicht zustehenden Einflusses auf die Kaiserwahl völlig zu enthalten [31]).

So verbindlich die Ausdrücke auch lauten mochten, in welchen diese eigenhändigen Schreiben Fleury's abgefaßt waren, so konnte doch

der Umstand, daß der Cardinal jede positive Zusage sorgfältig vermied, über seine eigentlichen Absichten kaum einen Zweifel mehr übrig lassen. Immer unverhüllter traten dieselben hervor, und dem Cardinal fiel nun die peinliche Aufgabe zu, die Meinungsänderung Frankreichs dem Manne gegenüber zu vertheidigen, gegen welchen er sich so oft im entgegengesetzten Sinne geäußert hatte. Er wußte dies in keiner besseren Weise zu thun, als indem er die Behauptung aufstellte, Frankreich könne aus dem Grunde zur Gewährleistung der pragmatischen Sanktion nicht rechtlich verpflichtet gelten, weil der zu diesem Ende mit dem Kaiser Karl VI. abgeschlossene Vertrag von dem deutschen Reiche nicht ratificirt worden sei. Außerdem liege jedem solchen Vertrage stillschweigend die sich von selbst verstehende Clausel zu Grunde, daß durch dessen Bestimmungen die Rechte Dritter nicht verletzt werden dürften. Zeige sich nachträglich, daß dieß der Fall sei, so könne natürlicher Weise auch der Vertrag nicht als gültig angesehen werden. Darum halte sich Frankreich an die Gewährleistung Toscana's, nicht aber an diejenige der österreichischen Erbländer gebunden.

„Ich gestehe aller Gelassenheit nöthig gehabt zu haben, um nach „einer so unwürdigen Antwort mich in den Schranken der Mäßigung „zu halten," so schrieb Wasner nach seiner Rückkehr von der Unterredung mit dem Cardinal Fleury an Maria Theresia [32]). Er habe sich umsonst bemüht, fuhr er fort, den Cardinal dazu zu vermögen, daß er es anerkenne, Frankreichs Verpflichtung zur Garantie der Erbfolge Maria Theresia's in den österreichischen Ländern sei nicht weniger bindend als diejenige, welche es hinsichtlich Toscana's übernommen habe. In seinem Innern mochte Fleury hievon ebenso überzeugt sein als Wasner selbst; aber er bestritt es mit nicht geringerer Hartnäckigkeit als Wasner's fernere Behauptung, die Verzichtleistung der spanischen und der neapolitanischen Krone auf Parma und Piacenza sei gerade so gültig wie die auf Toscana. Wasner zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß Frankreich die Bewilligung zum Durchzuge der spanischen Truppen nach Italien bereits ertheilt habe, und daß es, wenn es im günstigsten Falle nicht selbst in den Kampf eintrete wider Maria Theresia, doch gewiß nichts versäumen

werde, um deren Verlegenheiten nach Kräften zu vermehren. Insbesondere werde man, so viel sei gewiß, Alles aufbieten, um die Kaiserkrone nicht dem Großherzoge von Toscana zu Theil werden zu lassen, sondern sie dem Kurfürsten von Baiern zuzuwenden[33]).

In diesem Sinne zu handeln hatte der französische Hof den Grafen Belleisle, also Oesterreich's eigentlichsten Gegner, nachdem er dessen freilich noch in den Schleier des tiefsten Geheimnisses gehüllte Vorschläge genehmigt, als Botschafter zur Kaiserwahl nach Frankfurt gesendet, und ihm, um seiner Stellung noch höheren Glanz und seinem Wirken noch größeren Erfolg zu gewähren, den Marschallstab verliehen. Belleisle's Auftreten in Deutschland befand sich im entschiedensten Gegensatze zu den Versicherungen, welche der Cardinal so eben erst der Königin von Ungarn gegenüber ausgesprochen hatte. Der zauberischen Wirkung sich wohl bewußt, welche in jener Zeit fast allgemeiner Bestechlichkeit durch Geldgeschenke sich hervorbringen ließ, zog Belleisle in Deutschland umher, überall unerhörten Aufwand entwickelnd und mit vollen Händen Summen vertheilend, durch welche er alle etwaigen Bedenken gegen seine Anträge zu beseitigen verstand. Seine Haltung konnte nicht verfehlen, auf den Wiener Hof den niederschlagendsten Eindruck hervorzubringen. Derselbe wurde durch ein zweites Schreiben noch verstärkt, welches der Cardinal Fleury an Maria Theresia richtete[34]) und in dem er auch ihr gegenüber die Behauptung aussprach und vertheidigte, Frankreich sei an den Vertrag wegen Gewährleistung der pragmatischen Sanktion nicht gebunden, weil die Ratification von Seite des deutschen Reiches fehle und die Rechte Dritter verletzt würden. Nur hinsichtlich Toscana's fühle es sich verpflichtet, dem Großherzoge dessen Besitz zu garantiren, und es werde dieser Zusage mit Pünktlichkeit nachkommen.

Wohl mag Maria Theresia, als sie dieses Schreiben durchlas, von einem ähnlichen Gefühle der Entrüstung ergriffen worden sein, wie es sich ihres Repräsentanten bemächtigt hatte, als er die gleichen Worte aus dem Munde des Cardinals vernahm. Doch war sie klug genug, nicht das leiseste Anzeichen hievon in der Antwort hervortreten zu lassen, welche sie an Fleury erließ. Auch an den König von Frankreich schrieb sie neuerdings, und in beiden Briefen wurde wiederholt

die Hülfeleistung der französischen Regierung wider Preußen in Anspruch genommen. Nochmals wies sie die Unstatthaftigkeit der Ansprüche König Friedrich's auf Schlesien nach, und hob die Beeinträchtigung hervor, welche der Sache des Katholizismus durch die Ausbreitung der preußischen Herrschaft über Schlesien widerfahren müßte. Die Mißhandlungen, die nach der Eroberung von Glogau die dortigen Jesuiten erfahren hatten, wurden hiefür als Beweis citirt, und der eigenhändige Zusatz, welchen die Königin dem Schreiben an den Cardinal auch jetzt wieder beifügte, enthielt den Ausdruck der zuversichtlichen Hoffnung, daß kein Mißverständniß mehr die beiden Regierungen entzweien werde. „Da Sie mich versichern," so schloß Maria Theresia ihr Schreiben, „daß der König den Frieden nicht „brechen wird, wenn er nicht dazu gezwungen werden sollte, so kann „ich nicht zweifeln, daß derselbe, wie ich es so sehnlich wünsche, ein „ewiger sein werde. Denn meine Gesinnungen so wie diejenigen meines „Gemahls sind gleichmäßig hierauf gerichtet. Sobald Sie sie besser „kennen und uns mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, wird „Alles gut gehen; darin wird das sicherste Mittel liegen, die Ruhe „und das Glück der Völker, und hiemit das einzige Ziel zu erreichen, „welches mir vorschwebt [35])."

Wohl darf es als gewiß angesehen werden, daß Maria Theresia längst nicht mehr daran dachte, Frankreichs gewaffnete Hülfe gegen Preußen zu erlangen. Wenn sie auch hierauf ihr Begehren richtete, so beabsichtigte sie doch im Grunde nicht mehr, als die französische Regierung davon zurückzuhalten, mit ihren Gegnern gemeinsame Sache zu machen. Aber auch auf Erfüllung dieses Wunsches schien keine Aussicht mehr vorhanden zu sein, denn die Nachricht von Friedrich's Siege bei Mollwitz hatte die letzten Bedenken verstummen gemacht, welche noch hie und da gegen den Anschluß Frankreichs an die Feinde der Königin von Ungarn laut geworden waren. Die auffällige Lebhaftigkeit, mit der die Hofleute zu Versailles den preußischen Bevollmächtigten wegen des von seinem Könige errungenen Erfolges beglückwünschten, konnte nicht minder als das Eintreffen Belleisle's im preußischen Feldlager als ein untrügliches Zeichen der Richtung gelten, welche die französische Regierung von nun an beobachten werde. Jeder Zweifel

über das Bestehen geheimer Verhandlungen zwischen Frankreich und Preußen mußte nun vollends verstummen, und man mußte darauf gefaßt sein, daß sie nicht viel später zu einem gemeinsamen Einverständnisse führen würden, als dieß hinsichtlich der Verhandlungen zwischen Frankreich, Spanien und Baiern der Fall war.

Schon gegen Ende des Monates Mai 1741 kamen zwischen diesen drei Mächten die Nymphenburger Tractate zu Stande, durch welche Frankreich und Spanien sich zu nachdrücklichster Unterstützung der Bewerbung Baierns um die Kaiserkrone und seiner Ansprüche auf die österreichischen Erbländer anheischig machten. Frankreich erklärte, wenigstens sechzigtausend Mann an den Rhein schicken und dem Kurfürsten höchst bedeutende Summen zur Bestreitung der Kriegskosten verabreichen zu wollen. Um sich hiefür bezahlt zu machen, sollte es alle deutschen Städte und Provinzen, welche sein Heer besetzen würde, für sich behalten, und der Kurfürst dieselben als Kaiser niemals zurückfordern dürfen. Auch die Eroberungen, welche es in den deutschen Niederlanden zu machen im Stande wäre, hätten ihm für immer zu verbleiben. Das Gleiche wurde der spanischen Regierung in Bezug auf Italien zugestanden, wogegen sie sich ebenfalls zur Bezahlung reichlicher Subsidien an den Kurfürsten von Baiern verpflichtete.

Es versteht sich von selbst, daß die Mächte, welche die Nymphenburger Verträge abschlossen, nicht nur deren Inhalt, sondern sogar ihre Existenz sorgfältig zu verheimlichen suchten. Denn sie mußten von deren Bekanntwerden sowohl eine vorzeitige Enthüllung ihrer Pläne, als den übelsten Eindruck in ganz Deutschland besorgen. War dasselbe ja doch noch nie in so schmachvoller Weise den Händen Frankreichs überliefert worden, als dieß jetzt von Seite eines Fürsten geschah, der sich um die deutsche Kaiserkrone bewarb. Darum wurden die Nymphenburger Verträge auch mit so großer Aengstlichkeit verheimlicht, daß ihr völliger Wortlaut selbst bis auf den heutigen Tag noch nicht bekannt geworden ist. Dennoch vermochte Wasner trotz der peinlichsten Vorsichtsmaßregeln, welche von der Gegenseite getroffen wurden, schon wenige Wochen nach dem Abschlusse der Verträge über deren Zustandekommen dem Wiener Hofe einen Wink zu ertheilen, welcher ihm selbst eigenthümlicher Weise aus der Umgebung

des sardinischen Botschafters Commendatore Solar, eines sonst Oesterreich wenig geneigten Mannes zugekommen war [36]).

Die immer auffälliger werdenden Kriegsrüstungen Frankreichs, esine Bemühungen, sich Geld zu verschaffen, nährten und steigerten den Verdacht. Freilich suchte ihn Fleury, eben nicht allzu geschickt, durch die Behauptung abzulenken, in so gefährlichen Zeiten und wo Alles sich bewaffne, müsse Frankreich auf seinen eigenen Schutz bedacht sein und nur zu diesem Zwecke allein habe es eine Vermehrung seiner Streitkräfte veranlaßt. Er sei jedoch bereit es zu „beschwören", fügte er hinzu, daß eine solche Maßregel nicht in der Absicht ergriffen worden sei, einen Krieg herbeizuführen [37]). Und als er endlich einsah, daß auch diese Betheuerungen nichts mehr fruchteten, als der Lärm der Waffen das ganze Königreich erfüllte und man sich ohne alle Scheu die einzelnen Vorkehrungen, die Bestimmungsorte der verschiedenen Truppenkörper und Generale öffentlich erzählte, als Maria Theresia's Bevollmächtigter ihn unumwunden und in's Angesicht der Verstellung und des Wortbruches beschuldigte und ihm vorwarf, durch den beabsichtigten Friedensbruch am Abende eines langen ehrenhaften Lebens seinen guten Namen geschändet zu haben, da suchte Fleury seine eigene Haltung und diejenige der französischen Regierung mit der Behauptung zu rechtfertigen, dieselbe sei den tractatmäßigen Verpflichtungen Frankreichs gegen das Haus Oesterreich völlig entsprechend. Denn es falle der französischen Regierung nicht im entferntesten bei, auch nur eine Handbreit Erde für sich gewinnen zu wollen. Sie mache keinen Anspruch auf die österreichischen Erbländer geltend und denke daher auch nicht an einen Angriff auf die Staaten der Königin von Ungarn. Wohl aber habe sie sich nicht entschlagen können, der dringenden Bitte eines so alten Freundes und Verbündeten wie der Kurfürst von Baiern, welcher in der gegenwärtigen bewegten Zeit seine Länder in Gefahr glaube, zu willfahren und demselben einige Hülfsvölker zuzusagen [38]).

Es vermochte nichts an der Sache zu ändern, wenn Wasner dem Cardinal hohnlachend erwiderte, er müsse die ganze Welt für thöricht und blind ansehen, wenn er glaube, durch eine so alberne Ausflucht sein eidbrüchiges Verfahren beschönigen zu können. Aber es blieb doch

wenigstens die Genugthuung, dem Lenker der französischen Politik zu zeigen, daß man sich durch seine heuchlerischen Versicherungen nicht mehr täuschen lasse, wenn man gleich nicht in Abrede stellen konnte, durch dieselben ohnedieß schon allzulange hingehalten worden zu sein. Endlich, wenn auch spät genug, war man sich über die wahren Absichten der französischen Regierung völlig klar, und Wasner berichtete nach Wien, es sei Frankreichs fester Entschluß, zwei Armeen nach Deutschland zu senden. Die eine sei an den Niederrhein bestimmt, und solle sich einstweilen abwartend verhalten. Die zweite, größere Armee werde sich mit den Streitkräften des Kurfürsten von Baiern vereinigen und geraden Weges nach Böhmen vordringen. Dort wolle der Kurfürst sich zum Könige krönen, dann aber in Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählen lassen [39]).

Ehe noch dieser Bericht ihres Bevollmächtigten in Maria Theresia's Hände gelangt sein konnte, hatte schon der Kurfürst von Baiern die erste Gewaltthat vollbracht, und mit ihr den ersten Schritt gewagt auf dem Pfade, auf welchem er das geträumte Glück zu erringen hoffte. Daß er sich dessen unterfing, dazu wurde er nur durch die bestimmten Versprechungen der französischen Regierung ermuthigt, und diese wäre wohl kaum so weit gegangen, als es jetzt wirklich geschah, wenn sie nicht Maria Theresia in Folge des Mollwitzer Tages als wehrlos angesehen und in ihren Ländern eine leichte Beute der von allen Seiten wider sie herandrängenden Feinde erblickt hätte.

Achtes Capitel.

Auffallender noch als bei Frankreich waren die Wirkungen, welche die Mollwitzer Schlacht in den Beziehungen Maria Theresia's zu den Königen August III. von Polen und Georg II. von England hervorbrachte.

Schon früher ist die schwankende Haltung hervorgehoben worden, welche August von Sachsen nach dem Tode des Kaisers Karl VI. gegen dessen Tochter und Erbin beobachtet hatte. Anfangs überströmend von Versicherungen unverbrüchlicher Freundschaft und Bundestreue, war er doch bald darauf den Versuchungen persönlichen Ehrgeizes nicht unzugänglich geblieben und hatte sich plötzlich dazu entschlossen, dort wo es am wenigsten hätte der Fall sein sollen, in Paris sich um die deutsche Kaiserkrone zu bewerben. Eine gewisse Gereiztheit gegen die Königin von Ungarn gab sich auch in der Heftigkeit des Widerspruches kund, welchen er, wie bereits erwähnt worden, gegen die Erhebung des Großherzogs von Toscana zum Mitregenten und die Uebertragung der böhmischen Kurstimme an denselben laut werden ließ. In persönlicher Unterredung suchte er, einen Abdruck der goldenen Bulle in der Hand, dem österreichischen Botschafter Grafen Wratislaw die Ungesetzmäßigkeit jenes Schrittes und die Verletzung darzuthun, welche hiedurch nach seiner Behauptung dem kurfürstlich sächsischen Hause widerfuhr [1]).

Die Nachricht von diesen Erklärungen des Königs August traf in Wien ungefähr gleichzeitig mit der Kunde starker Kriegsrüstungen in Sachsen und mit der ziemlich schroffen Antwort ein, welche dort

dem Begehren Maria Theresia's um Gewährung des tractatmäßigen Beistandes wider den König von Preußen zu Theil wurde. Der König sei, so hieß es darin, sich der im Vertrage vom Jahre 1733 eingegangenen Verpflichtungen wohl bewußt. Er erinnere sich aber auch der im vierten Artikel jenes Tractates enthaltenen Clausel, daß die Verbindlichkeit zur Stellung von Hülfstruppen nicht eintrete, wenn der betreffende Staat seiner Streitkräfte zur Beschirmung der eigenen Grenze bedürfe. Es könne kein Zweifel obwalten, daß dieser letztere Fall jetzt für die sächsische Regierung vorhanden sei, welche noch überdieß dringend verlangen müsse, von den Schritten in Kenntniß gesetzt zu werden, die von Seite der Königin von Ungarn stattgefunden hätten, um jedem Zusammenstoße mit dem Könige von Preußen auszuweichen und sich dessen Freundschaft, insofern es ohne Schmälerung der österreichischen Erblande und ohne Verletzung der Rechte eines Dritten geschehen könne, zu erwerben und zu erhalten [2]).

Bei dem Friedensbruche, welchen König Friedrich so eben verübt hatte, mußten jene Nachrichten aus Sachsen das Mißtrauen des Wiener Hofes und die Besorgniß eines schon vorhandenen Einverständnisses zwischen Sachsen und Preußen erregen [3]). Unter diesen Umständen, und da man sich von dem Grafen Wratislaw, welchem eine wohl zunächst durch sein Alter und seine körperliche Gebrechlichkeit [4]) verursachte Fahrlässigkeit im Dienste schon wiederholt zum Vorwurfe gemacht worden war, keine allzu ersprießlichen Leistungen versprach, beschleunigte Maria Theresia die Absendung des Grafen Joseph von Khevenhüller nach Dresden.

Khevenhüller war bisher noch nicht in der Lage gewesen, hervorragende Dienste zu leisten, und daher vermochte man sich über seine Befähigung hiezu noch kein sicheres Urtheil zu bilden. Aber von seiner Anhänglichkeit an ihre Person und an diejenige ihres Gemahls, so wie von seinem Eifer, ihnen in der schwierigen Lage, in welcher sie sich befanden, von wirklichem Nutzen zu sein, davon war Maria Theresia fest überzeugt, und es schien in der That ein günstiger Stern über der Sendung des Grafen Khevenhüller zu walten. Er fand den König August von Polen und die leitenden Staatsmänner am Dresdner Hofe weit besser für die Sache des Hauses Oesterreich gestimmt, als

man in Wien es sich vorgestellt hatte. Die beruhigendsten Zusicherungen hierüber wurden ihm von allen Seiten ertheilt, und er glaubte die begründete Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß, wenn erst die Königin von Polen aus Warschau in Dresden eingetroffen sei, man auf die Bundestreue ihres Gemahls mit Sicherheit werde bauen können. Denn diese Fürstin, welche auf den wenig begabten König einen höchst bedeutenden Einfluß übte, hatte sich bei der ganzen Verwicklung als echte Oesterreicherin bewährt. Nicht ihr eigenes Erbrecht, sondern, daß Oesterreich unzertheilt beisammen verbleibe, das lag ihr am Herzen, und mit wahrer und gerechter Erbitterung sprach sie sich über jenen König aus, von welchem das Haus Oesterreich den ersten Angriff erfuhr. Sie bezeichnete es in einem Schreiben an ihre Mutter, die Kaiserin Amalie, als einen für sie erfreulichen Umstand, daß während ihrer Durchreise durch Schlesien ihr Auge nur durch den Anblick eines einzigen preußischen Soldaten verletzt worden sei, was sie jedoch nur durch Opfer an Zeit und durch Umwege zu erreichen vermocht habe[5]). Nach ihrer Ankunft in Dresden ließ sie es sich angelegen sein, dahin zu wirken, daß die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Sachsen baldigst zu dem erwünschten Ziele gelangten.

Gleich nach dem Eintreffen Khevenhüller's in Dresden waren dieselben angeknüpft worden. Neben den österreichischen Bevollmächtigten Khevenhüller und Wratislaw wohnten ihnen von Seite Sachsens der bekannte Günstling und erste Minister des Königs, Graf Brühl, und der Jesuit Pater Guarini, des Königs Beichtvater und Vertrauter bei. In dem Hause des russischen Gesandten von Keyserlingk wurden sie gepflogen, denn darauf, Rußland ebenfalls zu activem Vorgehen gegen Preußen zu vermögen, war es von Seite Oesterreichs und Sachsens gleichmäßig abgesehen. Durch die Kundgebungen, welche um jene Zeit von St. Petersburg aus nach Wien und Dresden gelangten, wurde den beiden Regierungen allerdings einige Aussicht auf Rußlands werkthätige Bundeshülfe eröffnet. Dennoch durfte man bei dem damals noch mächtigen Einflusse des Grafen Münnich, welcher vom Könige Friedrich gewonnen worden, auf Rußland nicht mit Bestimmtheit zählen. Die sächsische Regierung, in König August's und in Brühl's schwachen Händen, war gleichfalls von nichts weiter entfernt als von Festigkeit

und Energie. Und auch die vierte Macht, welche an den Verhandlungen Antheil nahm, England war damals wenig dazu angethan, denselben regeres Leben einzuflößen und sie zu schleunigem und befriedigendem Abschlusse zu bringen.

So wie König August von Polen und Sachsen, so beobachtete auch König Georg II. von England und Hannover eine höchst schwankende Haltung gegen Maria Theresia. Auch er hatte sich beeilt, die junge Fürstin als die einzige berechtigte Nachfolgerin im Besitze der österreichischen Staaten anzuerkennen. In der Rede, mit welcher der König am 29. November 1740 das Parlament eröffnete, erklärte er seinen festen Vorsatz, die Verpflichtungen gewissenhaft zu erfüllen, welche er auf sich genommen habe, um die Ruhe Europa's ungestört zu erhalten. Die Antworten der beiden Häuser, die ihn ihrer vollen Zustimmung zu dieser Absicht und ihrer Unterstützung bei Verwirklichung derselben versicherten, gestatteten keinen Zweifel über die Stimmung der englischen Nation. Klar erkannte sie, daß ihr eigenes Interesse es fordere, dem Zerfalle Oesterreichs, ja jeder Schmälerung der Macht dieses Staates vorzubeugen, welcher allein im Stande war, der Präponderanz Frankreichs ein Gegengewicht zu bilden.

So kräftig wirkten die Kundgebungen des Parlamentes, daß Georg II., welcher bei dem Eintreffen der ersten Nachrichten von König Friedrich's Auftreten gegen den Wiener Hof seine Ueberzeugung ausgesprochen hatte, Maria Theresia habe nichts Ernstliches von Preußen zu besorgen, plötzlich seine Anschauungsweise änderte, und nun Niemand mit größerem Eifer als er zur Standhaftigkeit wider Preußen ermahnte und jede Nachgiebigkeit gegen dasselbe widerrieth[6]). Wiederholt erklärte er dem Gesandten Maria Theresia's am Hofe von St. James, Grafen Ostein, daß er mit all seiner eigenen Macht so wie mit den in Englands Solde befindlichen hessischen und dänischen Truppen wider Preußen in's Feld rücken werde[7]). Er verlangte von Maria Theresia, den Grafen Ostein mit einer eigenen Vollmacht zum Abschluß eines engen Bündnisses zwischen Oesterreich und England zu versehen, und deutete an, wie wünschenswerth es sei, daß ein österreichischer General sich nach London begebe, um dort über einen gemeinsam auszuführenden Feldzugsplan eine Vereinbarung zu Stande

zu bringen. In jeglicher Weise gab er es kund, daß es ihm Ernst sei mit dem Vorsatze, die Königin von Ungarn in dem Kampfe gegen ihre Feinde nachdrücklichst zu unterstützen.

Höchst befremdend war es für Maria Theresia, welche ohne alle Säumniß ihren Gesandten zu London mit der verlangten Vollmacht und einem Entwurfe des beabsichtigten Bündnisses ausgerüstet hatte, zu erfahren, daß während die Erklärungen des Königs von England so zufriedenstellend lauteten, sein Bevollmächtigter in Wien sich in ganz anderem Sinne vernehmen ließ. Noch bekleidete Sir Thomas Robinson, der spätere Lord Grantham den Posten eines Repräsentanten Englands in Wien. Er war derselbe, welcher schon unter der Regierung Karl's VI. dadurch, daß er, freilich im Auftrage seines Hofes, mit Ungestüm in den Kaiser drang, dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen wenige Stunden vor der Vermählung des Kronprinzen Friedrich noch Vorschläge zur Abänderung dieses Heirathsprojektes zu machen, den Grund legte zu der später so verhängnißvollen Mißstimmung des Königs gegen den Wiener Hof. Er war derselbe, welcher wenige Jahre darauf mit rastlosem Eifer an dem Zustandekommen jenes für den Kaiser so verderblichen Bündnisses mit Sachsen gearbeitet, welcher sich oft dafür verbürgt hatte, daß im Falle eines hierüber ausbrechenden Krieges mit Frankreich England für Oesterreich die Waffen ergreifen werde. Seine Versprechungen waren damals eben so wenig in Erfüllung gegangen, als sich in jüngster Zeit seine bis zum letzten Augenblicke in zuversichtlichstem Tone wiederholte Behauptung bewährt hatte, König Friedrich sei von nichts weiter entfernt als von einem Einfalle in Schlesien, und jede Vorkehrung dagegen werde nur unnützen Aufwand verursachen und dazu dienen, sich den König von Preußen, dessen Beistandes man dringend bedürfe, zum Feinde zu machen.

Daß dieser Mann nun, dessen Dazwischenkunft überall stattgefunden hatte, wo Oesterreich von schwerem Unglücke betroffen worden war, daß er jetzt zur Nachgiebigkeit gegen Preußen rieth und sich in einem Sinne aussprach, welcher nicht nur den Ueberzeugungen Maria Theresia's, der Anschauungsweise ihres Ministeriums, sondern auch den bisherigen Erklärungen seines eigenen Herrn und Königs geradezu

widerstritt, solches mußte den Wiener Hof ebenso sehr befremden als verletzen [8]). Bald aber zeigte es sich, daß Robinson, wenn gleich nicht im Auftrage des Königs, doch in dem des englischen Ministeriums handelte, und seine Haltung eben nichts anderes als ein neues Kennzeichen jenes Zwiespaltes war, welcher damals zwischen der Politik des britischen Cabinetes und der persönlichen Anschauungsweise des Königs nicht selten zu Tage trat. Während der Letztere sich fast ausschließlich durch seine vorwiegenden Sympathien für sein Stammland Hannover bestimmen ließ, faßte die Erstere mit Recht nur dasjenige in's Auge, was ihrer Meinung nach durch das Interesse Englands gefordert wurde. In einen blutigen Seekrieg mit Spanien verwickelt und jeden Augenblick gewärtig, Frankreich an demselben zu Gunsten Spaniens Antheil nehmen zu sehen, war es der britischen Regierung vornehmlich darum zu thun, auch jetzt wieder, wie es so oft schon geschehen, sich Oesterreichs Macht in einem Kampfe wider Frankreich zu bedienen. Darum lag ihr viel daran, jedem sonstigen Streite, durch welchen Oesterreich verhindert wurde, erforderlichen Falles seine ganze Kraft wider Frankreich zu entfalten, ein rasches Ende zu machen. Auf die Wiederbelebung der großen Allianz, welche zu Eugen's und Marlborough's Zeiten so Herrliches wider Frankreich und Spanien vollbracht habe, darauf müsse, so erklärte der damalige britische Premierminister Robert Walpole dem österreichischen Gesandten Grafen Ostein [9]), die englische Politik gerichtet sein. Darum wirkte England durch seinen Bevollmächtigten dahin, daß Maria Theresia durch Aufopferung einiger schlesischer Fürstenthümer den Frieden mit Preußen wiederherstelle, ihre Streitkräfte wider Frankreich verfügbar erhalte und durch Zugestehung der von Preußen begehrten Gebietsabtretungen auch dessen Beitritt zu dem Bündnisse gegen Frankreich erwirke.

Anders als seine englischen Rathgeber dachte wenigstens im Anfange der Verwicklung König Georg selbst. Er begriff vollkommen, daß es im Interesse der Unabhängigkeit seiner hannoverschen Erblande lag, das benachbarte Preußen nicht noch übermächtiger werden zu lassen, als es ohnedieß schon war. Persönliche Eifersucht gegen seinen königlichen Vetter von Preußen mochte auch nicht wenig dazu beitragen, Georg II. in dieser Anschauungsweise zu bestärken, und durch

sie erklärt sich am leichtesten der Eifer, mit welchem er bestrebt war, zunächst eine Aussöhnung zwischen den Höfen von Wien und Berlin zu hintertreiben und sodann eine möglichst ansehnliche Truppenmacht wider König Friedrich auf die Beine zu bringen. Durch Preußens Erniedrigung sollte nicht nur jede künftige Gefahr von Hannover abgewendet, sondern diesem Lande noch außerdem durch die auf Unkosten König Friedrich's zu machenden Eroberungen eine höchst willkommene Vergrößerung zu Theil werden[10].

Wie es jedoch bei Menschen von schwachem Charakter immer der Fall ist, so ereignete es sich auch hier, daß die entschlossene Haltung, welche Friedrich II., von den Absichten seines hannoverschen Nachbars wohl unterrichtet, gegen ihn annahm, denselben bald auf andere Gedanken brachte. Die Aufstellung eines preußischen Armeecorps unter dem alten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau bei Magdeburg erregte in Georg II. die lebhaftesten Besorgnisse für seine hannoverschen Lande. Er kehrte mehr und mehr von der Absicht zurück, selbstthätig einzutreten in den Krieg gegen Preußen, und er gab, obwohl er an den zu Dresden zwischen Oesterreich, Sachsen und Rußland stattfindenden Verhandlungen zur Herbeiführung eines gemeinsamen Auftretens gegen Preußen fortwährend regen Antheil nahm, doch wieder nicht undeutlich zu verstehen, daß jetzt auch ihm eine friedliche Beilegung des Streites, wenn gleich mit einigen von Seite Oesterreichs zu bringenden Opfern der willkommenste Ausweg wäre.

Was die Dresdner Verhandlungen betrifft, so stießen sie sich hauptsächlich an dem, daß Sachsen sich weigerte, der Königin von Ungarn die vertragsmäßige Hülfe von sechstausend Mann zu leisten, indem ein solcher Zuzug einerseits zu gering sei, um wider Preußen den Ausschlag zu geben, und andererseits Sachsen durch einen solchen Schritt die ganze Feindschaft König Friedrich's auf sich laden würde. Aber mit aller seiner Macht an der Seite Oesterreichs, Englands und Rußlands Krieg gegen Preußen zu führen, dazu erklärte sich Sachsen bereit, wenn es hiefür auf eine angemessene Gegenleistung von Seite Maria Theresia's zählen könne. Als eine solche wurde die Abtretung der drei nächstgelegenen Kreise Böhmens oder wenigstens deren pfandweise Einräumung an Sachsen für dreißig Jahre,

eine so lange Zeit beantragt, daß sie einer förmlichen Abtretung so ziemlich gleichkam[11]).

Dieser Vorschlag Sachsens, welchen auch England mit Wärme unterstützte, wurde von Maria Theresia mit Entrüstung zurückgewiesen. Sie befahl ihren Gesandten zu Dresden und London, es den Königen von Polen und England mit nachdrücklichen Worten zu Gemüthe zu führen, daß der Erstere für die ihm jetzt abverlangte Hülfe einen überreichen Preis schon vorlängst empfangen habe. Sie wies darauf hin, daß durch die Abtretung eines Theiles von Böhmen ihr ein nicht geringerer Verlust als derjenige zugefügt werden würde, zu dessen Abwendung sie wider Preußen die Waffen ergriffen und die ihr befreundeten Staaten zur bundesmäßigen Hülfe aufgerufen habe. Sie erklärte ein für allemal ihren festen, unwiderruflichen Entschluß, auch nicht ein Haarbreit des von ihrem Vater ererbten Gebietes abzutreten und dadurch nicht selbst die pragmatische Sanktion zu verletzen, deren unverbrüchliche Aufrechterhaltung der oberste Zielpunkt ihrer Bestrebungen sein müsse.

Während man in Dresden hierüber unterhandelte, und König August, den Ernst der Weigerung Maria Theresia's wohl erkennend, das Begehren einer Gebietsabtretung in das der Bezahlung einer beträchtlichen Geldsumme verwandelte, war plötzlich die englische Regierung mit dem höchst unerwarteten und mit des Königs früheren Erklärungen durchaus nicht übereinstimmenden Anerbieten einer Vermittlung zwischen Oesterreich und Preußen hervorgetreten. Sie sei darum, so ließ sie der Königin von Ungarn erklären, von König Friedrich in dringendster Weise angegangen worden. Derselbe habe sich angeboten, mit Oesterreich, Rußland, England und Holland zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion ein enges Bündniß zu schließen. Daß der Preis dieses Beitritts in der Abtretung eines beträchtlichen Theiles von Schlesien bestehe, wurde in ziemlich verständlicher Weise angedeutet, und um Maria Theresia leichter hierauf eingehen zu machen, ihr einerseits die Gefahr zu Gemüthe geführt, welche ihr von einem Zusammenwirken Preußens mit Baiern, Frankreich, Spanien und Neapel drohe, und andererseits die Unzuverlässigkeit und Zaghaftigkeit

ihrer wirklichen oder vermeintlichen Bundesgenossen, Rußlands, Sachsens und Hollands, in grellen Farben geschildert [12]).

Dieser Schritt der englischen Regierung beweiset deutlich, daß dieselbe das tapfere Herz und den unerschrockenen Muth der jungen Fürstin, an welche sie sich mit solchen Vorschlägen wandte, noch nicht recht erkannt hatte. Die Aufzählung drohender Gefahren war nicht das rechte Mittel, Maria Theresia von dem einmal gefaßten Vorsatze abzubringen, ja sie schien dadurch nur noch mehr in ihrer Standhaftigkeit bestärkt zu werden. Die ernste, würdige und dennoch entschlossene Antwort, welche in ihrem Namen dem englischen Bevollmächtigten Robinson ertheilt wurde, zeigt dieß klar [13]). Sie selbst sowohl als ihr Gemahl hätten geschworen, so erklärte Maria Theresia, die pragmatische Sanktion mit äußerster Kraftanstrengung aufrecht zu erhalten; sie dürften daher nicht durch eine Verletzung derselben allen denjenigen die gleiche Bahn eröffnen, welche Lust darnach verspürten, sich fremde Besitzthümer anzueignen. Hätte man zu einem solchen Entschlusse sich bequemen wollen, so wäre es besser gewesen, durch augenblickliche Nachgiebigkeit wenigstens Schlesien und einem Theile von Mähren das unermeßliche Elend zu ersparen, welches der Einbruch des Königs von Preußen über diese Länder gebracht habe. Maria Theresia könne nicht begreifen, wie ein solcher Vorschlag sich mit den in Dresden gepflogenen Verhandlungen vereinbaren lasse. Dieselben jetzt abzubrechen, nachdem man sich so sehr bemüht habe, sie zu einem günstigen Abschlusse zu bringen, einen solchen Schritt müßte sie als den verhängnißvollsten ansehen, der nur immer geschehen könnte. Sie wisse wohl, daß man früher oder später zu einem Abkommen mit dem Könige von Preußen gelangen müsse, und sie habe oft genug ihre volle Bereitwilligkeit hiezu kundgegeben. Aber der beste, ja der einzige Weg, dieses Ziel zu erreichen, bestehe darin, daß alle verbündeten Mächte durch getreue Erfüllung ihrer tractatmäßigen Verpflichtungen den ernsten Willen an den Tag legten, die Verträge aufrecht zu erhalten. Die Königin könne nicht glauben, daß hiezu so wenig Aussicht vorhanden sei als die englische Regierung es darstelle. Wenigstens lägen von Seite Rußlands und der übrigen befreundeten Mächte die beruhigendsten Zusicherungen vor, und wenn nur England einmal den Anfang

machen wollte mit werkthätiger Unterstützung Oesterreichs in seinem Kampfe gegen Preußen, so sei nicht zu zweifeln, daß ein solches Beispiel bald auch von anderer Seite Nachahmung finden würde.

Gewiß war es die in ihrem tiefsten Innern wurzelnde Ueberzeugung von der Heiligkeit ihres Rechtes, und das gläubige Vertrauen, dasselbe werde doch endlich zum Siege gelangen, wodurch Maria Theresia zunächst bewogen wurde, jeden Vorschlag mit Entschiedenheit zurückzuweisen, in Folge dessen sie die Beilegung des Streites mit Preußen durch Gebietsabtretungen erkaufen sollte. Ganz ohne Einwirkung auf die Entschlüsse der Königin von Ungarn mag aber auch das Gefühl persönlicher Abneigung nicht gewesen sein, welches sie seit Friedrich's Eindringen in Schlesien gegen ihn empfand und das durch sein bisheriges Benehmen zu wahrer Erbitterung gesteigert wurde. Insbesondere war es die Anklage, welche König Friedrich plötzlich gegen den Großherzog von Toscana erhob, derselbe strebe ihm durch gedungene Meuchelmörder nach dem Leben, wodurch Maria Theresia auf's tiefste verletzt wurde. War diese Anschuldigung nur die Folge der Verstimmung, in welche die mit genauer Noth vermiedene Gefangennehmung durch die österreichischen Husaren bei Wartha den König von Preußen versetzte, oder war sie, was mit größerer Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein dürfte, nur ein neuer Kunstgriff, um das streng verdammende Urtheil, welches sein Ueberfall auf Schlesien in ganz Europa erfuhr, zu mildern und die öffentliche Meinung wider seine Gegner aufzureizen, gewiß ist nur, daß Maria Theresia durch nichts hätte empfindlicher berührt werden können, als durch die mittelst der Berliner Zeitungen in die Oeffentlichkeit geworfene Behauptung, das preußische Lager wimmle von Meuchelmördern, welche den König zu tödten beabsichtigten. Einer derselben habe das Geständniß abgelegt, er sei zur Vollführung dieses Verbrechens in voller Versammlung des österreichischen Hofkriegsrathes und unter dem Vorsitze des Großherzogs von Toscana eidlich verpflichtet worden.

Dadurch, daß König Friedrich sich nicht damit begnügte, diese Beschuldigung durch seine Zeitungen verbreiten zu lassen, sondern durch den Auftrag, den er seinen Gesandten ertheilte, den Regierungen, bei welchen sie beglaubigt waren, schriftlich und mündlich hievon

Mittheilung zu machen und bei ihnen gegen den Großherzog von Toscana eine förmliche Anklage zu erheben, hiedurch gewann seine Behauptung erst recht den Charakter einer dem Wiener Hofe absichtlich zugefügten schweren Beleidigung. Als solche fühlte sie denn auch Maria Theresia im vollsten Maße. Wenn gleich die von König Friedrich vorgebrachte Anschuldigung von den meisten fremden Regierungen mit der geringschätzenden Ungläubigkeit, welche sie verdiente, abgefertigt wurde, so befahl doch Maria Theresia in Ausdrücken tiefster Entrüstung ihren Gesandten[14]), die preußischer Seits erhobene Anklage als das, was sie wirklich war, als völlig aus der Luft gegriffen zu bezeichnen und sie als Verläumdung zu brandmarken[15]). Als solche wurde sie denn auch überall angesehen. Bald begriff König Friedrich selbst, daß er einen falschen Schritt gethan, und er bemühte sich, denselben nach Möglichkeit ungeschehen zu machen. Der übergroße Eifer eines seiner Beamten mußte dazu herhalten, die Erhebung einer Anklage zu entschuldigen, welche der König nun selbst zu wiederrufen sich beeilte[16]).

Das Scheitern des englischen Vermittlungsvorschlages und Maria Theresia's entschlossene Sprache bei Zurückweisung desselben scheinen den Dresdner Verhandlungen neues Leben eingeflößt zu haben. Der König von Polen, welcher sich schon früher zur Herabsetzung der alles Maß überschreitenden Forderung von vierzig auf zwölf Millionen Thaler herbeigelassen hatte, ertheilte nun endlich seinem Minister Brühl die Ermächtigung zur Unterzeichnung des Vertrages mit der Königin von Ungarn. Freilich geschah dieß noch immer unter so harten, die Instructionen der österreichischen Gesandten so weit überschreitenden Bedingungen, daß Khevenhüller und Wratislaw nur mit ausdrücklicher Hinweisung auf diesen Umstand und mit dem Vorbehalte der speciellen Genehmigung des Tractates von Seite Maria Theresia's sich zur Unterschrift herbeiließen. Wratislaw eilte mit dem Vertrage — er war am 11. April 1741 unterzeichnet worden — selbst nach Wien, um das Benehmen, welches er und Khevenhüller in dieser Sache beobachtet hatten, zu erklären und zu rechtfertigen.

In dem Vertage machte König August von Polen als Kurfürst von Sachsen sich anheischig, kein Bedenken mehr gegen die Mitregent-

schaft des Großherzogs von Toscana in den österreichischen Ländern zu erheben. Er erklärte, sich nach den Bestimmungen eines mit den übrigen Verbündeten zu Stande zu bringenden Uebereinkommens mit allen seinen Streitkräften an dem Kriege gegen Preußen betheiligen und sich der Führung der böhmischen Kurstimme durch die Königin von Ungarn als rechtmäßige Beherrscherin Böhmens nicht länger widersetzen zu wollen. Bei der Kaiserwahl werde er nicht nur seine eigene Stimme dem Großherzoge von Toscana geben, sondern auch nach Kräften dazu beitragen, um diejenigen der übrigen Kurfürsten auf denselben zu lenken. Außerdem verbürgte er sich im Namen seiner Gemahlin, der Erzherzogin Maria Josepha, und der mit ihr erzeugten Kinder dafür, daß wenn im Falle des Todes der Königin Maria Theresia und ihrer Schwester, der Erzherzogin Maria Anna, so wie des gänzlichen Aussterbens aller Nachkommenschaft des Kaisers Karl VI. die Königin von Polen als älteste Tochter Joseph's I. oder deren Kinder rechtmäßig zur Nachfolge in Oesterreich gelangen würden, ihnen nur Böhmen, Mähren und Schlesien allsogleich zufallen sollten, in den übrigen österreichischen Ländern aber der Großherzog von Toscana als deutscher Kaiser bis zu seinem Tode die Regentschaft zu führen und die Staatseinkünfte zu beziehen habe.

Die Königin von Ungarn sollte sich hiegegen verpflichten, dem Könige von Polen binnen achtzehn Jahren die Summe von zwölf Millionen Thalern zu bezahlen, und den hievon jährlich entfallenden Betrag durch Ueberlassung der Einkünfte von gewissen, Sachsen zunächst gelegenen Landstrichen sicher zu stellen. Dem Könige August würden außerdem nicht nur verhältnißmäßige Antheile an den im Kriege wider Preußen zu machenden Eroberungen, sondern insbesondere die im Besitze Preußens befindlichen böhmischen Lehen in der Niederlausitz und das Fürstenthum Crossen, jedoch unter Aufrechthaltung der böhmischen Lehensherrlichkeit und mit der Bedingung zu Theil werden, daß der Werth dieser Besitzthümer von den an Sachsen zu bezahlenden zwölf Millionen im Abzug gebracht werde. Die Abtretung eines Landstriches in der Breite einer halben Meile von der Lausitz nach Polen, um die ununterbrochene Verbindung dieses Königreiches mit Sachsen zu bewerkstelligen, die Gewährleistung des Be-

sitzes sämmtlicher gegenwärtig dem sächsischen Kurhause gehöriger Länder, verschiedene Zusagen in Handelssachen und Grenzangelegenheiten vollendeten die Zugeständnisse Maria Theresia's.

Der Großherzog von Toscana aber sollte sich verbindlich machen, wenn er zur Kaiserkrone gelangt wäre, mit allem Nachdrucke dahin zu wirken, daß das kurfürstliche Haus auch in Bezug auf sein Stammland Sachsen zur Königswürde erhoben werde. Wäre kein Erbe aus dem Hause Oesterreich vorhanden, so hätte er die Wahl des sächsischen Kurprinzen zum römischen Könige herbeizuführen. Endlich sollten für den Fall, als es nicht nothwendig wäre, die kriegerischen Unternehmungen zur Vertheidigung der Erbrechte Maria Theresia's, hinsichtlich deren der vorliegende Vertrag abgeschlossen wurde, auch wirklich zu vollführen, dennoch alle Bestimmungen desselben in Kraft bleiben und nur eine Herabsetzung des von Maria Theresia an den König von Polen zu bezahlenden Entschädigungsbetrages von zwölf auf acht Millionen Thaler stattfinden.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Opfer, welche kraft dieses Vertrages der Königin von Ungarn aufgelegt werden sollten, höchst empfindlicher Art waren. Aber auch die Verpflichtungen, zu deren Erfüllung sich Sachsen anheischig machte, fielen schwer in die Wagschale, und bei der Beurtheilung der beiderseitigen Zugeständnisse tritt so recht die Verschiedenartigkeit des Standpunktes der Höfe von Wien und Dresden in dieser Sache hervor. Während der Erstere die sächsische Regierung zu dem wichtigsten Punkte der eben angeführten Verbindlichkeiten, der Beschützung der pragmatischen Sanktion und dem gewaffneten Beistande wider Preußen schon durch die Verträge des Jahres 1733 für verpflichtet ansah und nicht mit Unrecht behauptete, dieselbe habe das Entgelt hiefür schon vorlängst empfangen, kümmerte der Letztere sich wenig um das Geschehene, und wog nur die Vortheile, die er zu erlangen hoffte, und die Gefahren ab, in welche er um solchen Preis sich begab. Der Wiener Hof hätte ohne Zweifel klüger gethan, wenn er, statt sich auf sein Recht zu steifen, von demselben in höherem Maße abgesehen und mehr die Dinge genommen hätte, wie sie wirklich waren, als wie sie rechtlich hätten sein sollen. Und selbst die übrigen Anerbietungen Sachsens, den Bei-

stand gegen Preußen abgerechnet, waren immerhin bedeutend genug, um den Wiener Hof zu vermögen, sie auch um den Preis empfindlicher Opfer zu erkaufen. Insbesondere hätte dieß in einem Augenblicke geschehen sollen, in welchem die Mollwitzer Schlacht so eben geschlagen und dadurch die Lage des Hauses Oesterreich — wie es sich baldigst fühlbar machte — in höchst bedenklicher Weise verschlimmert war.

Daß man die folgenschwere Bedeutung dieses Ereignisses in Wien unterschätzte, zeigt sich vor Allem in der Haltung, welche der österreichische Hof fortan gegen Sachsen beobachtete. Statt in Anbetracht der kritischen Lage, in der man sich befand, über die sonstigen Bedenken hinwegzugehen und nur das eine Ziel in's Auge zu fassen, Sachsen und mittelst desselben auch Rußland und England in den Krieg gegen Preußen zu verwickeln, stieß man sich in Wien an den verschiedenen, nach der dortigen Anschauung zu hoch gespannten Begehren des Königs von Polen und trachtete ihn von denjenigen, deren Erfüllung am schwersten zu fallen schien, wieder abgehen zu machen. Hiezu gehörte insbesondere das Verlangen, das kurfürstlich sächsische Haus zur Königswürde zu erheben. Ein solcher Schritt, in Bezug auf ein Fürstenhaus gethan, dessen ganzes Land dem Verbande des deutschen Reiches angehörte, würde, so behauptete man in Wien, von den gefährlichsten Folgen sein und zum Umsturz der Reichsverfassung führen. Die leiseste Kunde davon, daß der Großherzog sich hiezu anheischig gemacht habe, müßte auf seine Erwählung zum deutschen Kaiser die nachtheiligsten Wirkungen äußern. Niemals werde diese Erhöhung des sächsischen Hauses, ohne dieselbe auch anderen weltlichen Kurfürsten zu Theil werden zu lassen, von Seite des deutschen Reiches zugegeben werden. Eine Verpflichtung hiezu könnte also nur die Interessen des Großherzogs empfindlich benachtheiligen, ohne dem Könige August und seiner Familie den mindesten Nutzen zu bringen.

Auch gegen andere, weniger wichtige Punkte des Vertrages wurden vom Wiener Hofe Einwendungen erhoben, deren nähere Auseinandersetzung hier zu weit führen würde. Eine neuerliche langwierige Verhandlung entspann sich, die kostbarste Zeit ging darüber verloren, und während derselben nahm die Sache Maria Theresia's

hauptsächlich in Folge des Eindruckes, welchen der Tag von Mollwitz auf die europäischen Regierungen hervorbrachte, eine immer unheilvollere Wendung.

Es ist leicht begreiflich, daß bei der wahrhaft unglaublichen Sucht nach eitlem Prunke, welche damals die Höfe beherrschte, und in einer Zeit, in der über leeren Rangstreitigkeiten der Fürsten die wichtigsten Interessen der Völker völlig vernachlässigt wurden, auch der charakterschwache August von Sachsen und Polen auf nichts in höherem Maße sein Augenmerk gerichtet hielt als auf die Verwirklichung des Planes, die Königswürde in seinem Hause erblich zu machen. Daß er hierin von Seite Maria Theresia's und ihres Gemahls eine abschlägige Antwort erfuhr, ließ ihn natürlicher Weise noch viel zugänglicher werden für die verlockenden Anerbietungen Frankreichs und Spaniens, als er es zuvor schon gewesen. Bald erschienen auch in Dresden die Botschafter dieser beiden Mächte, Belleisle und Montijo, welche mit großer Prachtentfaltung in Deutschland umherzogen und jedes Mittel der Ueberredung, Bestechung, Verheißung und Drohung gleichmäßig in Anwendung brachten, um die deutschen Fürsten dem Hause Oesterreich abwendig zu machen. Gierig lauschte auch König August ihren verführerischen Worten, und ihre Behauptungen von der unwiderstehlichen Macht des Bündnisses, das sich gegen Maria Theresia zu bilden im Begriffe stehe, von der reichen Ernte, welche die Theilnehmer an diesem Bündnisse in den österreichischen Ländern zu halten gewiß wären, von dem sicheren Verderben, welches nicht nur das Haus Oesterreich, sondern alle diejenigen bedrohe, die thöricht genug seien, sich durch so schwache, von Niemandem mehr geachtete Bande wie vertragsmäßige Verpflichtungen zum Festhalten an demselben bewegen zu lassen, diese Behauptungen fanden nur allzuleichten Eingang in sein Ohr.

Nur einen einzigen Mann gab es in Dresden, welcher sich vollständig täuschen ließ über die allmälig eintretende Sinnesänderung des sächsischen Hofes, und dieser Mann war Maria Theresia's Bevollmächtigter Graf Khevenhüller. Noch immer traute er den stets sich erneuernden Versicherungen der unverbrüchlichen Anhänglichkeit des Königs an Oesterreich, und er allein sah die bedenklichen Schwan-

kungen nicht, welche sich in der Haltung der sächsischen Regierung von Tag zu Tag fühlbarer machten. Der Gedanke, daß auch der König von Polen den Feinden Maria Theresia's sich anreihen könnte, kam ihm nicht in den Sinn, und nur das befürchtete er, daß Sachsen nicht zu dem Entschlusse einer wirklichen Betheiligung an dem Kriege gegen Preußen gelangen werde. Der steten Ausflüchte endlich selber müde geworden, wiederholte er unablässig, nur durch ein energisches Auftreten der englischen Regierung zu Gunsten Maria Theresia's könnte vielleicht auch König August noch zu entscheidenden Schritten im Interesse derselben vermocht werden. Aber auf keines der europäischen Cabinete hatte der Mollwitzer Tag eine durchgreifendere Einwirkung hervorgebracht als gerade auf das englische, und seine Haltung zunächst war es, welche der Sache Maria Theresia's den empfindlichsten Nachtheil brachte.

Durch die in der englischen Nation tief eingewurzelte Ueberzeugung, daß in dem Kampfe Maria Theresia's wider Friedrich von Preußen das Recht einzig und allein auf Seite der Königin von Ungarn sich befinde, und durch das immer lauter werdende Begehren, die Sache des Hauses Oesterreich, wie es die vertragsmäßige Pflicht und das Interesse Englands erfordere, mit gewaffneter Hand zu unterstützen, war endlich auch das friedliebende unentschlossene Ministerium Walpole vermocht worden, mittelst einer unzweideutigen Kundgebung seine Parteinahme für Maria Theresia offen darzuthun.

Am 19. April 1741 hatte König Georg II. dem versammelten Parlamente in feierlicher Thronrede die von verschiedenen Seiten auf das Erbe des Hauses Oesterreich erhobenen Ansprüche und das an England gerichtete Begehren Maria Theresia's um Stellung der vertragsmäßig festgesetzten zwölftausend Mann Hülfstruppen mitgetheilt. Er habe, hatte Georg II. hinzugefügt, die Könige von Dänemark und von Schweden, Letzteren als Landgrafen von Hessen-Cassel angegangen, ihre in englischem Solde stehenden Streitkräfte, und zwar Jeder sechstausend Mann bereit zu halten, um sie der Königin von Ungarn zu Hülfe zu senden. Er sei übrigens damit beschäftigt, noch andere Maßregeln vorzubereiten, um die gefährlichen Anschläge scheitern zu machen, welche auf Grund irgend eines ungerechten Vorgebens zum

14*

Nachtheile des Hauses Oesterreich in's Werk gesetzt werden könnten. Er nehme daher, da die bisherigen Geldbewilligungen unzulänglich befunden werden dürften, neuerdings die Hülfe des Parlamentes in Anspruch, um in den Stand gesetzt zu werden, die Königin von Ungarn in ausgiebigster Weise zu unterstützen und durch alle möglichen Mittel die Aufrechthaltung des Hauses Oesterreich, der Freiheit und des Gleichgewichtes Europa's zu bewirken.

Beide Häuser des Parlamentes billigten die Entschlüsse des Königs zu Gunsten des Hauses Oesterreich, „des alten und natürlichen „Verbündeten der britischen Krone". Sie versicherten ihn ihrer Bereitwilligkeit, auch die beträchtlichsten Opfer zu bringen, um Maria Theresia in dem Besitze der rechtmäßig ererbten Länder ihres Vaters zu schützen. Das Haus der Gemeinen votirte außer den zum Unterhalte der hessischen und dänischen Hülfstruppen nöthigen Summen noch dreimalhunderttausend Pfund Sterling, um die britische Regierung in den Stand zu setzen, Maria Theresia in dem Kampfe gegen ihre Feinde noch kräftigere Hülfe zu leisten. König Georg selbst schickte sich an, sich nach seinen hannoverschen Erblanden zu begeben, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein und persönlich dafür zu sorgen, daß die Bewegungen der Truppen gegen Preußen mit thunlichster Beschleunigung vor sich gingen.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Anrede des Königs von England an das Parlament so wie die Antworten und Beschlüsse des Letzteren in Wien den allerbesten Eindruck hervorbrachten. In einem eigenen Schreiben sprach Maria Theresia dem Könige ihren lebhaften Dank aus. Nach so vielem Unglück, von welchem sie seit dem Tode ihres Vaters betroffen worden, habe sie, so hieß es darin, die Nachricht von dem was in England vorgegangen sei, als einen Hoffnungsstrahl begrüßt, welcher ihr als Vorbote künftiger freudigerer Ereignisse erscheine. Sie baue zuversichtlich darauf, daß dem vielverheißenden Worte ungesäumt auch die That und die wirkliche Hülfeleistung folgen werde [17].

Je größer und berechtigter diese Erwartung Maria Theresia's, um so tiefer war denn natürlicher Weise auch ihre Mißstimmung, als die englische Regierung, statt endlich handelnd aufzutreten wider Friedrich II., neuerdings auf Vermittlungsvorschläge zurückkam, kraft

deren die Königin von Ungarn durch beträchtliche Abtretungen in Schlesien den Frieden mit Preußen und dessen Beitritt zu einer wider Frankreich zu bildenden großen Allianz erkaufen sollte.

Ohne Zweifel war es der Eindruck des Sieges der Preußen bei Mollwitz, wodurch die englische Regierung bewogen wurde, nochmals die Bahn einzuschlagen, welche zu verlassen sie so eben erst Miene gemacht hatte. Die Besorgniß für die Sicherheit der hannoverschen Lande, die Furcht vor einem Zusammenwirken Frankreichs und Preußens zu einem Angriffe auf dieselben überwog alle anderen Rücksichten, und die Reise des Marschalls Belleisle zu dem Könige von Preußen, um ein Bündniß zwischen ihm und Frankreich zu Stande zu bringen, ja das Gerücht von einem wirklichen Abschlusse eines solchen Vertrages ließen jede Zögerung als gefährlich erscheinen. Um der Sendung Belleisle's ein Gegengewicht 'zu verleihen und den König von Preußen vielleicht doch noch von dem Eintritte in eine Allianz mit Frankreich abzuhalten und ihn mit Oesterreich zu versöhnen, ließ König Georg einen Mann nach dem preußischen Feldlager abgehen, für welchen er nicht nur seines angesehenen Namens, sondern auch seiner vortheilhaft bekannten persönlichen Eigenschaften wegen auf günstige Aufnahme rechnen durfte. Es war dieß John Carmichael Earl von Hyndford, wegen seiner Rechtlichkeit, seines geradsinnigen zuverlässigen Wesens überall geschätzt. Er galt als ein lebhafter Gegner Frankreichs, als ein eifriger Anhänger und Verbreiter des Gedankens, nur durch Wiederbelebung der großen Allianz sei es möglich, dem Uebergewichte Frankreichs auf dem europäischen Festlande zu steuern. Darum hatte er es noch lange vor dem Einfalle des König Friedrich's in Schlesien als eine Hauptaufgabe der englischen Politik bezeichnet, den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den deutschen Mächten zu hintertreiben, um deren Streitkräfte gegen Frankreich verfügbar zu halten.

Man sieht, daß Lord Hyndford allerdings als der rechte Mann erschien, um die Absichten zu verwirklichen, welche seiner Sendung an den König von Preußen zu Grunde lagen. Seine erste Sorge mußte darauf gerichtet sein, den üblen Eindruck zu verwischen, den die Anrede König Georg's an das Parlament und die Antwort des Letzteren auf Friedrich's Gemüth hervorgebracht hatten. Er schilderte diese

Kundgebungen als ausschließlich wider Frankreich gerichtet; er betonte den der englischen Regierung wie dem Volke gemeinsamen Wunsch, den Frieden zwischen Oesterreich und Preußen wieder hergestellt zu sehen; er erklärte endlich, an dem Zustandekommen der Aussöhnung im Vereine mit dem englischen Bevollmächtigten in Wien mit Aufbietung all ihrer Kräfte arbeiten zu wollen.

König Friedrich's Selbstgefühl, schon durch den Mollwitzer Sieg ungemein gehoben, war durch die kriegerischen Ereignisse, welche demselben folgten, noch mehr gesteigert worden. Schon am Tage nach der Schlacht hatte der König das nahe gelegene Brieg umschlossen, worin Octavian Piccolomini, durch seine kühne Waffenthat bei Mehadia noch aus dem Türkenfeldzuge rümlichst bekannt, die kaiserliche Besatzung commandirte. Man durfte sich von ihm einer tapferen Vertheidigung des Platzes versehen, und Neipperg, welcher sich fortwährend zu Neisse befand, hoffte darauf, Brieg werde sich zu halten im Stande sein, bis ein starker Succurs, um dessen Entsendung er dringend bat, es ihm möglich gemacht haben werde, die Festung zu retten.[18]).

Die Bedächtigkeit, mit welcher König Friedrich die Vorbereitungen zur Belagerung traf, ließ auf eine lange Dauer derselben nicht weniger schließen als die Anfangs schwache Wirkung der preußischen Batterien. Freilich kannte man dagegen auch den schlechten Zustand der Festungswerke und die geringe Stärke der Besatzung, welche nicht viel über tausend Mann zählte. Dennoch überraschte es, daß Piccolomini, wohl erst nachdem das Schloß zu Brieg von den Flammen zerstört und der größte Theil seines Geschützes unbrauchbar geworden war, schon am 4. Mai zu capituliren verlangte. Die Ueberzeugung, auf keinen Entsatz hoffen zu dürfen, das Drängen der Bürgerschaft, welche ihm anlag, die Stadt nicht nutzlos dem Verderben Preis zu geben, der Wunsch endlich, die Besatzung dem Dienste Maria Theresia's zu erhalten, bestimmten Piccolomini zu diesem Entschlusse. Gegen die Verpflichtung, durch zwei Jahre nicht wider Preußen zu dienen, erhielt er freien Abzug mit Waffen und Gepäck. Er begab sich nach Neisse, wo Neipperg eifrigst damit beschäftigt war, sein Heer in den

Stand zu setzen, den Preußen gegenüber wieder im Felde erscheinen zu können.

Der Fall von Brieg, welchen er selbst als eine zweite, höchst bedauerliche Folge der Schlacht bei Mollwitz ansah, erneuerte Neipperg's tiefen Schmerz über jenes verhängnißvolle Ereigniß, und es bedurfte des ganzen Gewichtes der großmüthigen Trostesworte, in welchen Maria Theresia selbst und ihr Gemahl sich gegen und über ihn aussprachen[19], um Neipperg wieder zu befähigen, seinen Feldherrnpflichten wenigstens in dem Maße nachzukommen, als ihm dieß nach seiner ganzen Individualität eben möglich war. Und da läßt sich denn nicht läugnen, daß so wenig geschickt er sich auch zu einer erfolgreichen Offensive gezeigt hatte, er doch durch die Art und Weise, wie er sich in Vertheidigungszustand zu setzen wußte, Verdienstliches leistete. Alles Lob gebührt seinen Maßregeln, den gesunkenen Muth der Truppen wieder zu heben und nicht nur die ziemlich gelockerte Mannszucht unter ihnen herzustellen, sondern sie, insbesondere das Fußvolk durch unablässiges Einüben geeigneter zu machen, die preußische Infanterie ein zweites Mal mit glücklicherem Erfolge als bei Mollwitz bekämpfen zu können. Unausgesetzt war er bemüht, für hinreichende Verpflegung seines Heeres zu sorgen, ohne doch die umliegende Gegend übermäßig zu bedrücken. Von allen Seiten trachtete er Verstärkungen an sich zu ziehen, insbesondere aber war sein Augenmerk darauf gerichtet, seine Stellung unfern von Neisse derart zu verstärken, daß preußischer Seits an einen Angriff auf dieselbe nicht gedacht werden konnte.

Obgleich er sich in solcher Weise gegen jede Ueberraschung hätte sichergestellt glauben können, ließ Neipperg doch keine Vorsichtsmaßregel außer Acht. Der später als französischer Kriegsminister viel genannte Graf von Saint Germain commandirte damals als österreichischer Rittmeister die Vorposten gegen die Preußen; seine noch vorhandene Correspondenz mit Neipperg giebt Zeugniß von der Sorgfalt, mit welcher derselbe vor einem Ueberfalle auf seiner Hut war.

Durch diese Thätigkeit befolgte Neipperg die Instructionen, welche ihm als Richtschnur seines Verhaltens von Wien aus ertheilt worden waren. Sein Hauptaugenmerk habe er darauf zu richten, wurde ihm

von dort her bedeutet, jeden Kampf zu vermeiden, dessen Ausgang die Lage des österreichischen Heeres in Schlesien irgendwie verschlimmern könnte. Das etwaige weitere Vordringen der Preußen sei durch Einnehmung vortheilhafter Stellungen zu verhindern und hiedurch Zeit zu gewinnen, einerseits Neipperg's Armee ansehnlich zu verstärken und sie zur Ergreifung der Offensive tauglich zu machen, und andererseits die Eröffnung der Feindseligkeiten durch alle die Mächte abzuwarten, von welchem man sich noch immer eine werkthätige Hülfeleistung gegen Preußen versprach [20]).

Neipperg's klugen Vorsichtsmaßregeln ist es denn auch zunächst zuzuschreiben, daß König Friedrich, statt ferner angriffsweise zu Werke zu gehen, bei Strehlen ein festes Lager bezog, wo nun, während in den kriegerischen Ereignissen eine Art von Stillstand herrschte, welcher nur dann und wann durch wenig bedeutende Gefechte zwischen der beiderseitigen Reiterei unterbrochen wurde, eine um so regere Thätigkeit in den diplomatischen Verhandlungen sich entwickelte.

Neuntes Capitel.

Daß die beiden mächtigsten Staaten Europa's, Frankreich und England Gesandte in sein Lager schickten, um ein Bündniß mit ihm zu Stande zu bringen, konnte keine andere Wirkung nach sich ziehen, als daß König Friedrich seinem Ziele sich näher glaubte als je und daher niemals weniger als jetzt zur Nachgiebigkeit geneigt war. Frankreich hatte ihm alles das angeboten, was er verlangte; ja es wäre vielleicht noch weiter gegangen, und es konnte solches um so leichter thun, als es ja nicht auf eigene Kosten, sondern auf diejenigen des Hauses Oesterreich seine glänzenden Versprechungen ertheilte.

Gerade dieser letztere Umstand jedoch, und vielleicht ein Rest der Scheu, Frankreich sich zum Schiedsrichter in deutschen Angelegenheiten aufwerfen zu sehen, mögen den König bewogen haben, es vorzuziehen, mit Maria Theresia selbst zu einem Abkommen zu gelangen. Daher ging er bereitwillig auf die Verhandlungen mit Hyndford ein; doch erklärte er, auf der Forderung, ganz Niederschlesien mit Breslau zu erhalten, bestehen zu müssen. Mündlich setzte Friedrich wohl hinzu, lauf die Vorschläge zurückkommen zu wollen, welche er zuletzt durch Gotter in Wien hatte anbringen lassen. Ja er zeigte sich geneigt, eine noch größere Geldsumme als er damals versprochen, und zwar drei Millionen Thaler zu bezahlen. Vor Allem aber sei es nothwendig, so wurde von preußischer Seite mit Nachdruck betont, endlich einmal den Umfang der Opfer genau zu kennen, durch welche Oesterreich die Freundschaft Preußens zu erkaufen gedenke.

Noch einmal trat die Frage der Lostrennung einzelner Theile des ererbten Besitzes in ihrer ganzen Größe zur Entscheidung an Maria Theresia heran. Unter weit ungünstigeren Verhältnissen geschah dieß, als es noch vor wenig Monaten der Fall gewesen. Das österreichische Heer in Schlesien war geschlagen worden, und obgleich es sich noch in jener Provinz zu halten vermochte, so war doch, insbesondere nach dem Verluste von Brieg, die Hoffnung, mit welcher man sich früher geschmeichelt hatte, die Preußen bald wieder aus Schlesien vertreiben zu können, so ziemlich erloschen. Nur mit unsäglicher Anstrengung gelang es, wenigstens so viel Truppen in's Feld zu stellen, um Neipperg in den Stand zu setzen, sich König Friedrich gegenüber behaupten zu können. Mit welchen Streitkräften man einem anderen Feinde entgegen zu treten vermöge, wenn ein solcher den Kampf wider Oesterreich eröffnen würde, war gar nicht abzusehen. Und daß ein solcher Feind nicht mehr allzulange auf sich warten lassen werde, war bei der Haltung verschiedener Regierungen, insbesondere aber Baierns und Spaniens ebenso gewiß, als daß Maria Theresia von der Mehrzahl ihrer sogenannten Verbündeten sich keine nachhaltige Hülfe versprechen durfte.

Wie wenig von den Letzteren zu hoffen war, hatte das Benehmen Englands und Sachsens wieder recht deutlich gezeigt. Von Holland, dessen Erklärungen günstiger lauteten, mußte man besorgen, daß es sich zuletzt doch wieder, wie es seit langen Jahren immer geschehen, von England werde in's Schlepptau nehmen lassen. Und von Rußland hatte man zwar bisher der glänzenden Zusagen genug, aber noch immer keine wirkliche Hülfeleistung erlangt. Die Aussicht auf eine solche schwand immer mehr, je feindseliger die Haltung Schwedens gegen Rußland und je wahrscheinlicher die Erwartung wurde, der Ausbruch eines Krieges im Norden werde die Entsendung russischer Truppen wider Preußen entweder ganz hintertreiben oder doch sehr verzögern.

Trostlos genug erschien diese Lage der Dinge, um auch stärkere Gemüther zur Nachgiebigkeit zu vermögen, als die der meisten Staatsmänner am österreichischen Hofe. Sie waren durch die Kette unglücklicher Ereignisse, welche Maria Theresia betroffen hatten, in der an=

fänglichen Härtnäckigkeit ihres Widerstandes gegen die Forderungen des Königs von Preußen schon längst erschüttert worden. Von Tag zu Tage hatte sich der Wunsch lebhafter in ihnen geregt, durch Abtretung eines Theiles von Schlesien die drängendste Gefahr zu beseitigen, gegen welche sie ein ferneres Ankämpfen ohnedieß für fruchtlos ansahen.

In immer weiteren Kreisen brach diese Meinung sich Bahn. Sinzendorff, welcher sich zuerst ihr zugeneigt und sie gegen die Ansicht der übrigen Minister und den Widerwillen der Königin in der Conferenz zu vertheidigen gewagt hatte, gewann mehr und mehr Anhänger für dieselbe. Bald erklärten sich auch Starhemberg, die beiden Harrach und Königsegg für sie; ja selbst der Großherzog von Toscana bekannte sich seinen Vertrauten gegenüber zu ihr, obgleich er nicht so weit ging, ihr öffentlich Ausdruck zu verleihen, aus Furcht, man könnte ihn beschuldigen, seine Erwählung zum deutschen Kaiser durch Abtretung eines österreichischen Gebietstheiles erkaufen zu wollen. Denn daß diese Wahl zunächst von den Entschlüssen des Königs von Preußen abhing, darüber konnte man sich kaum mehr einem Zweifel hingeben. Maria Theresia aber, so sehr ihr die Erhebung ihres Gemahls auf den Kaiserthron am Herzen lag, ließ sich doch durch diesen innigen Wunsch nicht irre machen, an demjenigen festzuhalten, was ihr als ihr Recht erschien. Würde sie selbst davon abweichen, wie könnte sie dann, so dachte sie nach wie vor, die Anerkennung, die Heilighaltung ihres Rechtes von Anderen verlangen.

Nur wenige Männer gab es am Wiener Hofe, welche diese Anschauungsweise Maria Theresia's theilten und sie in derselben noch zu bestärken suchten. Als der Erste aus ihnen muß Bartenstein genannt werden, der Protokollsführer der geheimen Conferenz, dessen Votum auch damals, wie es schon während der letzten Regierungsjahre Karl's VI. der Fall gewesen, weit schwerer wog als das aller Mitglieder jener hohen Versammlung zusammengenommen. Denn nicht viel weniger als er bei dem Vater gegolten hatte, galt Bartenstein jetzt bei der Tochter.

Eingedenk dessen, wie oft er ihr, oder eigentlich ihrem Gemahl bei dem verstorbenen Kaiser entgegengewirkt, wie viel Kummer er der

jungen Fürstin hiedurch bereitet hatte, warf sich Bartenstein bei seiner ersten Audienz der Königin zu Füßen und bat sie um Enthebung von seinen Aemtern. Wohl mochte er denken, hiedurch der Vergeltung zuvorzukommen, welche er als unausbleiblich ansah. Maria Theresia aber war viel zu großmüthig, um in so kleinlicher Weise sich rächen, und zu klug, um sich in einem so gefährlichen Augenblicke der Dienste eines so begabten Mannes berauben zu wollen. Klar erkannte sie, daß Bartenstein ihr ein brauchbares Werkzeug sein werde, um sich nicht wider ihren Willen die Meinung der Mitglieder der Conferenz aufdringen lassen zu müssen. Es sei jetzt, so entgegnete sie ihm, nicht der Augenblick, in welchem er abdanken dürfe. Er möge es sich angelegen sein lassen, setzte sie nicht ohne Schärfe hinzu, so viel Gutes zu thun als er vermöge; Böses zu verüben, werde sie ihn schon zu verhindern wissen.

So blieb Bartenstein in seinem früheren wichtigen Amte, in welchem er bald auch Maria Theresia mit der Ueberzeugung von seiner außergewöhnlichen Begabung, seinen umfassenden Kenntnissen, seiner Uneigennützigkeit und seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich zu durchdringen verstand. Die ihm eigenthümliche Leichtigkeit, mündlich und schriftlich seinen Gedanken passenden Ausdruck zu verleihen, seine ungeheure Arbeitskraft erregten die Achtung, die Bewunderung Maria Theresia's. Eine Frau, welche selbst so viel Geist besaß, konnte bei einer Vergleichung der Leistungen Bartenstein's mit denjenigen ihrer übrigen Rathgeber nicht lange schwanken in dem Urtheile, wer von diesen Männern ihres Vertrauens am würdigsten sei.

Hiezu kam noch die taktvolle Art, mit welcher Bartenstein wenigstens während Maria Theresia's erster Regierungszeit die Königin zu behandeln wußte. Weit entfernt von jedweder Kriecherei, enthielt er sich doch auch mit Sorgsamkeit des Fehlers, in welchen die greisen Minister Maria Theresia's so oft verfielen, sie durch einen in hofmeisterlichem Tone gegebenen Rath zu verletzen, sie ihre Jugend und Unerfahrenheit fühlen zu lassen. Daß Maria Theresia von selbst schon allzu geneigt war, ihrem eigenen Urtheile zu mißtrauen, hatte vielmehr Bartenstein gleich von Anfang an rasch erkannt, und er bestrebte sich im Gegensatze zu ihren Ministern, welche sie in einer ge-

wissen Abhängigkeit von sich erhalten wollten, die Königin mit Selbstgefühl zu durchdringen und sie dazu zu bewegen, auch unbekümmert um die Einsprache ihrer Minister Entschlüsse zu fassen und auszuführen.

Diese Wirksamkeit Bartenstein's war natürlicher Weise ganz dazu angethan, die ohnehin nicht geringe Anzahl seiner Neider und Feinde zu vermehren, ihre Erbitterung gegen ihn noch zu erhöhen. Die Männer, welchen er zuerst sein Emporkommen verdankte, Starhemberg und Sinzendorff klagten ihn der Undankbarkeit, Alle aber der Selbstüberhebung an, weil er durch seine umfassende Thätigkeit ihre eigenen leider nur allzu geringen Leistungen in Schatten zu stellen sich vermaß. Die Bevollmächtigten der fremden Mächte aber beschuldigten ihn, daß er zu sehr von vorgefaßten Meinungen sich leiten lasse, und insbesondere Robinson sah es als die Wirkung persönlicher Gereiztheit gegen den König von Preußen an, wenn Bartenstein sich der Nachgiebigkeit gegen ihn widersetzte. Er sei, behauptete Robinson von ihm, deßhalb wider König Friedrich aufgebracht, weil derselbe ausdrücklich gefordert habe, Bartenstein von den Conferenzen mit dem Grafen Gotter auszuschließen.

Ob ein solches Begehren von König Friedrich in der That gestellt, ob durch dasselbe die angegebene Wirkung auf Bartenstein hervorgebracht worden sei, darüber ließ sich bis jetzt nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Das aber ist gewiß, daß Bartenstein stets der Meinung war und sie überall freimüthig aussprach, man müsse dem Könige von Preußen gegenüber sich standhaft zeigen. Friedrich's Sinn ändern zu wollen, sei ein eben so vergebliches Beginnen, sagte Bartenstein zu oft wiederholten Malen, als einen Mohren weiß zu waschen [1]). Jede Nachgiebigkeit ihm gegenüber könne nur dazu dienen, sein Ansehen, seine Macht zu vergrößern. Früher oder später werde er dieselbe immer wieder zum Nachtheile des Hauses Oesterreich anwenden. Die Hauptaufgabe des Letzteren bestehe also darin, Preußen wieder in einen Zustand zurückzuversetzen, in welchem ihm wenn nicht der Wille, so doch die Kraft fehle, auf Kosten Oesterreichs jene weitgehenden Entwürfe zu verwirklichen, die den ohnedieß schon so lose

gewordenen Verband des deutschen Reiches und dessen Verfassung völlig zertrümmern würden.

Einer der Umstände, welche in den Augen der Mitglieder der Conferenz, die ja sämmtlich den vornehmsten österreichischen Adelsfamilien angehörten, am schwersten wider Bartenstein in's Gewicht fielen, bestand ohne Zweifel darin, daß er nach seiner Abstammung nicht zu ihren Kreisen zählte, und als ein Niedriggeborner, wenn auch nicht der äußeren Stellung, so doch dem wirklichen Einflusse nach sich über sie zu erheben wagte. Nur wenige Mitglieder des höheren österreichischen Adels machten von dieser feindseligen Gesinnung, welche in den Reihen derselben gegen Bartenstein herrschte, eine gewisse Ausnahme, und auch diese nicht weil sie freisinniger waren als die Uebrigen, sondern nur weil sie der gleichen politischen Anschauung huldigten wie Bartenstein, und um derselben bei der Königin Eingang zu verschaffen, eines so mächtigen Verbündeten nicht entbehren konnten. Als der hervorragendste aus ihnen muß der Oberste Kanzler des Königreiches Böhmen, Graf Philipp Kinsky genannt werden, sonst nichts weniger als ein Freund, ja vielmehr ein leidenschaftlicher Gegner Bartenstein's, damals aber durch gemeinschaftlichen Haß gegen den König von Preußen und durch die beiderseitige Ueberzeugung, die Königin müsse standhaft bleiben in der Vertheidigung ihres guten Rechtes, sich mit Bartenstein in der gleichen Ansicht begegnend.

Ein Blick auf die amtliche Laufbahn des Grafen Philipp Kinsky ist der deutlichste Beweis, in welch' unglaublich kurzer Zeit vornehme Geburt damals zu den bedeutendsten Aemtern verhalf. Im Jahre 1700 geboren, bekleidete Philipp Kinsky schon 1721 die Stelle eines Appellationsrathes, 1727 diejenige eines Statthalters in Böhmen. Im Jahre 1728 ging er als Gesandter des Kaisers nach London und 1738 wurde er nach dem Tode des Grafen von Kolowrat zum Obersten Kanzler des Königreiches Böhmen ernannt.

Es würde dem Grafen Kinsky Unrecht geschehen, wenn man ihn als einen geistig so wenig bedeutenden Mann ansehen wollte, daß er aus diesem Grunde den ihm übertragenen Aemtern nicht gewachsen erschienen wäre. Aber darüber kann kein Zweifel obwalten, daß er wenigstens in den ersten Jahren seiner Laufbahn einen allzu geringen

Vorrath von Kenntnissen und Erfahrungen besaß, um die ihm zu Theil gewordene ungewöhnliche Bevorzugung nicht übel angebracht erscheinen zu lassen. Bei seiner Entsendung nach England trat dieß recht auffallend hervor, und es wurde von unparteiischen Personen als ein Mißgeschick für Oesterreich angesehen, daß es unter den damaligen schwierigen Verhältnissen am Hofe von S. James in so ungenügender Weise vertreten war[2]). Auch in Wien mußte man die Unzulänglichkeit Kinsky's gewahr werden, und diese Erkenntniß zeigt sich am deutlichsten in den umständlichen, oft fast in's kleinliche gehenden Verhaltungsvorschriften, welche ihm Prinz Eugen von Savoyen, der Familie Kinsky so wohlwollend gesinnt, zu wiederholten Malen ertheilte. Ja selbst Zurechtweisungen hatte Kinsky von Seite des Prinzen nicht selten zu erfahren, aus denen sich entnehmen läßt, wie oft er begründete Ursache zur Unzufriedenheit gab. Und da ist es denn vor Allem Kinsky's zu große Saumseligkeit bei Erstattung seiner Berichte, welche den Prinzen veranlaßt, es ihm als eine der ersten Pflichten eines Gesandten zu Gemüthe zu führen, seine Regierung in steter Kenntniß aller wichtigeren Ereignisse an dem Hofe, an welchem er beglaubigt sei, und in dem Lande, in dem er sich befinde, zu erhalten. Als nach einer mehrmonatlichen Anwesenheit Kinsky's in England erst zwei Berichte von ihm eingegangen waren, verwies ihm Eugen solche Fahrlässigkeit, und er deutete darauf hin, daß es einer Regierung gegenüber, welche eine der mächtigsten Europa's, und in einer Zeit, die von der höchsten politischen Bedeutung sei, niemals an ausreichendem Stoffe zur Berichterstattung fehlen könne. Emsigkeit in derselben sei eine der ersten Aufgaben jedes diplomatischen Agenten, und umsomehr die seinige, als er noch nie einen solchen Posten bekleidet habe und von seinem Fleiße wie von seiner Befähigung erst eine günstige Meinung erwecken müsse[3]).

Weit schärfer noch waren die Ausdrücke der Mißbilligung des Prinzen, wenn Kinsky sich durch Eifersucht auf andere Personen, durch die Heftigkeit seines Temperamentes zu Schritten hinreißen ließ, welche dem Interesse des Kaiserhauses nur schädlich sein konnten. Ungezügelte Leidenschaftlichkeit bildete überhaupt den hervorstechendsten Charakterzug Kinsky's, und er ließ sich derart von ihr beherrschen, daß

er sogar in seinen Berührungen mit der von ihm sonst so hoch verehrten Monarchin dieselbe die Wirkungen seiner üblen Laune nicht selten spüren ließ.

Die Art und Weise, in welcher Maria Theresia sich Kinsky gegenüber verhielt, wenn er in diesen Fehler verfiel, zeugt deutlicher, als hochtönende Worte es vermöchten, für ihren milden Sinn wie für ihre großherzige Denkungsart. Diese Eigenschaften machten es ihr leicht, über kleinere Gebrechen nachsichtig hinwegzugehen, um sich desto gewisser der treuen und eifrigen Dienste eines Mannes zu versichern, von dessen lebhafter Anhänglichkeit an sie und ihr Haus sie innig überzeugt war. Der gemüthliche Ton, den Maria Theresia in solchen Fällen gegen Kinsky anschlug, konnte aber auch seine Wirkung niemals verfehlen. „Was vor Grillen," schreibt sie ihm einmal, „warumb solche Gesichter und nicht die arme Königin noch mehr zu decouragiren, sondern ihr helfen und rathen. Morgen fruhe komme „Er zu Mir; ich will reden, indessen habe befohlen noch nichts hinaus„zugeben." Ein anderes Mal schreibt sie ihm scherzend, sie ziehe es vor, sich mit ihm schriftlich statt mündlich zu überwerfen; immer aber spricht sie zu ihm in so warmen Ausdrücken des festesten Vertrauens, daß bei solchen Aeußerungen seiner Monarchin wohl jede Verstimmung Kinsky's allsogleich verschwinden, das Gefühl der Liebe und Verehrung in ihm erstarken und nun gerade die Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens ihn befähigen mußte, der Königin mit um so größerem Eifer seine Dienste zu widmen.

Dieselben wurden gerade damals von Maria Theresia mit besonderer Vorliebe in Anspruch genommen. Denn das, was sie an den meisten ihrer Rathgeber schmerzlich vermißte, was so recht den Kern ihres eigenen Wesens bildete, Thatkraft und Entschlossenheit, diese Eigenschaften schien ihr Kinsky in nicht gewöhnlichem Maße zu besitzen. Schon sein Aeußeres deutete darauf hin, seine mittelgroße aber kräftige Gestalt, die hohe Stirne, die großen dunklen Augen in dem schön geformten Angesichte, die nicht nur sichere und selbstbewußte, sondern vornehme, ja nicht selten hochmüthige Haltung im Verkehr mit Anderen[4]). Mehr noch als dieß gewann ihm die mit ihrer eigenen Anschauungsweise übereinstimmende Consequenz, mit welcher Kinsky

sich immerdar gegen jede Gebietsabtretung an Preußen aussprach, Maria Theresia's Vertrauen, und sie erblickte männliche Festigkeit in dem, was Andere beschränkten Starrsinn schalten.

So entschieden nun auch die Rathschläge Bartenstein's und Kinsky's für die Ablehnung der Forderungen König Friedrich's lauteten, so war es bei der entgegengesetzen Ansicht der übrigen Rathgeber der Königin doch nur die Folge ihrer eigenen Denkungsart und ihres persönlichen Entschlusses, wenn die Anfrage Lord Hyndford's nun in einer Art beantwortet wurde, welche einer völligen Zurückweisung gleichkam.

Die Königin von Ungarn sei, so wurde auf Maria Theresia's Befehl in einem aus Bartenstein's Feder stammenden Aufsatze[5]) Robinson erklärt, keineswegs davon entfernt, mit dem Könige von Preußen ein Uebereinkommen abzuschließen, welches in Anbetracht der Richtigkeit seiner Ansprüche wahrhaft gerecht und vernünftig genannt werden könnte. Sie wisse vielmehr, daß es früher oder später dazu kommen müsse. Der kürzeste Weg hiezu erscheine ihr auch als der annehmbarste. Sie glaube aber zugleich, daß eine solche Vereinbarung, um jener Bezeichnung theilhaft werden zu können, der Gerechtigkeit ihrer Sache und den Bestimmungen der Verträge entsprechen müsse. Jeder andere Vergleich würde den Ruin des Hauses Oesterreich und des deutschen Reiches, die gänzliche Vernichtung des europäischen Gleichgewichtes zur unausbleiblichen Folge haben. England würde die Königin sehr verpflichten, wenn es ihr einen Weg anzeigen wollte, auf welchem man das beabsichtigte Ziel zu erreichen vermöchte, ohne die pragmatische Sanktion zu verletzen und sich dadurch die eben angedeuteten Nachtheile zuzuziehen. Sie selbst kenne keinen anderen als den einer schnellen und ausgiebigen Hülfeleistung, welche sie niemals aufhören werde in angelegentlichster Weise in Anspruch zu nehmen, wie sie hiezu durch die schon bestehenden Tractate vollkommen berechtigt sei.

König Friedrich hatte nur das Eintreffen der Erklärung Maria Theresia's abgewartet, um wenn sie ablehnend lauten sollte, allsogleich zum Abschlusse des Vertrages mit Frankreich zu schreiten. Am Abende des 4. Juni 1741 wurde derselbe unter Beobachtung außerordentlicher Vorsichtsmaßregeln, um das unverbrüchlichste Geheimniß zu be-

wahren, von den beiderseitigen Ministern unterzeichnet. Frankreich garantirte dem Könige den Besitz Niederschlesiens. Friedrich verpflichtete sich dagegen, bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Stimme dem Kurfürsten von Baiern zu geben, welchem Frankreich allsogleich Hülfstruppen zuzusenden versprach.

Schon um den Schleier nicht zu lüften, in welchen er den mit Frankreich abgeschlossenen Tractat zu hüllen bestrebt war, hütete sich König Friedrich die Verhandlung mit Lord Hyndford abzubrechen. Ein Plan, der zuerst in Holland aufgetaucht und darauf berechnet war, die thunlichste Erfüllung der Wünsche des Königs von Preußen mit einer wenigstens anscheinenden Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion zu vereinigen, diente den Vorschlägen des englischen Unterhändlers zur Grundlage. Ein Theil von Schlesien sollte für eine von König Friedrich zu bezahlende Geldsumme demselben als Hypothek überlassen werden, und Maria Theresia durch einen Vertrag sich anheischig machen, die empfangene Summe niemals zurückzuzahlen und die Hypothek nie wieder zu fordern.

Es sollte ohne Zweifel einen Beweis für die Bereitwilligkeit Maria Theresia's liefern, sich mit ihrem mächtigen Gegner in Güte zu vertragen, wenn dem englischen Bevollmächtigten Robinson einen Tag nachdem er die ablehnende Erklärung des Wiener Hofes empfangen hatte, von Seite des Grafen Philipp Kinsky die Andeutung gemacht wurde, Maria Theresia werde vielleicht doch zu bewegen sein, Glogau mit Grüneberg und Schwiebus auf einige Zeit als Pfand an Preußen zu überlassen. Diese Zeit müsse jedoch im voraus genau bestimmt werden; von einer Abtretung für alle Zukunft dürfe keine Rede sein.

Auch König Friedrich hatte sich einmal dem Plane nicht abgeneigt finden lassen, unter dem Scheine einer bloßen Verpfändung in den Besitz der schlesischen Herzogthümer zu gelangen. Für ihn bestand aber die Hauptsache in der von Maria Theresia einzugehenden Verpflichtung, das Pfand niemals zurückzufordern, während die Königin von Ungarn gerade darauf den Nachdruck legte, die Zeit, für welche der König das Pfandrecht üben dürfe, solle genau bestimmt sein. Bei dieser grundsätzlichen Verschiedenheit der beiderseitigen Anschauung war

denn auch von einer ferneren Verhandlung, obgleich man sich in Wien nicht geradezu gegen ihre Fortführung erklärte, doch kein Erfolg zu erwarten.

Eher glaubte man sich einen solchen von Frankreich versprechen zu dürfen, wie denn Bartenstein um jene Zeit noch immer nicht zugeben wollte, daß auf die Versicherungen des Cardinals Fleury nicht zu bauen sei. Und als er nicht länger in Abrede stellen konnte, von Frankreich sei keine Hülfe für Maria Theresia in Aussicht, da behauptete er wenigstens, man brauche von jener Seite keinen Angriff zu besorgen. Die Anstände, welche Frankreich bisher gegen den Durchmarsch der spanischen Truppen nach Italien erhoben hatte, galten ihm als vollgültiger Beweis der Friedensliebe des Cardinals und seiner Absicht, um jeden Preis einem allgemeinen Krieg vorzubeugen. So sicher glaubte man daran, daß man am Wiener Hofe fast übler auf England als auf Frankreich zu sprechen war, indem man von der ersteren Regierung behauptete, sie wolle von Maria Theresia im Wege der Verhandlung das erpressen, was ihr durch die Gewalt der Waffen nicht abgerungen zu werden vermochte.

In dieser Meinung wurde der Wiener Hof durch die Nachrichten über die ferneren Verhandlungen Lord Hyndford's mit dem Könige von Preußen und durch das erneuerte Andringen der englischen Regierung bekräftigt, sich endlich zu einer namhaften Gebietsabtretung an Preußen herbeizulassen. Als solche war von Seite Englands, wohl auf Grund jener Andeutung Kinsky's, jedoch ohne zuvor Maria Theresia's Beistimmung einzuholen, dem Könige von Preußen Glogau sammt Schwiebus und Grüneberg angeboten worden. Friedrich erwiderte, in früherer Zeit, als seine Sache noch ungünstiger stand, hätte er sich wohl mit einer ähnlichen, selbst nur pfandweisen Abtretung begnügt. Jetzt aber müsse er auf der definitiven Ueberlassung der Fürstenthümer Glogau, Wohlau, Liegnitz und Schweidnitz sammt Jauer beharren. Die Stadt und das Fürstenthum Breslau sollten gleichfalls von Oesterreich getrennt und reichsunmittelbar werden. Gehe man auf diese Bedingungen ein, so wolle er, erklärte Friedrich, die Partei Maria Theresia's gegen Frankreich und Baiern ergreifen und dem Großherzoge von Toscana bei der Kaiserwahl seine Stimme geben.

So lauteten die Aeußerungen des Königs von Preußen, während er doch durch den mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag sich schon zum Gegentheile verpflichtet hatte. Die englische Regierung, damals noch in völliger Unkenntniß dieser letzteren Thatsache, nahm Friedrich's Erklärungen für bare Münze. Noch sei es möglich, so glaubte sie, den König von Preußen in das gegen Frankreich zu bildende Bündniß herüberzuziehen, und er werde sich hiezu wohl auch unter billigeren Bedingungen als die von ihm aufgestellten waren, verstehen. Aber um dieß zu erreichen, könne es der Königin von Ungarn nicht erspart bleiben, ein namhaftes Opfer zu bringen.

Sie zu einem solchen zu bewegen, ergingen neue Instructionen an Robinson. Er wurde beauftragt, dem Wiener Hofe die von allen Seiten drohenden Gefahren nochmals und in eindringlichster Weise vorzustellen. Es komme darauf an, ob Maria Theresia sich jetzt mit dem Könige von Preußen allein, oder ob sie sich binnen kurzer Frist außer mit ihm auch noch mit Frankreich, Spanien und Baiern abzufinden habe. Jetzt handle es sich darum, ob die Königin ein oder zwei Fürstenthümer mehr oder weniger besitze; dann werde es sich um ganze Provinzen, ganze Königreiche, ja um ihr Erbrecht selbst und die Theilung all ihrer Länder handeln. Hievon müsse Robinson die Königin von Ungarn zu überzeugen suchen. Wenn ihm dieß gelungen und er von den Opfern unterrichtet sei, welche sie zur Abwendung solchen Unheils zu bringen beabsichtige, solle er selbst nach Schlesien eilen, um den Frieden und das Bündniß mit dem Könige von Preußen zu Stande zu bringen.

Eine empfindlichere Zumuthung konnte es für Maria Theresia nicht geben, als die, welche ihr jetzt gemacht wurde, mit dem ihr persönlich verhaßten Könige von Preußen in Unterhandlungen zu treten, und sich zu Opfern bereit zu zeigen, um durch dieselben seine Freundschaft zu erkaufen. Aber die drängende Sprache des mächtigsten ihrer Verbündeten, des Königs Georg, und weit mehr noch eine Nachricht, welche um jene Zeit durch Vermittlung der englischen Regierung an den Wiener Hof gelangte, bewogen endlich auch Maria Theresia, sich Preußen gegenüber wenigstens zu einiger Nachgiebigkeit zu verstehen. Es war dieß die unzweifelhafte Kunde von dem zwischen Frankreich

und Preußen abgeschlossenen Vertrage. Alle Hoffnungen, welche man Anfangs auf die Hülfeleistung und dann wenigstens auf die Neutralität Frankreichs gesetzt hatte, waren nun mit einem Male zertrümmert, und klar und deutlich stand vor Aller Augen die furchtbare Gefahr, mit welcher die in weitem Halbkreise gegen Oesterreich herandringenden Feinde die Königin selbst, ihr Haus, ihr Reich bedrohten. Als die österreichischen Minister, schreibt Robinson seiner Regierung, die Nachricht von dem Abschlusse jenes Vertrages erhielten, fielen sie Leichen gleich in ihre Stühle zurück. Nur ein Herz blieb standhaft; es war das der Königin selbst.

In tiefem Schweigen hörte Maria Theresia Robinson's Mittheilung; als er jedoch geendigt hatte, brach sich die Leidenschaftlichkeit ihres Wesens in lebhaften Ausrufungen Bahn, die den ganzen Schmerz verriethen, von welchem sie durchdrungen war[6]). Doch auch jetzt blieb sie von einer Gebietsabtretung in Schlesien so weit entfernt wie je. Sie tadelte es, daß Hyndford dem Könige von Preußen Glogau angeboten habe, und sie behauptete, es könne solches nur geschehen sein, weil man in England das reiche Erträgniß dieses Fürstenthums und dessen Wichtigkeit für die Sicherheit ganz Schlesiens nicht kenne.

Mit solcher Bestimmtheit sprach Maria Theresia dieß aus, daß von all den Ministern, welche noch kurz zuvor die junge Fürstin nach ihrem Willen lenken zu können vermeinten, jetzt keiner es wagte, die entgegengesetzte Anschauung zu vertheidigen und einer etwaigen Gebietsabtretung in Schlesien das Wort zu reden. Niemand von denen, welche sich innerlich zu dieser Meinung bekannten, unterfing sich, ihr der Königin gegenüber Worte zu leihen. Der Großherzog Franz, von dem man nicht mit Unrecht annahm, er wünsche eigentlich eine Ausgleichung mit Preußen, und sehe einen Theil Schlesiens als keinen allzuhohen Preis für dieselbe an, erklärte sich doch mit einer sonst selten an ihm hervortretenden Energie im entgegengesetzten Sinne. Er wolle nicht einmal, so äußerte er sich gegen Robinson, zur Hintangebung von Glogau rathen; höchstens könnte man dieß Fürstenthum als einlösbares Pfand für eine bestimmte Zeit an Preußen überlassen. Zu einem größeren Zugeständnisse würde er seine Gemahlin niemals bewegen können. Er sei jedoch auch weit davon entfernt, dieß thun

zu wollen, und er müßte Jeden, der es unternähme, als einen Verräther ansehen. Einmal im Besitze der vier von ihm geforderten Fürstenthümer wäre König Friedrich nicht nur der Herr ganz Schlesiens, sondern auch Böhmens und Mährens, sobald es ihm gefallen sollte, seine ehrgeizigen Pläne weiter zu verfolgen. Was ihn selbst betreffe, so wolle er lieber allen Kronen, auch derjenigen des deutschen Kaiserreiches entsagen, als sie auf Kosten seiner Gemahlin erwerben[7]).

Wenn schon der Großherzog von Toscana es nicht wagte, für eine Abtretung in Schlesien seine Stimme zu erheben, wenn er im Gegentheile Jeden, der solches thun würde, als Verräther bezeichnete, so läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß sich auch keiner der Rathgeber Maria Theresia's dessen unterfing. So blieb also dem Grafen Philipp Kinsky, welcher wiederholt erklärte, nicht eine Handbreit schlesischer Erde dürfe preußisch werden, und Bartenstein das Feld, der behauptete, der Verlust all seiner italienischen Länder würde dem Hause Oesterreich geringeren Nachtheil verursachen, als irgend eine Einbuße in Schlesien.

Diese letztere Aeußerung weckt die Vermuthung, von Bartenstein sei der Gedanke ausgegangen, welcher damals auftauchte, den König von Preußen durch Abtretungen in einem anderen Theile der Länder des Hauses Oesterreich, und zwar in den Niederlanden zu befriedigen, welche, in großer Entfernung von der übrigen Monarchie gelegen, für deren Machtstellung nicht die gleiche Wichtigkeit wie Schlesien besaßen. Auch hierauf ging Maria Theresia nur mit sichtlichem Widerwillen ein. Doch bequemte sie sich endlich zur Annahme des Vorschlages, Preußen durch Abtretung des österreichischen Geldern zu befriedigen, und sie ließ diesen Entschluß der englischen Regierung zur Mittheilung an König Friedrich mit dem Beisatze ankündigen; sie verzichte außerdem auch auf jede Zahlung, zu der sich Preußen früher angeboten, und auf jeden Ersatz für die unermeßlichen Verluste, welche die Besetzung Schlesiens durch die preußischen Truppen ihr zugefügt habe. Sollte Geldern dem Könige Friedrich nicht genügen, so werde sie, ließ Maria Theresia durchblicken, nicht entgegen sein, demselben dort auch einen noch größeren Gebietszuwachs zu Theil werden zu lassen[9]).

Es war ein Hoffnungsstrahl für Maria Theresia, als die Nachricht einlief, der König von England habe endlich in Hannover, wo er sich damals aufhielt, durch seine Minister mit den Bevollmächtigten Maria Theresia's drei Verträge unterzeichnen lassen, durch deren ersteren, im Namen der englischen Krone abgeschlossenen, der Königin von Ungarn die Entsendung der tractatmäßigen Hülfe von zwölftausend Mann und die Ausbezahlung der von dem Parlamente bewilligten dreimalhunderttausend Pfund Sterling zugesagt wurde. Zwei Drittheile dieser Summe wurden durch den zweiten Vertrag dem Könige Georg als Kurfürsten von Hannover als Entgelt für die Ausrüstung eines ferneren Hülfscorps von zehntausend Mann hannoverscher Streitkräfte überlassen, welche der König, mit noch dreitausend Mann auf eigene Kosten auszurüstender Truppen vermehrt, binnen vier Wochen nach Unterzeichnung der Verträge, also bis zum 22. Juli 1741 zur Verfügung der Königin von Ungarn in's Feld zu stellen versprach. Die noch übrigen hunderttausend Pfund blieben Maria Theresia, um damit einen wenn gleich nur geringen Theil ihres eigenen Kriegsaufwandes bestreiten zu können. Nähere Bestimmungen über die Art der Behandlung und Verwendung des englisch-hannoverschen Hülfscorps, dessen Gesammtstärke somit fünfundzwanzigtausend Mann betragen sollte, waren in der dritten Convention enthalten[9]).

Nicht gerade durch die abgeschlossenen Verträge, aber doch durch die Verhandlungen, welche zu deren Zustandekommen stattgefunden hatten, war theils verabredet, theils wenigstens mit ziemlicher Bestimmtheit angedeutet worden, obige fünfundzwanzigtausend Mann sollten noch durch vierzehntausend Mann englischer Truppen vermehrt werden, um hiedurch die Generalstaaten zur Stellung von fünftausend Mann Hülfstruppen zu vermögen. Ueber diese gesammten Streitkräfte, welche zusammen vierundvierzigtausend Mann zählen würden, werde König Georg in Person den Oberbefehl übernehmen und durch einen Angriff auf Preußen eine mächtige Diversion zu Gunsten Oesterreichs ausführen[10]).

Zieht man noch außerdem in Betracht, daß Sachsen sich vorlängst anheischig gemacht hatte, in dem Augenblicke, in welchem Georg II., es sei als König von England oder als Kurfürst von Hannover, wirklich die Waffen wider Preußen ergreifen würde, gleich-

falls mit gesammter Macht gegen dasselbe loszubrechen; daß ferner ein ähnliches Versprechen von Seite Rußlands geleistet worden war[11]), so kann es dem Wiener Hofe wenigstens nicht als eine ganz unbegründete Verblendung ausgelegt werden, wenn er neuerdings daran glaubte, dem dergestalt combinirten Angriffe von vier Seiten her werde es gelingen, den König von Preußen zu zwingen, Schlesien zu räumen und zur Vertheidigung seiner Erblande in dieselben zurückzukehren.

Von solchen Hoffnungen erfüllt, ließ Maria Theresia allsogleich die Ratifikationen der in Hannover abgeschlossenen Verträge ausfertigen und dorthin übersenden, um daselbst ihre Auswechselung vorzunehmen. Die österreichischen Gesandten in Dresden, im Haag und in St. Petersburg wurden von dem Geschehenen unterrichtet und angewiesen, die Regierungen, bei welchen sie beglaubigt waren, zu schleuniger und energischer Mitwirkung zur Erreichung des gemeinsamen Zieles aufzufordern. Auch Maria Theresia's Oberfeldherr in Schlesien, Graf Neipperg, ward von Allem benachrichtigt und beauftragt, in der Person des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Browne einen tüchtigen Officier nach Dresden zu entsenden, um dort über die vorzunehmenden Operationen genaue Verabredungen zu treffen[12]). Und an den österreichischen Agenten in London, von Zöhrer erging der Befehl, bei Erhebung der ersten vierteljährlichen Rate der bewilligten dreimalhunderttausend Pfund zwei Drittheile, also fünfzigtausend Pfund dem Bevollmächtigten des Königs von England einzuhändigen.

Der Umstand, daß König Georg diesen Betrag wirklich in Empfang nehmen ließ[13]), und die Entsendung des Generals von Ilden nach Dresden, um sich dort mit dem sächsischen Hofe und dem Grafen Browne über die bevorstehenden Kriegsunternehmungen zu verständigen, gestatteten kaum mehr einen Zweifel, daß es dem Könige und der englischen Regierung wirklich Ernst sei mit der raschen Durchführung der übernommenen Verpflichtungen. Um so unvorbereiteter wurde daher Maria Theresia von der sie mit dem schmerzlichsten Erstaunen erfüllenden Nachricht überrascht, es sei zwar der ersten, im Namen der britischen Krone abgeschlossenen Convention die Ratifikation zu Theil geworden, diejenige der beiden anderen Verträge werde jedoch von König

Georg, unter dessen Augen sie erst vor kurzem zu Stande gebracht worden, jetzt unter allerlei nichtigen Ausflüchten sichtlich verzögert. Ja an demselben Tage, an welchem die gemeinschaftlichen Operationen gegen Preußen beginnen sollten, am 22. Juli ließ König Georg eine Erklärung ausstellen und sie tags darauf den Gesandten Maria Theresia's einhändigen, durch welche er den beiden von ihm als Kurfürst von Hannover abgeschlossenen Verträgen die Ratifikation förmlich verweigerte[14].

Die Mittheilung ihres Inhaltes an die Höfe von Dresden und St. Petersburg, und der Umstand, daß der Tractat mit Sachsen gleichfalls noch nicht ratificirt worden sei, dienten als Vorwand hiezu. Die Nichtigkeit desselben erscheint jedoch um so unwidersprechlicher, als die sächsische und die russische Regierung ohnedieß längst schon in's Vertrauen gezogen waren, und es keinen denkbaren Grund gab, vor ihnen ein Abkommen geheim zu halten, an dessen Verwirklichung sie sich mittelst ihrer Streitkräfte betheiligen sollten. Und was die zweite Ausflucht betraf, so wurde dieselbe ganz ebenso von Seite Sachsens gebraucht, um dem Abschlusse des Bündnisses mit Maria Theresia zu entgehen. In Dresden behauptete man, man könnte nicht ratificiren, weil dieß von Seite Hannovers, in Hannover, weil es von Sachsen nicht geschehen sei.

Es lag klar am Tage, daß diese plötzliche Sinnesänderung des Königs Georg durch nichts Anderes als durch die bestimmte Nachricht von dem Abschlusse des Bündnisses zwischen Baiern, Frankreich und Spanien, und durch die Furcht vor einem Einfalle französischer Truppen in seine hannoverschen Lande hervorgerufen war. Bei einem solchen besorgte er zwischen zwei Bedränger, die Heere Frankreichs und Preußens zu gerathen, und darum beschloß er jetzt, freilich im entschiedensten Widerspruche mit seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen, so lange nicht offen für Maria Theresia Partei zu ergreifen, bis nicht durch deren Aussöhnung mit dem Könige von Preußen wenigstens von einer Seite her die Gefahr entfernt und die Möglichkeit geboten wäre, alle Streitkräfte nach der anderen Seite hin, wider Frankreich und Baiern zu concentriren[15]. Darum drang die englische Regierung jetzt neuerdings und in noch angelegentlicherer Weise als zuvor auf

die Fortführung der Verhandlungen mit dem Könige von Preußen, welcher das Anerbieten Lord Hyndford's wegen Abtretungen in den Niederlanden nicht von der Hand gewiesen, aber diejenige Gelderns als ganz ungenügend bezeichnet hatte. Man müsse sich daher, so wurde englischer Seits in einem fast drohenden Tone gefordert, zu ausgiebigeren Opfern entschließen. Nochmals wurde der Vorschlag erneuert, Robinson solle sich als Bevollmächtigter Maria Theresia's zu König Friedrich nach Schlesien begeben. Man glaube sichere Kunde davon zu besitzen, fügte man hinzu, daß derselbe seinem jüngsten Vertrage mit Frankreich noch nicht die Ratifikation ertheilt habe. Es sei noch immer möglich, sich mit ihm auszusöhnen und ihn aus einem Feinde in einen Freund zu verwandeln. Hierauf müsse auch jetzt noch mit größtem Eifer hingearbeitet werden.

Das Scheitern der Hoffnung, England die Waffen gegen Preußen ergreifen zu sehen, die begründete Befürchtung, daß nun auch auf die Hülfe Sachsens und Rußlands nicht mehr zu zählen sei, die Besorgniß endlich, Baiern und mit ihm Frankreich ohne längere Säumniß die Feindseligkeiten eröffnen zu sehen, hatten am Wiener Hofe Alles in Angst und Schrecken versetzt. Man begriff, daß die äußerste Kraftanstrengung geboten sei, um wenigstens nicht widerstandslos zu Grunde zu gehen. In den letzten Tagen des Monats Juli wurde eine Sitzung der geheimen Conferenz gehalten, zu welcher man auch die Feldmarschälle Prinz von Sachsen-Hildburgshausen, Fürst Christian Lobkowitz und Graf Khevenhüller berief. Die Vertheidigungskraft des Reiches wurde einer eindringlichen Prüfung unterworfen und der Beschluß gefaßt, sieben Regimenter aus Ungarn zu ziehen und sie sammt den in Böhmen befindlichen drei Bataillonen, dann ungefähr fünftausend Grenzer bei Pilsen in einem Lager zu versammeln. Man sah zwar ein, daß man durch diesen Entschluß Ungarn einem etwaigen Angriffe von Seite der Türkei nahezu Preis gab. Die friedlichen Versicherungen der Pforte gewährten jedoch wenigstens einige Beruhigung, und jedenfalls war es geboten, der schon vorhandenen Gefahr zuerst zu begegnen. Von Pilsen aus sollte sich Lobkowitz, welchem der Oberbefehl über das neu zusammenzuziehende Armeecorps übertragen wurde, dorthin wenden, wo der erste Angriff zu besorgen war.

Die Unzulänglichkeit dieser Vertheidigungsmaßregeln war jedoch allzu auffallend, als daß man sich eine entscheidende Wirkung von denselben hätte versprechen können. Die Ueberzeugung hievon war allgemein und fast Niemand zweifelte mehr daran, daß nur in der Begütigung des nächsten und gefährlichsten Feindes, des Königs von Preußen noch Rettung zu finden sei. So mächtig wirkte dieses Gefühl, daß es selbst denjenigen die Zunge löste, welche es zuvor nicht gewagt hatten, der Königin von einer Einbuße in Schlesien zu sprechen.

Der Großherzog von Toscana und die meisten ihrer Minister drangen nun in Maria Theresia, sich zur Nachgiebigkeit zu verstehen. Aber auch jetzt wollte sie von Abtretungen in Schlesien nichts hören. Selbst darauf, sich zu solchen in den Niederlanden herbeizulassen, ging sie nur mit äußerstem Widerstreben ein. Als ihr der Entwurf der betreffenden Anerbietungen vorgelegt wurde, unterzog sie denselben vielfachen Aenderungen. Hier verringerte sie, was ihr zu viel, dort legte sie zu, wo ihr ein Zugeständniß zu geringfügig erschien. In einer Stimmung, an welcher Unentschlossenheit, Widerwillen und tiefer Unmuth gleichen Antheil hatten, bedeckte sie das Papier mit Correcturen und sandte hierauf den ganzen Plan zu neuerlicher Umarbeitung an Sinzendorff zurück. Endlich, nach langem Widerstreben gab sie ihre Einwilligung, daß dem Könige, wenn er seine Weigerung, sich mit Geldern zu begnügen, wiederholen sollte, auch noch Limburg angeboten werde. Sie erklärte sich neuerdings bereit, das frühere Begehren einer Entschädigung für die Verluste, welche ihr die preußische Occupation Schlesiens verursacht habe, fallen zu lassen, und fügte das Versprechen hinzu, dem Könige eine Summe von zwei Millionen Thalern zu bezahlen[16]). Ja sie deutete selbst die Möglichkeit an, daß sie sich im äußersten Falle zu einer Abtretung Glogau's entschließen könnte.

Aus ihren eigenen Worten wissen wir jedoch, daß es ihr nicht Ernst damit war, und daß sie sich nur zum Scheine, um Robinson und ihre eigenen Minister zu beschwichtigen, zu diesem Zugeständnisse herbeiließ[17]). Selbst die Abtretung Limburgs, obwohl ihr die Einwilligung hiezu abgedrungen worden war, wünschte sie dann wieder vermieden zu sehen. Sie beschwor Robinson, ihr diese Provinz,

und mit ihr die Ruhe ihres Gewissens zu retten, indem sie sich gegen die Stände von Brabant eidlich verpflichtet habe, nichts von jenem Lande hinwegzugeben. Und als Robinson sie darauf aufmerksam machte, es sei eher zu befürchten, daß sich König Friedrich mit den ihm zu machenden Anerbietungen nicht befriedigt zeigen werde, da sprach sie in ihrer gewohnten leidenschaftlichen Weise den Wunsch aus, ihre eigenen Zugeständnisse von Seiten des Königs von Preußen zurückgewiesen zu sehen. Auch gegen andere Personen erklärte sie, daß sie untröstlich darüber wäre, wenn, wie sie nicht zweifle, der König von Preußen das Anerbieten einer Gebietsabtretung in Schlesien annehmen würde[18]).

Die Standhaftigkeit, mit welcher Maria Theresia sich dagegen sträubte, zu Gunsten des Königs von Preußen auf einen Theil Schlesiens zu verzichten, fand einen neuen Stützpunkt in der Hoffnung, welche sie hegte, auf weniger schmerzliche Bedingungen hin mit einem anderen Gegner, dem Kurfürsten von Baiern zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen. Schon vor mehreren Monaten hatte der Wiener Hof es versucht, durch Vermittlung des Papstes, welcher sich eifrigst bemühte, es zwischen den katholischen Mächten, insbesondere zwischen Frankreich, Baiern und Oesterreich nicht zum Kriege kommen zu lassen[19]), und mit Vorwissen des Cardinals Fleury eine Annäherung an Baiern anzubahnen. Des Grafen Gundacker Starhemberg Schwiegersohn, der ehemalige Reichsvicekanzler Graf Rudolph Colloredo, und der päpstliche Nuntius in Frankfurt, Monsignor Doria waren die Mittelspersonen, deren man sich dazu bediente. Als es aber in solcher Weise nicht gelang, von Baiern irgend eine, sei es zustimmende, sei es ablehnende Erklärung zu erwirken, schlug man einen anderen Weg ein, von welchem man sich eher ein günstiges Ergebniß versprach. Der Vorgang, welcher hiebei beobachtet wurde, ist bezeichnend für die Art und Weise, in der die Staatskunst damals zu Werke ging, um ihre Zwecke zu erreichen.

Am 11. Juli 1741 war es, daß Graf Sinzendorff dem Sohne eines in München ansässigen israelitischen Bankiers Namens Wolf Wertheimber eine Erklärung in die Feder dictirte, kraft deren die Bereitwilligkeit der Königin von Ungarn, mit dem Kurfürsten von

Baiern in freundschaftliches Einvernehmen zu treten, und ihr Wunsch zu erkennen gegeben wurde, derselbe möge sich über sein Begehren an Land und an barem Gelde, so wie über die Mittel und Wege zur Anknüpfung einer förmlichen Verhandlung vernehmen lassen. Diese Schrift, nach München übersendet, wurde von Wertheimber dem baierischen Kanzler Freihern von Unertel und durch ihn dem Kurfürsten mitgetheilt. Karl Albrecht aber wiegte sich damals schon in allzu sicheren Träumen künftiger Größe, als daß er in einem Augenblicke, in welchem er auf dem Punkte stand, wider Maria Theresia das Schwert zu ziehen, zu einem gütlichen Uebereinkommen die Hand geboten hätte. Deutschlands Kaiser, wenn gleich nur von Frankreichs Gnaden zu werden, darauf war ja sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet. Darum ließ er sich durch nichts mehr bewegen, den Pfad zu verlassen, den er einmal eingeschlagen hatte.

Die halben Antworten, die der Kurfürst von Baiern ertheilte, verursachten zwar, daß der Schriftenwechsel sich durch Wertheimber's Vermittlung noch eine Weile mühselig fortspann [20]). Es wurde jedoch ebensowenig etwas dadurch erreicht, als mittelst der Anträge, welche Maria Theresia durch die verwitwete Kaiserin Amalie, des Kurfürsten Schwiegermutter, an denselben gelangen ließ.

Wenn er sich verbindlich machen wollte, sich mit der Königin von Ungarn vollständig zu vergleichen und allem Blutvergießen vorzubeugen, so sei sie bereit, wurde ihm eröffnet, sich zu einer sehr beträchtlichen Gebietsabtretung, jedoch nur außerhalb Deutschlands zu verstehen, und es ihm anheimzustellen, wo, durch wen und in welcher Art die Verhandlungen hierüber zu pflegen wären. Auf das Verlangen, sich deutlicher zu erklären, wurden die ganzen österreichischen Niederlande oder sämmtliche Besitzungen des Hauses Habsburg in Italien dem Kurfürsten geboten, wogegen er sich verpflichten sollte, Maria Theresia vor einem Gebietsverlust in Schlesien zu bewahren und dem Großherzoge von Toscana seine Stimme bei der Kaiserwahl zu ertheilen. Dem heiligen Stuhle aber und der französischen Regierung wurde von Allem Kenntniß gegeben und deren angelegentliche Vermittlung bei dem Kurfürsten von Baiern in dringender Weise nachgesucht [21]).

Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise, in welcher die Verhandlung mit dem Kurfürsten von Baiern stattfand. Einem bestellten Bevollmächtigten gleich vertrat die Kaiserin Amalie in mündlicher Besprechung mit ihrer Nichte, der Königin von Ungarn, die Interessen ihres Schwiegersohnes. Am 26. August 1741 fand eine solche Unterredung zwischen den beiden Fürstinnen statt. Maria Theresia's Anträge wurden von der Kaiserin im Namen Karl Albrecht's von Baiern ablehnend beantwortet. Die italienischen Länder des Hauses Habsburg könne der Kurfürst nicht annehmen, erklärte sie, weil er durch seinen Vertrag mit Spanien gebunden sei; die Niederlande nicht, weil er besorgen müßte, hiedurch bei Frankreich Anstoß zu erregen. In den österreichischen Vorlanden und dem Lande ob der Enns, dann in seiner Erhebung zur Würde eines Königs von Schwaben oder Franken sehe er allenfalls einen annehmbaren Preis, um welchen er sich vielleicht entschließen könnte, von der Verfolgung seiner Ansprüche auf die Erbschaft Karl's VI. abzustehen.

In eifriger Gegenrede ließ sich hinwieder Maria Theresia vernehmen. Die Länder des Hauses Oesterreich in Italien wären hinreichend, um sowohl Baiern als Spanien zu befriedigen, welch Letzteres mehrmals habe durchblicken lassen, sich mit Parma und Piacenza begnügen zu wollen. Die Niederlande aber müßte Frankreich lieber in baierischen als in österreichischen Händen sehen. Oft hätte ja der Cardinal Fleury betheuert, mit seinem Herzblute, wenn es sein müßte, die Einigung zwischen den Häusern Oesterreich und Baiern erkaufen zu wollen. Wenn also überhaupt auf das Wort eines Mannes und eines Kirchenfürsten noch zu bauen wäre, so brauchte der Kurfürst nicht zu besorgen, durch Uebernahme der Niederlande bei Frankreich Anstoß zu erregen. Dem zukünftigen Oberhaupte einer dieser beiden Ländergruppen, der italienischen oder der niederländischen, die Königswürde zu übertragen, konnte kaum einem erheblichen Anstande begegnen, während wider die Einsetzung eines Königs von Schwaben oder Franken das ganze deutsche Reich sich auflehnen würde.

Zu einer Abtretung des Landes Oesterreich ob der Enns werde sie, fuhr Maria Theresia fort, sich nun und nimmermehr verstehen. Wohl aber sei sie erbötig, außer der Ueberlassung der Niederlande an

den Kurfürsten von Baiern zu Gunsten desselben auch noch auf ihre Nachfolgerechte im Herzogthume Württemberg, auf welche Karl Albrecht ja ehemals so viel Werth gelegt habe, zu verzichten. Und als die Kaiserin erklärte, ihr Schwiegersohn werde sich jetzt, wo die Dinge so weit gekommen seien, mit all dem nicht mehr zufriedenstellen, da gab ihr Maria Theresia, auf's höchste bedrängt, zu verstehen, sie werde sich im äußersten Falle auch noch dazu bequemen, dem Grundsatze, nichts in Deutschland abzutreten, untreu zu werden und dem Kurfürsten nebst den Niederlanden noch die österreichischen Vorlande, nämlich Breisgau, Vorarlberg und das österreichische Schwaben zu überlassen[22]).

Es ist keine Spur davon zu entdecken, daß diese Anerbietungen in Baiern günstigere Aufnahme als die früheren gefunden hätten. Offenbar war es dem Kurfürsten nicht Ernst mit der ganzen Verhandlung. Er beabsichtigte nichts als Zeit zu gewinnen zum Heranmarsche der französischen Truppen, um durch dieselben verstärkt, nachdem er sich schon Passau's durch Ueberfall bemächtigt hatte, auf österreichischem Gebiete weiter vordringen zu können.

Nicht glücklicher als in ihren Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Baiern war Maria Theresia in denjenigen, welche um dieselbe Zeit in ihrem Namen, wenn gleich fast wider ihren Willen Robinson mit dem Könige von Preußen pflog.

Am 7. August 1741 fand im Lager bei Strehlen die Audienz statt, in welcher Robinson zuerst dem Könige die Summe von zwei Millionen, dann das österreichische Geldern, endlich Limburg und zuletzt außer diesen Provinzen auch noch Glogau anbot, obwohl er sich hiezu nicht eigentlich ermächtigt bekennen mußte. Aber König Friedrich wies das Alles von der Hand. Er läugnete es, daß er sich gegen Hyndford geneigt gezeigt habe, auf eine Abfindung in den Niederlanden einzugehen. Früher hätte er sich vielleicht damit begnügt; jetzt wollte er aber, so erklärte er, ganz Niederschlesien mit Breslau. Man solle sich nicht einbilden, daß er mit Wenigerem sich zufrieden geben werde.

Gleichwie um zu zeigen, daß es ihm vollster Ernst sei mit dieser Forderung, bemächtigte sich der König um jene Zeit durch einen Hand-

streich der Stadt Breslau. Dort waren inzwischen die alten Sympathien für das Haus Oesterreich mächtig wieder erwacht, und wie Friedrich selbst bezeugt, hätte der Magistrat bei einem anderen Ausgange der Mollwitzer Schlacht den Truppen Maria Theresia's ohne Zweifel die Thore geöffnet. Wie sehr dieß in seiner Absicht lag, hatte er durch die Entsendung zweier Abgeordneten nach Wien angedeutet, welche beauftragt waren, die Königin von Ungarn der unverbrüchlichen Treue der Bewohner Breslau's zu versichern[23]). Derlei Kundgebungen erweckten in dem Könige von Preußen die gegründete Besorgniß, Breslau werde sich bei erster Gelegenheit für seine rechtmäßige Landesfürstin erklären. Dem zuvorzukommen, beschloß Friedrich, unbekümmert um den von ihm selbst erst vor kurzem mit der Stadt Breslau abgeschlossenen Vertrag, dieselbe mit seinen Truppen zu besetzen. Am 10. August 1741 waren preußische Grenadiere in Gewährung ihrer Bitte, durch Breslau marschiren zu dürfen, in die Stadt eingelassen worden. Sie überfielen und entwaffneten die nichts Arges ahnenden Stadtwachen; die Bürgerschaft wagte es nicht, dem Könige den Eid der Treue zu verweigern.

„Breslau ist besetzt, unsere Propositionen sind verworfen," schrieb Maria Theresia dem Grafen Philipp Kinsky, als Robinson unverrichteter Dinge zurückgekehrt und gleichzeitig die Kunde des Ueberfalles der Preußen auf Breslau eingetroffen war. „Meine Antwort ist ge„geben," fügte sie in Bezug auf die Forderung König Friedrich's wegen Niederschlesien hinzu, „und Alles zu Ende[24])."

Diese ablehnende Antwort, von Maria Theresia unter dem ersten Eindrucke der üblen Zeitungen aus Schlesien ertheilt, blieb jedoch nicht ihr letztes Wort. Noch hatte sie an die Möglichkeit geglaubt, mit Baiern zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen. Des Kurfürsten Begehren, das Land Oesterreich ob der Enns zu erhalten, mußte ihr jedoch noch weit unerträglicher erscheinen, als das Verlangen König Friedrich's um Abtretung Niederschlesiens. Darum ließen sich jetzt die Stimmen, welche zur Nachgiebigkeit gegen Preußen riethen, lauter und zuversichtlicher vernehmen als zuvor. Selbst Bartenstein gesellte sich zu ihnen, und mit der Entschiedenheit, die sein ganzes Wesen kennzeichnete, vertrat er nun die Meinung, welche seiner

früheren Anschauung entgegengesetzt war. Es gebe kein anderes Rettungsmittel mehr für die Königin, erklärte jetzt auch er, als wenn gleich mit empfindlichen Opfern in Schlesien die alte Allianz gegen Frankreich und das ihm verbündete Baiern wieder herzustellen.

Worin diese Opfer bestehen sollten, wurde jetzt am Wiener Hofe neuerdings berathen. Mit gewohntem Ungestüm drang Robinson darauf, dem Könige von Preußen seinen Willen zu thun und ihm ganz Niederschlesien sammt Breslau zu Theil werden zu lassen[25]). So lange König Friedrich nicht durch vollständige Erfüllung seiner Wünsche gewonnen sei, werde England der Königin von Ungarn weder gegen Preußen, noch selbst gegen Frankreich und Baiern auch nur einen einzigen Mann zu Hülfe senden[26]). Und da man ihn fragte, wie man hierauf eingehen könne, ohne sich hinwieder den König von Polen zum Feinde zu machen, welcher wiederholt erklärt hatte, die Abtretung eines ansehnlichen Theiles von Schlesien an Preußen nicht zugeben zu können, ohne sein Erbland Sachsen dem Verderben Preis zu geben, meinte Robinson, König August werde sich wohl mit der Bezahlung der von ihm gewünschten zwölf Millionen zufrieden stellen[27]). Woher Maria Theresia bei dem gänzlich erschöpften Zustande ihrer Finanzen und bei dem Verluste einer ihrer reichsten Provinzen diese Summe nehmen sollte, hierauf blieb der englische Bevollmächtigte freilich die Antwort schuldig.

Auch jetzt nahm Maria Theresia die Eröffnungen und Vorschläge Robinson's nur mit äußerstem Widerwillen entgegen[28]). Dennoch berief sie, um über dieselben zu berathen, die Mitglieder der Conferenz. Widerstreitend waren die Ansichten, die im Schoße derselben sich geltend machten. Die Gefahren, in welchen man sich bereits befand und die sich von Tag zu Tag noch furchtbarer gestalteten, die drohende Sprache, nicht bloß der offenen Feinde, sondern selbst derjenigen, welche man bis jetzt als Freunde ansehen zu dürfen geglaubt hatte, die Hoffnung, durch Beendigung des Kampfes gegen Preußen nicht nur eine ausreichende Heeresmacht wider die sonstigen Gegner verfügbar zu erhalten, sondern auch an König Friedrich selbst einen mächtigen Alliirten zu gewinnen, die Aussicht endlich, durch seine Mitwirkung dem

Großherzoge von Toscana die Kaiserkrone zu erwerben, alles dieß fiel für die Nachgiebigkeit gegen Preußen gar sehr in die Wagschale.

Andererseits schreckte die Größe des Opfers, welches man sich auferlegen sollte, und das weitaus den besten Theil Schlesiens umfaßte, — es schreckte die Ueberzeugung, daß auf das Wort König Friedrich's nicht im mindesten zu bauen sei, und die Besorgniß, er werde den jetzt mit ihm abzuschließenden Vertrag nur so lang beobachten, als es ihm gerade vortheilhaft erscheine, von der Fortführung der Verhandlungen mit ihm zurück. Schlesiens unbestrittener Besitz werde ihm, so fürchtete man, erst recht die Mittel in die Hand geben, noch andere Pläne, welche er vielleicht im Schilde führe, wie etwa die Erregung eines Religionskrieges in Deutschland, um sich durch einen solchen zum Oberhaupte der nördlichen protestantischen Hälfte des Reiches zu machen, mit desto größerer Aussicht des Gelingens zu verwirklichen. Eher als mit Preußen solle man sich mit Frankreich auszusöhnen suchen. Dieß würde geringere Opfer kosten und den Vortheil herbeiführen, daß England sich endlich zu thatkräftigem Handeln wider Preußen entschließe[29]).

So lauteten die Ansichten der beiden Parteien, welche sich im Rathe der Königin gegenüberstanden. Die weitaus zahlreichere derselben siegte, indem das Gewicht ihrer Argumente durch die immer drohender werdende Gefahr gar ansehnlich verstärkt ward. „Nichts „ereignet sich," sagt ein Augenzeuge, „und kein Tag vergeht, ohne daß „die gegenwärtige Bedrängniß nicht noch vermehrt würde[30])."

Nach langer Erörterung vereinigten sich endlich sämmtliche Minister in der übereinstimmenden Meinung, es bleibe nichts übrig als der zwingenden Gewalt der Umstände nachzugeben und auf die von Preußen verlangten Opfer wenigstens in der Hauptsache einzugehen. Nur eine einzige Person, freilich die wichtigste, die Königin selbst widerstand noch. Erst nach zweitägigem gemeinsamen Andringen ihrer Minister und Robinson's gelang es, sie zur Nachgiebigkeit zu vermögen[31]). Es wurde der Beschluß gefaßt, dem Könige von Preußen zwar Niederschlesien anzubieten, jedoch gleichzeitig durch eine Demarcationslinie genau zu bezeichnen, was man darunter eigentlich verstanden haben wollte. Diese Linie lief von Greifenberg über Gold-

berg nach der Oder, und durchschnitt, den Fluß überspringend, das Fürstenthum Wohlau. Liegnitz und Breslau wären hienach österreichisch geblieben. Sachsen meinte man zu gewinnen, indem man nach Robinson's Vorschlag auf die früher von König Friedrich angebotenen zwei Millionen gegen dem verzichten zu wollen erklärte, daß Preußen die Lehen in der Lausitz an Sachsen abtrete, und hinsichtlich des freien Durchzuges durch den Bezirk von Grüneberg nach Polen dasselbe zugestehe, wozu Maria Theresia sich zu Gunsten Sachsens herbeizulassen bereit gewesen war [32]).

Einen schweren Kampf hatte es Maria Theresia's starker Seele gekostet, zu diesem Zugeständnisse ihre Einwilligung zu geben. Sie fühlte sich daher nicht wenig verletzt durch Robinson's Behauptung, dasjenige, was ihr selbst ein so großes Opfer gekostet, werde dem Könige von Preußen noch immer eine allzu geringe Errungenschaft sein. Voll hohen Selbstgefühls erklärte sie dem englischen Bevollmächtigten, ihre Entschlüsse ständen nicht weniger fest als diejenigen ihres Gegners. Sie werde unerschütterlich festhalten an denselben. Sei es einmal von der Vorsehung bestimmt, daß das Haus Oesterreich zu Grunde gehen solle, so liege nichts daran, ob solches durch Baiern oder durch Preußen geschehe.

Ganz eigenthümlich und für ihn selbst gar wenig erfreulich war die Stellung, in welche Robinson durch die Lage der Dinge und durch die zweideutige Haltung seiner Regierung gedrängt wurde. Die tiefe Erbitterung, welche man gegen die Letztere am Wiener Hofe empfand und unverholen aussprach [33]), übertrug man auch auf ihren Bevollmächtigten. Von den österreichischen Staatsmännern als eifriger Vertreter der ungerechten Begehren Preußens angesehen, galt er hinwieder dem Könige Friedrich als rücksichtsloser Verfechter der Sache Maria Theresia's. Dieses Umstandes und der ungestümen, drängenden Art wegen, in welcher er jedesmal seine Anliegen vorbrachte, dem Könige Friedrich eben so unwillkommen als zu Wien wenig beliebt, war er gerade keine geeignete Mittelsperson, um zum zweiten Male nach dem preußischen Feldlager, welches sich nunmehr bei Reichenbach befand, abgeschickt zu werden.

Dennoch würde man irren, wenn man eben der Persönlichkeit des Unterhändlers das nochmalige Scheitern seiner Sendung zuschreiben wollte. Auch mochte es weniger der Umstand, daß die Zugeständnisse Maria Theresia's noch nicht Alles enthielten, was er verlangte, als das daran geknüpfte Begehren der Königin von Ungarn sein, ihr den Besitz aller übrigen von ihrem Vater geerbten Länder in und außer Deutschland zu garantiren und ihr zu diesem Ende ein Hülfscorps von zehntausend Mann zu stellen[34]), wodurch König Friedrich bewogen wurde, die ihm durch Robinson neuerdings überbrachten Vorschläge des Wiener Hofes nochmals zurückzuweisen.

So fest hielt Maria Theresia daran, nur unter der obigen und der ferneren Bedingung, für ihren Gemahl die Stimme Preußens bei der Kaiserwahl zu erlangen, die Opfer in Schlesien zu bringen, daß sie dem Schreiben, mit welchem Sinzendorff die Vorschläge des Wiener Hofes an Robinson übersandte, eigenhändig die Erklärung beigefügt hatte, an die darin gemachten Zugeständnisse werde sie sich nur im Falle pünktlichster Erfüllung aller von ihr verlangten Gegenleistungen für gebunden erachten[35]).

König Friedrich hingegen wollte nichts als im ruhigen Besitze dessen bleiben, was er sich angeeignet hatte; mit dem Schwerte in der Hand für die Sache des Hauses Oesterreich einzustehen, welche ohne seine Hülfe rettungslos verloren schien, davon war er nun weiter entfernt als je. Obwohl er selbst zu wiederholten Malen und auch nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Frankreich sich dazu angeboten, obwohl dieß ja die ganze Zeit her den Angelpunkt seiner Verhandlung mit Maria Theresia gebildet hatte, so verwarf er doch nun plötzlich mit emphatischen Worten die Zumuthung, welche man ihm machte, seinen jetzigen Alliirten untreu zu werden und gegen sie für Maria Theresia die Waffen zu ergreifen. Ohne ihn persönlich angehört zu haben, ließ er Robinson ein zweites Mal unverrichteter Dinge nach Oesterreich zurückkehren.

Nach dem was man an König Friedrich erlebt hatte, glaubte der Wiener Hof so wenig an die Wahrheit der moralischen Entrüstung, welche er über den von ihm verlangten Treubruch kundgab, daß man keinen Augenblick daran zweifelte, er werde denselben allso-

gleich begehen, wenn er dadurch nur die Erfüllung seiner Wünsche zu erlangen vermöchte. Hiezu entschloß sich denn auch Maria Theresia, der unausweichlichen Nothwendigkeit, wenn gleich nur mit äußerstem Widerstreben, dennoch endlich nachgebend. „Placet," schrieb sie auf den Bericht[36]), mit welchem ihr Sinzendorff die betreffenden Actenstücke zur Unterzeichnung vorlegte, „placet, weil kein anderes Mittel „zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid." Und als sie die Aenderung einiger Ausdrücke in dem bezüglichen Schreiben gewünscht, Sinzendorff ihr aber eine Gegenvorstellung gemacht hatte, da gab sie mit den Worten nach: „Diese ganze Angelegenheit ist wider „meinen Willen verhandelt worden, sie kann auch in gleicher Weise „beendigt werden; ich werde mich bei diesen Worten nicht aufhalten[37])." Ganz Niederschlesien, so wie er es selbst verstehe, sammt Breslau, ja außerdem auch noch Grottkau und einige Landstriche an der Neisse, somit einen guten Theil Oberschlesiens[38]) und weit mehr als er selbst verlange, wolle sie ihm abtreten, ließ Maria Theresia dem Könige von Preußen durch Lord Hyndford erklären, wenn er dagegen Antheil nehme an der Allianz wider Baiern und Frankreich.

So gewiß war man der Annahme dieser Vorschläge, daß Neipperg den Auftrag erhielt, alsogleich, wenn ihm durch Hyndford die Kunde davon zugehen sollte, mit der Armee nach Böhmen aufzubrechen[39]). In den versöhnlichsten, ja in allzu demüthigen Ausdrücken schrieb der Großherzog von Toscana dem Könige von Preußen. Er wolle ihren lang unterbrochenen Briefwechsel wieder anknüpfen, sagte er ihm, und er hoffe mit Zuversicht, durch Friedrich's Beistand werde die Königin von Ungarn im Besitze all ihrer übrigen Länder erhalten werden, er selbst aber zur Kaiserkrone gelangen, die er aus seiner Hand mit unbegrenztem Danke entgegennehmen werde[40]). Und um ja nichts zu verabsäumen, was dazu beitragen konnte, den König von Preußen zu bewegen, sich jetzt, nachdem man in seine Begehren vollständig gewilligt hatte, auch der Sache Maria Theresia's thatkräftig anzunehmen, wandte sich deren Mutter, die Kaiserin Elisabeth, in einem eigenhändigen Schreiben an ihren Neffen, den als Freiwilliger im preußischen Lager befindlichen Herzog Ferdinand von Braunschweig, um sich auch seiner Mitwirkung zur Wiederherstellung des

alten Bündnisses zwischen den Häusern Oesterreich und Brandenburg zu versichern[41]).

Je gewisser man am Wiener Hofe darauf zählte, daß die Vorschläge, zu welchen man sich nur in der äußersten Noth hatte entschließen können, von Seite des Königs von Preußen, der nun alle seine Wünsche erfüllt sehe, angenommen werden würden, desto niederschmetternder war der Eindruck, welchen deren Ablehnung hervorbrachte. Niemals werde er, schrieb Friedrich an Hyndford, seine getreuen Alliirten verlassen und mit einem Hofe in Verbindung treten, welcher gegen ihn nie anders als unversöhnlich sein werde und sein könne. Der Königin von Ungarn jetzt noch Hülfe zu leisten, dazu sei es zu spät, und ihr bleibe nichts übrig, als die ganze Schwere ihres Schicksals zu tragen[42]).

In völlig gleichem Sinne, ja in wo möglich noch verletzenderen Worten war die Antwort des Herzogs Ferdinand von Braunschweig an die Kaiserin Elisabeth abgefaßt. Nachdem er in empörender Entstellung des thatsächlichen Verhältnisses die treulose Handlungsweise des Königs von Preußen, durch welche zunächst all die Bedrängniß Maria Theresia's herbeigeführt worden, als eine um sie verdienstliche geschildert; nachdem er es als eine schwere Beleidigung des Königs hingestellt, daß man in Wien sein Verfahren manchmal mit der verdienten Benennung bezeichnet habe, erklärte er, nichts sei nutzloser als der Versuch, den König von seinen Alliirten zu trennen. Maria Theresia bleibe kein anderes Mittel, dem sie bedrohenden Verderben zu entgehen, als daß sie gleichzeitig alle Verbündeten befriedige, deren Einigung stark genug sei, um eine ewige Dauer zu versprechen[43]).

Dieß war der wahrhaft verzweifelte Stand der Angelegenheiten Maria Theresia's um die Hälfte des Monats September 1741. Der König von Preußen hatte alle ihre Anerbietungen zurückgewiesen, und wie um Jedermann zu überzeugen, daß es ihm Ernst sei mit der Fortsetzung der Feindseligkeiten, alle Vorbereitungen getroffen, sein Lager zu verlassen und neuerdings angriffsweise wider Neipperg vorzugehen. Friedrich's nächster Nachbar, der Kurfürst August von Sachsen, König von Polen, welcher gleichfalls das Mißgeschick von allen Seiten über Maria Theresia hereinbrechen sah, hatte sich nun auch

entschlossen, statt sich in den für unvermeidlich gehaltenen Schiffbruch der Königin von Ungarn zu verwickeln, lieber mit ihren Feinden gemeinschaftliche Sache zu machen, um so für sich selber ein tüchtiges Stück der Beute zu erhaschen. Nachdem er den ganzen Sommer hindurch gleich wie mit Oesterreich und England, so auch mit Baiern, Frankreich und Spanien unterhandelt hatte, trat er endlich am 19. September 1741 dem Nymphenburger Vertrage bei, wogegen Frankreich versprach, ihm zur Eroberung von Mähren behülflich zu sein.

Die nächste, unmittelbarste Gefahr aber drohte Maria Theresia von Seite des Kurfürsten von Baiern und des mit ihm verbündeten Frankreich.

Schon früher ist des im Juli 1741 gefaßten Entschlusses der französischen Regierung Erwähnung geschehen, zwei Heere nach Deutschland zu senden, von welchen das eine bestimmt war, zweiundvierzigtausend Mann stark, in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten von Baiern, welchen die französischen und spanischen Subsidien in den Stand gesetzt hatten, zwanzigtausend Mann auszurüsten, in Oesterreich einzudringen. Die zweite französische Armee, zwanzigtausend Mann zählend, sollte sich am Niederrhein zusammenziehen, um von dort aus, durch die Truppen der Kurfürsten von Köln und der Pfalz, welche gleichfalls Subsidien erhielten, ansehnlich verstärkt, Hannover zu bedrohen und es von der Parteinahme für Maria Theresia zurückzuhalten, vielleicht auch zu einer Unternehmung gegen die österreichischen Niederlande verwendet zu werden.

Der weit aussehende Plan wurde ohne Säumniß in's Werk gesetzt. Während sich die französischen Truppen nach den Sammelplätzen begaben, brach der Kurfürst von Baiern plötzlich den Frieden, überfiel am 31. Juli 1741 Passau und zwang durch seine Uebermacht den Cardinal Lamberg, welchem nur eine Besatzung von siebzig Mann zu Gebote stand, ihm die Feste Oberhaus zu überliefern. Mit der durch nichts gerechtfertigten Behauptung, zu diesem Schritte durch die drohende Haltung der Königin von Ungarn gezwungen zu sein, welche sich Passau's zu bemächtigen und einen gewaffneten Einfall in Baiern zu vollführen beabsichtige, suchte der Kurfürst eine Gewaltthat zu beschönigen, gegen welche der Cardinal Lamberg umsonst Protest, der Wiener Hof aber lebhafte Beschwerde erhob.

Daß es dem Letzteren, welcher sich kaum des wider ihn schon im Kampfe befindlichen Gegners zu erwehren vermochte, nicht beifallen konnte, mit einem Angriff auf Baiern umzugehen und sich dadurch neue Feinde auf den Hals zu ziehen, daß daher die um jene Zeit verfügte Entsendung mehrerer Regimenter nach Böhmen, um das Lager bei Pilsen zu bilden, lediglich eine auf Vertheidigung, nicht aber auf Bedrohung berechnete Maßregel sei, lag übrigens ohnedieß auf der Hand. Nicht um eine Rechtfertigung des verübten Gewaltstreiches, denn eine solche wäre unmöglich gewesen, sondern nur um den Vorwand zu demselben handelte es sich; ob derselbe wohl oder übel gewählt war, änderte nichts an einer Sachlage, in welcher zuletzt doch nicht das Recht, sondern nur die militärische Uebermacht entscheiden sollte.

Dieselbe entfaltete sich denn auch jetzt in wahrhaft Schrecken erregender Weise. Am 15. August begannen die französischen Regimenter den Uebergang über den Rhein; auf dem rechten Stromufer angelangt steckten sie das baierische Feldzeichen, aus weißem und blauem Bande geformt, auf ihre Hüte, zum sichtbaren Zeichen, daß sie nur als Hülfstruppen des Kurfürsten von Baiern auf deutschem Boden erschienen. Als solche begaben sie sich zu den beiden baierischen Armeecorps, von welchen das eine in der Oberpfalz zum Einfall in Böhmen bereit stand, während das zweite bei Schärding aufgestellt und dazu bestimmt war, unter des Kurfürsten persönlicher Führung in das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns einzudringen.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn dieses Land dem ihm bevorstehenden feindlichen Einbruche gegenüber als völlig wehrlos bezeichnet wird. Daß es in solchem Zustande sich befand, davon muß die Ursache nicht allzu geringer Vorsicht, — denn schon im März 1741 war der Oberstkriegscommissär Feldmarschall-Lieutenant Graf Salburg beauftragt worden, die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen[44]), — sondern vielmehr dem fast gänzlichen Mangel an verfügbaren Truppen und an Geld zugeschrieben werden. Andererseits aber trifft auch die Corporation, welcher damals die Verwaltung der Provinz ausschließlich oblag, ein nicht geringer Theil des Verschuldens.

Unglaublich ist die kleinliche Engherzigkeit, mit welcher die oberösterreichischen Stände zu Werke gingen, jede ihnen durch die Natur

der Sache zufallende Last von sich möglichst fernzuhalten suchten und dadurch die Maßregeln, welche die Regierung zum Schutze des Landes zu treffen sich bemühte, weit eher hemmten als unterstützten. Gegen die schon im April 1741 von Maria Theresia angeordnete Verlegung von dreitausend Warasdiner Grenzern nach dem Lande Oesterreich ob der Enns erhoben sie Einsprache und verlangten, diese Truppen sollten in Ungarn zurückgehalten werden, oder wenn es hiezu zu spät wäre, wenigstens auf dem rechten Ufer der Enns gelagert bleiben, von wo sie immerhin, wenn Noth an Mann wäre, zur Hülfe herbeigezogen werden könnten[45]). Nur ungern ließen sie sich das Einrücken der beiden Cavallerie-Regimenter Prinz Eugen und Khevenhüller, obgleich dieselben zusammen nicht über vierzehnhundert Mann zählten, gefallen, und klagten über das „Ungemach und die Unkosten", welche ihnen durch deren Bequartierung und Verpflegung verursacht würden[46]).

Auch die Anordnung, ein Aufgebot von viertausend Mann unter die Waffen zu rufen, ward mit der Einrede beantwortet, daß hiedurch bei der Nachbarschaft großes Aufsehen, im Lande selbst aber Kleinmuth und Bestürzung hervorgerufen, und das Aufgebot etwa gar Ursache werden könnte, eine auswärtige Macht zu einem Einfalle in Oberösterreich zu verlocken[47]). Und als demungeachtet Maria Theresia eine Commission einsetzte, welche, aus dem Landeshauptmann Grafen Ferdinand Weissenwolff, dem commandirenden General Grafen Karl Palffy und dem Oberstkriegscommissär Grafen Franz Ludwig von Salburg bestehend, die Maßregeln zur Vertheidigung des Landes berathen und ausführen sollte, da wurde auch jetzt wieder mit solcher Umständlichkeit und Schwerfälligkeit zu Werke gegangen, daß in dem Augenblicke, in welchem der Kurfürst von Baiern Passau überfiel, in Oberösterreich zum Schutze des Landes noch so gut wie nichts geschehen war.

Etwas regeres Leben kam in die Vertheidigungsanstalten, als in der ersten Tagen des Monats August 1741 der Feldmarschall Fürst Christian Lobkowitz auf der Reise nach Pilsen in Linz eintraf. Neuerdings ging man daran, die frühere, jedoch von den Ständen für nutzlos und unausführbar erklärte[48]) Anordnung der Aufstellung des Landesaufgebotes zu verwirklichen. Am 11. August 1741 erschien das

Patent, welches von jeder zehnten Feuerstelle einen Mann zu den Waffen rief. Auf solche Weise wurden etwas mehr als viertausend Mann versammelt. Den Befehl über dieses Aufgebot erhielt das Mitglied des Collegiums der ständischen Verordneten, Joseph Wiellinger von der Au.

Daß jedoch all dieß gegen den bevorstehenden Einfall eines vereinigten baierisch-französischen Heeres völlig unzulänglich sei, darüber konnte bei Niemand auch nur einen Augenblick ein Zweifel obwalten. Darum befahl Fürst Lobkowitz vor seiner Abreise nach Böhmen dem Grafen Palffy, sich keinem ernstlichen Angriffe auszusetzen und bei dem Anscheine eines solchen über die Enns zurückzugehen. Das rechte Ufer dieses Flusses, sowie diejenigen der Donau, dort wo das alte Schloß Spielberg auf einer Insel im Strome liegt, wurden stark verschanzt.

Am 1. September 1741 sandten die oberösterreichischen Stände ihr Mitglied, den Grafen Otto Karl von Hohenfeld an ihre Landesfürstin mit der Bitte um schleunige Hülfe durch Abschickung einer zureichenden Anzahl regulirter Truppen, und wenn diese nicht zu erlangen wären, um Verhaltungsbefehle für den Fall des Einrückens der Baiern[49]).

Die Betheuerungen der Treue und Ergebenheit, welche die oberösterreichischen Stände hieran knüpften, wurden von Maria Theresia mit all der bezaubernden Freundlichkeit entgegen genommen, welche ihr in so seltenem Maße eigen war. Bei allem Unglücke, von dem sie so schwer betroffen werde, gereiche ihr, erwiderte sie dem Grafen Hohenfeld, die Liebe der Unterthanen zum schönsten Troste. Was die Besorgung der Geschäfte während des wahrscheinlichen, mit Waffengewalt nicht mehr hintanzuhaltenden Einfalles der Baiern betreffe, so solle hiezu von jedem der vier Stände nur ein Verordneter in Linz verweilen. Die übrigen hätten sich von dort nach Hause zu begeben, wo sich Jeder, so gut es eben angehe, zu behelfen suchen solle. Was wegen der Uebermacht nicht zu vermeiden oder zu ändern wäre, würde die Königin niemals ungnädig ansehen[50]). Doch solle eine Versammlung der Stände nicht mehr gehalten, eine Huldigung aber um jeden Preis vermieden werden[51]).

Während Maria Theresia diese Anordnungen traf, schickte der Kurfürst von Baiern sich an, von seinem Lager bei Schärding aus, wohin er sich nach der Wegnahme Passau's begeben hatte, um dort die französischen Hülfstruppen zu erwarten, in Oberösterreich einzudringen. Den empfangenen Befehlen getreu zog sich Palffy vor den anrückenden feindlichen Heerschaaren zurück. Angst und Schrecken herrschten im Lande, als die kleine österreichische Streitmacht dasselbe verlassen hatte und nach Niederösterreich zurückgewichen, das Landesaufgebot aber als zu jedem ernstlichen Widerstande gänzlich unfähig nach Hause entlassen worden war. Auf den Schlössern, in den Klöstern und in den Häusern der Wohlhabenden wurde emsig gepackt, um die besten Habseligkeiten schleunigst in Sicherheit zu bringen[52]). Und man that gar wohl daran, sich möglichst zu beeilen, denn schon am 10. September 1741 erschien zu Linz ein Trompeter des Kurfürsten von Baiern, welcher dem Collegium der Verordneten die gedruckte Vertheidigung der Erbrechte des Kurfürsten auf Oesterreich, wohl an fünfzig Bogen stark, und ein Schreiben Karl Albrecht's überbrachte, in welchem die Stände aufgefordert wurden, ihn als ihren rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen und ihm Commissäre entgegenzusenden, um für die Verpflegung seiner Truppen Sorge zu tragen und dadurch jeden Exceß derselben zu verhüten[53]).

Wieder war es der damalige Vertrauensmann der Stände, Joseph Wiellinger von der Au, welcher zu dieser peinlichen Sendung erkoren wurde. Nach Peuerbach eilte er dem Kurfürsten entgegen, wohin inzwischen das französisch-baierische Heer, ohne auch nur dem Schatten eines Widerstandes zu begegnen, in einer Gesammtstärke von fünfzehntausend Mann vorgerückt war. Der andere Theil der Armee kam auf Schiffen die Donau herab, und am 15. September 1741 um zwei Uhr Nachmittags hielt der Kurfürst, von französischen und baierischen Generalen umgeben, seinen Einzug in Linz, von wo aus noch Tags zuvor, obgleich die Stadt schon von fremden Truppen besetzt war, das Collegium der ständischen Verordneten der Königin von Ungarn über die Vorfälle im Lande Bericht erstattet und die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen hatte, ihrer Regierung nicht lange entfremdet zu bleiben[54]). Unverweilt begab ein Theil der Truppen

des Kurfürsten sich nach Enns und Steyer, auch hier wie überall im Lande mit stiller Ergebung, nirgends mit Freudenbezeigungen aufgenommen. So vermochte sich Karl Albrecht binnen wenigen Tagen einer der blühendsten österreichischen Provinzen zu bemächtigen; das Land Oesterreich ob der Enns schien für Maria Theresia verloren und nichts im Stande zu sein, des Kurfürsten Siegeszug nach Wien irgendwie zu hemmen.

In dem Augenblicke, in welchem alle Verbündeten sie feig verließen und nicht nur ihre Feinde, sondern selbst ihre vermeintlichen Freunde sich beutegierig herbeidrängten, um Antheil zu nehmen an der von Niemand mehr bezweifelten Theilung der österreichischen Länder, da fand Maria Theresia in sich selbst, in der eigenen Entschlossenheit und Charakterstärke, sowie in der Treue und Aufopferungsfähigkeit ihrer Unterthanen die Hülfsquellen, welche sie in den Stand setzten, das damals für unmöglich Gehaltene wahr zu machen und über die Mehrzahl ihrer Gegner am Ende doch zu triumphiren.

Zehntes Capitel.

Es ist an einem früheren Orte die der Königin von Ungarn und ihrem Gemahl nicht allzu günstige Stimmung geschildert worden, welche in dem Augenblicke der Thronbesteigung Maria Theresia's in verschiedenen Theilen ihrer Länder herrschte. Wahrhaft erstaunlich war jedoch die Raschheit des Umschwunges, der in dieser Beziehung eintrat, und die Schnelligkeit, mit welcher Maria Theresia sich die Liebe ihrer Unterthanen in einem nie zuvor gekannten Maße zu erwerben verstand. Das Bezaubernde ihres persönlichen Auftretens, die herzgewinnende Art und Weise, mit der sie Allen begegnete, die Unbeschränktheit des Zutrittes zu ihr, der sichtliche Antheil, mit dem sie die Bitten und Klagen des Geringsten ihrer Unterthanen hörte und sich bemühte, Trost und Hülfe zu gewähren, die lebhaften Ausdrücke wirklichen Bedauerns, mit welchen sie selbst eine abschlägige Antwort zu versüßen wußte, ihre Wohlthätigkeit gegen Arme, ihre Freigebigkeit für Alle, die ihr dienten, ihre rastlose Arbeitsamkeit, ihre Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie die Rechtspflege handhabte [1]), all dieß gewann ihr die bewundernde Verehrung eines Jeden, der sich ihr nahte. Die Kunde der herrlichen Eigenschaften der jungen Fürstin verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit in die entferntesten ihrer Lande; begeisterte, aufopferungsfähige Anhänger erstanden ihr überall.

Wie ein gleichzeitiger, der Königin keineswegs günstiger Berichterstatter, der preußische Minister Graf Podewils erzählt, hörte man nichts als die wärmsten Lobsprüche über sie und Alles erhob sie bis

in die Wolken. Jeder war bereit, sich, wie Podewils sagt, „für die „beste der Fürstinnen zu opfern." Man vergötterte sie. Alle Welt wollte ihr Bildniß besitzen. Niemals erschien sie öffentlich, ohne daß das Volk sie mit freudigen Zurufen empfing[2]).

Dieselben Menschen, welche in dem Augenblicke des Todes des Kaisers gegen dessen Tochter und Erbin Gleichgültigkeit, ja fast Abneigung an den Tag gelegt hatten, überboten sich nun in Beweisen lebhaftester Anhänglichkeit. So stellte, um nur eines Beispieles zu erwähnen, der Adel von Böhmen und Mähren dreitausend Rekruten, errichtete Magazine und versah die Städte jener Länder mit Lebensmitteln, um sie in Vertheidigungszustand zu setzen. Ein Graf Dietrichstein bat um die Erlaubniß, ein Freicorps von achttausend Jägern zu errichten, in welches auch geeignete Landleute, insbesondere aber Salinenarbeiter eingereiht werden sollten[3]). Andere gaben, selbst ohne hiezu aufgefordert worden zu sein, ansehnliche Geldsummen. Alle aber trugen trotz der Schwere der Lasten, die ohnedieß auf ihnen lagen, freudig die Opfer, welche die Bedrängniß der Königin von ihnen forderte.

Den günstigsten Anlaß für das Volk, die Liebe zu seiner Monarchin mit all der Wärme zu zeigen, von der es durchdrungen war, boten die frohen wie die traurigen Ereignisse dar, welche sich in dem Familienkreise derselben zutrugen. So wie Maria Theresia schon im Jahre 1740 ihre älteste Tochter, die Erzherzogin Maria Elisabeth nach einer plötzlichen Erkrankung von nur wenig Stunden verloren hatte, so war am 25. Jänner 1741 auch ihre dritte Tochter, die Erzherzogin Maria Caroline durch schnellen Tod hinweggerafft worden. Den einzigen, aber auch den besten Trost in diesen schweren Heimsuchungen gewährte die Geburt eines Prinzen, des lange und sehnsüchtig erwarteten Thronerben.

Am 13. März 1741, zwei Stunden nach Mitternacht brachte Maria Theresia einen wohlgebildeten Knaben zur Welt. So leicht ging die Geburt von Statten, daß erzählt wird, die Königin habe drei Stunden nach derselben scherzend den Wunsch ausgesprochen, schon wieder im sechsten Monate der Schwangerschaft zu sein[4]). Unbeschreiblich war der Jubel, mit welchem der Hof, mit welchem

ganz Wien die Geburt des Thronerben begrüßte. Kaum hatte sich die frohe Nachricht verbreitet, als noch in der Nacht das Volk mit Freudengeschrei durch die Straßen der Hauptstadt strömte und in gewaltigen Massen die Hofburg umwogte. Mit einer Art von Unbändigkeit legte es, wie ein Augenzeuge versichert, seine Begeisterung an den Tag [5]). Es vergaß aller Bedrängnisse, die es erlitt, und glaubte in dem zarten Kinde, welches so eben geboren worden, ein sicheres Unterpfand zukünftiger glücklicherer Tage zu besitzen. Die ganze Woche hindurch dauerten die Freudenbezeigungen, den lebhaftesten Ausdruck aber fanden sie während der Feierlichkeiten, welche die Taufe des neugeborenen Prinzen begleiteten.

Noch bevor die Entbindung der Königin erfolgt war, hatte sie den Beschluß gefaßt, für den Fall der Geburt eines Knaben demselben den Namen seines verstorbenen Großvaters, des Kaisers Karl VI. beizulegen. Es zweifelte daher Niemand, der junge Erzherzog werde gleichfalls Karl genannt werden [6]). Wenige Augenblicke vor der Taufe berief jedoch Maria Theresia ihre Mutter, die verwittwete Kaiserin zu sich und vertraute ihr, sie habe sich während der Zeit ihrer Schwangerschaft so oft im Gebete dem Schutze des heiligen Joseph empfohlen, daß sie es für ihre Pflicht ansehe, ihrem Sohne nun auch den Namen dieses Heiligen zu geben. Der Entschluß der Königin wurde überall, insbesondere aber im Volke beifällig aufgenommen, welch' Letzteres, das sich nun schon in freudig erregter Stimmung befand, den Namen Joseph als schöne Erinnerung an die kurze aber ruhmvolle Regierung dieses Kaisers mit Jubel begrüßte [7]).

In größter Feierlichkeit wurde die Taufe vollzogen. Sechzehn Bischöfe assistirten dem päpstlichen Nuntius Paolucci, welcher die heilige Handlung vornahm. Der Cardinal Kollonitz und der Prinz von Hildburghausen vertraten die Stelle der Pathen, des Papstes Benedikt XIV. und des Königs August von Polen. An diese Letzteren wurden, und zwar an den Papst der nachmalige Staatskanzler Graf Kaunitz, an den König von Polen und den russischen Hof Graf Wilczek abgesendet. Kaunitz hatte sich auch zu König Karl Emanuel von Sardinien und zu der in Florenz residirenden verwittweten Kurfürstin von der Pfalz zu begeben. Graf Rudolph Chotek eilte nach

Lothringen und Frankreich, Graf Nikolaus Esterhazy nach Brüssel, dem Haag, London und Lissabon, andere Sendboten an die Kurfürsten von Baiern, Mainz, Köln und Trier. Ueberallhin, ja sogar an den Hof von Madrid wurde geschrieben, obgleich er Maria Theresia noch nicht als Beherrscherin der österreichischen Länder anerkannt hatte. Nur an König Friedrich von Preußen, mit welchem man sich in offenem Kriege befand, erging keine Mittheilung des frohen Ereignisses.

Als ein solches wurde dasselbe denn auch in allen österreichischen Ländern aufgefaßt und zu Kundgebungen warmer Anhänglichkeit an Maria Theresia benützt. Sie machten, was die Hauptstadt betraf, insbesondere am 23. April 1741 als an dem Tage sich Luft, an welchem die feierliche Vorsegnung der Königin durch den Nuntius Paolucci vorgenommen wurde. Vielfache Freudenbezeigungen fanden statt und der Jubel stieg auf's höchste, als Maria Theresia selbst im offenen Wagen die ihr zu Ehren veranstaltete Beleuchtung der Plätze und Straßen in Augenschein nahm. Ihren höchsten Werth aber erhielten diese Beweise treuer Gesinnung dadurch, daß sie sich nicht bloß auf Festlichkeiten beschränkten, sondern auch die volle Bereitwilligkeit zu Opfern zeigten, auf welche Maria Theresia damals fast ausschließlich angewiesen war.

Es ist leicht begreiflich, daß solche Zeichen wahrer Ergebenheit dann am freudigsten aufgenommen wurden, wenn sie von einer Seite kamen, von welcher man am wenigsten auf dieselbe zählen zu dürfen geglaubt hatte.

Schon früher ist im Vorbeigehen angedeutet worden, daß die Stimmung Ungarns während der Regierungszeit Karl's VI. keineswegs der Art war, um von dort aus besonders nachhaltige Anstrengungen zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion erwarten zu lassen [9]). Zwar war dieses Grundgesetz von den ungarischen Ständen anerkannt und von denselben noch ein zweiter Beweis ihrer Loyalität dadurch gegeben worden, daß sie sich nach Niclas Palffy's Tode statt der Wiederbesetzung der Stelle des Palatins die Ernennung des Herzogs Franz von Lothringen zum Statthalter Ungarns willig gefallen ließen. Aber darum konnte doch der alte Zwiespalt, welcher erst vor wenigen Jahrzehnten im Rakoczyschen Aufstande einen so furchtbaren

Ausdruck gefunden hatte, noch nicht als völlig beseitigt angesehen werden. Daß es hiezu nicht kam, daran war wohl zunächst die allzu große Verschiedenheit der Anschauungen Schuld, welche auf beiden Seiten herrschte. Auf derjenigen der Regierrng ein stetes Mißtrauen, von dem sie sich nicht losmachen konnte, und das durch die niemals unterbrochene Verbindung mit den in der Türkei befindlichen Anhängern Rakoczy's, ja sogar durch theilweise Aufstandsversuche im Lande eher genährt statt beschwichtigt wurde. Auf Seite der Ungarn das unbändige Pochen auf die sogenannten Freiheiten der Nation, welche jedoch nichts bezweckten als immer größere Zügellosigkeit für die bevorzugten, immer tiefere Sklaverei für die unterdrückten Klassen des Volkes, Freiheiten, welche die Hebung der Cultur des Landes, die Ausbreitung der Civilisation ebenso unmöglich machten als sie jede verhältnißmäßige Betheiligung Ungarns an der Bestreitung der allgemeinen Staatslasten hintertrieben.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Feinde des Hauses Oesterreich, als sie zur Demüthigung, wenn nicht zu völligem Sturze desselben ihre Plane entwarfen, mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechneten, es werde in dem umfangreichsten seiner Länder, in Ungarn nur schwache, vielleicht gar keine Unterstützung finden. Diese Voraussetzung wurde jedoch wenigstens nicht in dem Maße erfüllt, in welchem sie gemacht worden sein mochte. Daß es nicht geschah, muß wohl zum größten Theile den zweckentsprechenden Maßregeln zugeschrieben werden, welche Maria Theresia schon im Augenblicke ihrer Thronbesteigung in Bezug auf Ungarn ergriff. Der greise Feldmarschall und Judex Curiae Graf Johann Palffy war der Mann, dessen sie sich hiebei als eines durchaus passenden Werkzeuges bediente.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man Johann Palffy eine der edelsten Gestalten in der neueren Geschichte Ungarns nennt. Ein Patriot im schönsten Sinne des Wortes, seinem Vaterlande mit unwandelbarer Hingebung und auch dann noch treu, wenn das Festhalten an dieser Gesinnung ihm die empfindlichsten Opfer auferlegte, bewahrte er doch die gleiche Hingebung, die gleiche Treue auch dem rechtmäßigen Herrscherhause. Er that eben durch sein Beispiel die Ueberzeugung dar, welche ihn beseelte, nur in aufrichtiger Unterord-

nung unter das Haus Oesterreich, nur in innigster Gemeinsamkeit mit dessen übrigen Ländern könne Ungarn nach und nach seine erhabene Bestimmung erfüllen, nicht als ein Hemmniß der Civilisation, sondern als die Brücke zu dienen, über welche dieselbe aus Deutschland, dem in mancher Hinsicht cultivirtesten Lande Europa's sich nach den barbarischen Ländern des Ostens auszubreiten vermöge.

Durch jede Handlung seines Lebens bewies es Palffy, daß er all die Dienste, welche er dem Gesammtstaate Oesterreich leistete, auch als seinem speciellen Vaterlande Ungarn gewidmet ansah. Darum finden wir ihn schon in früher Jugend als Theilnehmer an den glänzenden Schlachten, welche noch unter Leopold's I. Regierung gegen die Türken und die Franzosen geschlagen wurden, in hoher Achtung bei den damaligen ruhmreichen Heerführern des Kaiserhauses, insbesondere dem Prinzen Eugen eng befreundet. So sendete ihn der Prinz im Jahre 1702 aus dem italienischen Feldlager nach Wien, die Noth seines Heeres und die Unmöglichkeit, mit so gänzlich verwahrlosten Truppen einem übermächtigen Gegner noch länger zu widerstehen, dem Kaiser selbst in unumwundenster Weise vorzustellen und darauf zu dringen, daß die Armee wenigstens in nothdürftiger Weise mit Geld versehen werde, an welchem sie wahrhaft unbeschreiblichen Mangel litt.

So wenig es Palffy auch gelang, den Wünschen des Prinzen Befriedigung zu verschaffen, so rechtfertigte er doch mindestens durch die Art und Weise, in der er seiner Mission sich entledigte, Eugen's Vertrauen, und seine freimüthigen Berichte an denselben gewähren noch jetzt ein anschauliches Bild des trostlosen Zustandes, in welchem der Kaiser, der Hof, das ganze Reich zu jener Zeit sich befanden.

Der Rakoczysche Aufstand in Ungarn bot dem Grafen Johann Palffy bald nur allzuviele Gelegenheit dar, eine rastlose und erfolgreiche Thätigkeit zum Heile des Kaiserhauses und Oesterreichs, wie zu demjenigen Ungarns zu entwickeln. Damals mit der höchst wichtigen Stelle eines Bans von Croatien bekleidet und seit dem Beginne des Aufruhrs gegen die Insurgenten im Felde, erhielt er im Jahre 1710, nach Heister's Abdankung den Oberbefehl wider dieselben. Das große Vertrauen, das Palffy überall im Lande, selbst bei der Gegenpartei

genoß, erleichterte die Zustandebringung eines gütlichen Uebereinkommens mit den Insurgenten in außerordentlichem Maße. Die Unterwerfung Karolyi's, welcher mit der ungarischen Reiterei bei Maiteny die Waffen streckte, und der Abschluß des Szathmarer Friedens waren vornehmlich Palffy zu danken, der gerade in einem Augenblicke im Interesse des Kaiserhauses Großes bewirkte, in welchem ihm von dorther durch die harte Behandlung, die seiner Tochter Marianne, Hofdame der Kaiserin Amalie, nach dem plötzlichen Tode Joseph's I. wegen ihrer intimen Beziehungen zu diesem Fürsten von der Mutter desselben, der Kaiserin Eleonore widerfuhr, empfindliche Kränkung bereitet ward.

Bekannt sind Palffy's tapfere Thaten in den Feldzügen der Jahre 1716 und 1717 gegen die Türken, und der ehrenvolle Antheil, welcher ihm als Befehlshaber der Reiterei an Eugen's herrlichen Siegen bei Peterwardein und Belgrad gebührt. So groß war der Ruhm, den er damals sich erwarb, daß er im Jahre 1737, als Karl's VI. letzter Krieg gegen die Pforte begann, von zahlreichen Stimmen, insbesondere seiner Landsleute, als der Würdigste unter den kaiserlichen Generalen bezeichnet wurde, den Oberbefehl zu erhalten. Daß dieß nicht geschah, wurde von Palffy selbst und seinen Anhängern als eine Zurücksetzung, die von Seite des Kaisers erfolgte Hinweisung auf Palffy's hohes Alter und auf die Nothwendigkeit, sich seiner in Ungarn zu bedienen, als ein Vorwand angesehen, um über den Oberbefehl in anderer Weise zu verfügen[10]).

Palffy's Schritte, eine Aenderung dieser Maßregel herbeizuführen blieben zwar fruchtlos; dennoch ließ er, wie solches seine Landsleute und insbesondere seine Standesgenossen so oft zu thun pflegten, durch persönliche Empfindlichkeit sein Verhältniß zum Kaiser nicht trüben. Nach wie vor sich unerschütterlich gleich bleibend in treuer Gesinnung wie in eifrigster Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten, war er auch nach wie vor die eigentliche Vertrauensperson des Kaiserhauses in Ungarn. In welch' hohem Maße dies der Fall war, zeigte sich dadurch, daß man gerade ihn nach Wien berief, als Karl VI. auf dem Sterbebette lag, und daß man ihn, nachdem der Kaiser verschieden war, mit unbeschränkter Vollmacht, ja als Stellvertreter der jungen

Königin nach Ungarn entsandte. Er führte ein Schreiben Maria Theresia's an die Comitate mit sich, in welchem die Aufrechthaltung der Freiheiten und Privilegien Ungarns zugesagt und die Einberufung eines Landtages versprochen wurde.

In jeder Weise rechtfertigte Palffy das in ihn gesetzte Vertrauen. Obwohl schwer gedrückt durch die Last der Jahre, deren er damals schon sieben und siebzig zählte, entwickelte er doch eine erstaunliche Thätigkeit im Interesse seiner Monarchin. Ihm war es vornehmlich zuzuschreiben, wenn sich in Ungarn bald nach dem Einfalle König Friedrich's in Schlesien der ernste Wille zu regen begann, der Königin gewaffneten Beistand zu leihen zur Vertheidigung ihres rechtmäßigen Besitzes. Insbesondere wirkte die Bedrohung des Grenzpasses Jablunka durch die Preußen beschleunigend ein auf die Erhebung in Ungarn.

Am 26. Jänner 1741 erließ Palffy einen Aufruf an fünfzehn Comitate, dann an die Jazygier und Cumanier, Reiterschaaren auszurüsten zur Beschützung Ungarns gegen einen etwaigen Einfall der Preußen. Seine Aufforderung blieb nicht ohne das gehoffte Ergebniß, ja es übertraf dasselbe sogar, und die Aussicht, welche er seinen Landsleuten auf reiche Beute eröffnet hatte, mag hiezu nicht weniger beigetragen haben als das Versprechen, sich selbst an ihre Spitze zu stellen und sie gegen den Feind zu führen[11]). Bald konnte Palffy nach Wien berichten, aus dem Pesther Comitate allein hätten sechzehnhundert Edelleute sich bereit erklärt, zu Pferde zu steigen und ins Feld zu ziehen. Das Beispiel des königlichen Personals Baron Grassalkovics, welcher sich erboten habe ihr Anführer zu sein, sei hierauf von entscheidendem Einflusse gewesen. Das Eisenburger Comitat verspreche tausend, das von Komorn drei- bis vierhundert Mann. Die Cumanier wollten vierhundert Mann stellen und mit den Bewaffneten des Pesther Comitates zwei Regimenter, jedes zu tausend Mann bilden[12]). Auch einzelne Personen erklärten sich bereit, eine beträchtliche Anzahl von Reitern zu stellen. Andere gaben Pferde, Waffen und Bekleidungsstücke; der regste Wetteifer herrschte, sich nicht blos in Worten, sondern auch durch Thaten der Königin dienstbar zu bezeigen

Diesen frischen, freiwilligen Regungen des männlichen Muthes und der Vaterlandsliebe gegenüber macht die ängstliche, kleinliche Anschauungsweise, welcher die Mehrzahl der österreichischen Staatsmänner sich hingab, einen unerquicklichen Eindruck. Zwar hatten die einsichtsvollsten unter ihnen, insbesondere der greise Gundacker Starhemberg schon in der ersten Conferenz, welche über die ungarischen Angelegenheiten gehalten wurde [13]), die Nothwendigkeit hervorgehoben, den Ungarn gegenüber das früher Geschehene zu vergessen und ihnen aufrichtiges Vertrauen zu zeigen. Nur so werde man sich ihres guten Willens versichern und sie zu Opfern vermögen, deren man nun mehr als je bedürftig sei. Damals hatte Niemand dem widersprochen; nun aber, wo es darauf ankam auch in solchem Sinne zu handeln, regte sich das alte Mißtrauen wieder, und man nahm Anstand, einem Volke die Waffen in die Hände zu geben, welches dieselben so oft gegen das eigene Herrscherhaus gekehrt hatte. Der ungarische Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany wurde schleunigst nach Ungarn gesendet, um zu versuchen, ob nicht ein Theil des bewaffneten Aufgebotes sich in Bezahlung einer entsprechenden Geldsumme verwandeln ließe. Die wirklich ausgerüsteten Reiterschaaren sollten gegen Jablunka geführt werden, um einem etwaigen Eindringen der Preußen von dort her zu begegnen [14]).

Zu Gunsten der Anschauung des Wiener Ministeriums läßt sich freilich wieder die traurige Erfahrung, welche man so vielfach an den Ungarn gemacht hatte, und der Umstand anführen, daß gerade zu jener Zeit gewisse Kunde eingelangt war von den rastlosen Bemühungen des Renegaten Bonneval, die Pforte dazu zu bewegen, die Bedrängniß des Hauses Oesterreich zu benützen und sich vorerst des Temeswarer Banates wieder zu bemächtigen. Von Seite fremder Höfe wurde gleichfalls heftig geschürt, die Pforte zum Friedensbruche zu vermögen [15]), und es lag allerdings Grund zur Befürchtung vor, in einem solchen Falle werde sich auch in Ungarn nur allzubald der Vorwand zu einem Aufstande und der Anhang für ihn finden. Selbst und im Vorhinein dem zu besorgenden Aufstande die Waffen in die Hände zu liefern, konnte somit wohl als unklug dargestellt werden. Aber in der Lage, in welcher man sich eben befand, blieb keine Wahl

und man mußte sich dazu entschließen, etwas zu wagen und das geringere Uebel, auch nicht ganz zuverlässigen Leuten Waffen zu geben, dem größeren vorziehen, wehrlos zu bleiben.

Der glücklichste Umstand lag jedoch darin, daß die Pforte, sich mit den erst vor Kurzen im Belgrader Frieden gewonnenen Vortheilen begnügend, keine Lust bezeigte, gegen das Haus Oesterreich Krieg zu führen. Am 2. März 1741 schloß sie mit Maria Theresia einen Vertrag ab, durch welchen die Festsetzung des neuen Grenzzuges zwischen beiden Reichen vollendet wurde. Dieser Umstand und das strenge Urtheil der Verdammung, welches der türkische Botschafter in Wien über den Einmarsch König Friedrich's in Schlesien aussprach, bestärkten in der Hoffnung, daß die Pforte es verschmähen werde, sich eines gleichen Treubruches schuldig zu machen[16]).

In dieser Voraussicht wurde denn auch fortan von Seite Maria Theresia's sowohl als der Ungarn gehandelt. Nachdem Jablunka von den Preußen besetzt worden, eilte Palffy neuerdings nach Wien, sich mit der Regierung über die Maßregeln der Vertheidigung Ungarns für den Fall zu einigen, daß die Preußen weiter in das Land einzudringen versuchen sollten. Palffy erbot sich, eine noch größere Anzahl von Bewaffneten aufzubringen, als bisher bestimmt worden war. Er betonte jedoch auch die Gegenforderung der Ungarn, nur von ihren Landsleuten befehligt zu werden. Die Posten der Generale und aller Officiere sollten nur Ungarn zu Theil werden, Palffy selbst das gesammte Aufgebot in's Feld führen[17]).

Es scheint, daß Palffy's Anträge in Wien völlige Bewilligung fanden und man auch dort den letzten Rest des Mißtrauens fallen ließ, welches man gegen Ungarn noch gehegt hatte. Die Generale Baranyay, Joseph Festetics und Johann Ghillanyi wurden bestimmt, die ungarischen Truppen zu befehligen; Palffy selbst aber kehrte nach Preßburg zurück, um die Aushebung von achttausend Husaren durchzuführen. Nach Preßburg folgte ihm unter dem Vorwande der Jagd der Großherzog Franz, um die von Ungarn aus gegen Schlesien vorzunehmenden militärischen Bewegungen einzuleiten[18]), und wohl auch um zu dem Landtage Vorbereitungen zu treffen, welchen man sobald als möglich nach Preßburg zu berufen sich entschlossen hatte.

Wieder war es der tiefe Kenner ungarischer Zustände, Graf Gundacker Starhemberg, welcher schon in der früher erwähnten Conferenz von 24. October 1740 den Antrag auf baldige Einberufung des Landtages gestellt hatte. Jedwede Einwendung, welche dagegen etwa gemacht werden konnte, verschwand vor der Nothwendigkeit, die Königin baldigst krönen zu lassen, um vollends festen Fuß im Lande zu fassen und die versammelten Stände 'zur Anerkennung der Mitregentschaft des Großherzogs zu vermögen, welche Maria Theresia so sehr am Herzen lag. Die Einwilligung des Landtages bot aber, wie man in Wien gar wohl erkannte, den einzigen gesetzlichen Weg dar, die Mitregentschaft auch in Ungarn in's Leben treten zu lassen [19]). Man entschloß sich daher zu demselben, obwohl man wußte, daß auch auf ihm beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden sein würden. Mit Rundschreiben vom 21. Jänner 1741 wurden die Mitglieder beider Tafeln nach Preßburg geladen, wo am 18. Mai 1741 der Landtag eröffnet ward.

Noch hatte die neunte Morgenstunde kaum geschlagen, als in dichtgedrängter Zahl die Mitglieder beider Tafeln nach ihren Versammlungsorten strömten. Alle trugen sie im Andenken an des Kaisers Ableben das schwarze Trauergewand, und in den Reihen der Zuschauer wurde es gar wohl bemerkt, daß dasselbe bei fast sämmtlichen Mitgliedern des Landtages nach ungarischem Gebrauche geformt war [20]), obwohl man bei Vielen die Ungewohntheit des Tragens solcher Kleidung auf den ersten Blick herausfand und wußte, daß sie sich bisher derselben niemals bedient hatten.

Was die untere Tafel, diejenige der Stände betraf, so wurde sie in dem ihr angewiesenen Saale von ihrem Vorsitzenden, dem königlichen Personal Freiherrn von Grassalkovics bewillkommt. An einem um eine Stufe höher gestellten, von dem übrigen Saale durch Schranken getrennten Tische befand er sich, um ihn die Mitglieder der königlichen Tafel. Von Grassalkovics dazu eingeladen, verfügte sich eine Deputation der Stände zur oberen Tafel, dieselbe zu begrüßen und sich ihr zu gemeinschaftlichem Wirken zum Heile des Vaterlandes anzubieten.

In dem Versammlungsorte der oberen Tafel, welchen ein Bildniß des großen Ungarkönigs Stephan schmückte, wie er zur heiligen Jungfrau kniebeugend um Beschützung des Reiches fleht, hatten inzwischen an dem inmitten des Saales befindlichen Tische die obersten Würdenträger, und zwar zur Rechten die Erzbischöfe und einige Bischöfe, zur Linken die Reichsbarone in weiten Armstühlen Platz genommen. Da saß der greise Primas, der Paulinermönch Graf Emmerich Esterhazy [21]), derselbe, der sich stets nur Frater Emericus nannte und unterschrieb, den Stuhl nach der Mitte des Saales, dem Eingange gegenüber, fast ganz an den leergebliebenen Sitz des Palatins gerückt, um die Verhandlungen besser sehen und hören zu können, denn sein hohes Alter hatte ihm Gesicht und Gehör schon merkbar geschwächt. Neben ihm befanden sich Graf Gabriel Patachich, Erzbischof von Kalocsa, dann der Erlauer Bischof Graf Gabriel Erdödy und andere Bischöfe. Zur Linken des Tisches saßen der Judex Curiae Graf Johann Palffy, an Alter und ehrwürdigem Ansehen wetteifernd mit dem Primas des Reiches; der Ban von Croatien Graf Joseph Esterhazy und die übrigen Würdenträger.

Mit wenigen Worten in ungarischer Sprache eröffnete und bewillkommte der Primas die Versammlung, den Zweck ihres Zusammentretens mit Hinweisung auf das königliche Einberufungsschreiben [22]), in welchem die Vornahme der Krönung, die Wahl eines Palatins und die Berathung über die zum Wohle des Landes unerläßlichen Maßregeln vor Allem als nothwendig aufgezählt worden waren, kurz erörternd. Die Begrüßungsrede des Sprechers der inzwischen eingetretenen Deputation der unteren Tafel wurde von dem Judex Curiae Grafen Johann Palffy mit zuvorkommenden Worten und der von der ganzen Versammlung dadurch beantwortet, daß sie zu gleichem Zwecke einige ihrer Mitglieder an die untere Tafel entsandte. Mit einem gemeinschaftlich angehörten Gottesdienste, welchen der Erlauer Bischof Erdödy celebrirte, schlossen die Feierlichkeiten der Eröffnung des Landtages und die Berathungen selbst begannen.

Dieselben erstreckten sich zunächst auf die Festsetzung des Ceremoniells beim Empfange der Königin, welche ihr baldiges Eintreffen in Preßburg zugesagt hatte. Schon bei der Erörterung dieses Ge-

genstandes, so wenig er auch von höherer politischer Bedeutung schien, zeigte es sich, daß man nicht etwa von der Bereitwilligkeit einer großen Anzahl der Ungarn, Kriegsdienste zu leisten, auf die Willfährigkeit der Vertreter des Landes schließen durfte, auch nach anderen Richtungen hin den Wünschen Maria Theresia's entgegen zu kommen. Als von den Empfangsfeierlichkeiten die Rede war, kam die zukünftige Stellung des Großherzogs von Toscana zu Ungarn und die Frage der Regentschaft zur Sprache. Bevor über die Letztere nicht entschieden sei, — und man könne nicht wissen, ob dieß jemals in einem den Wünschen des Hofes günstigen Sinne der Fall sein werde, — dürfe man dem Großherzoge, so wurde behauptet, den Ehrenplatz nicht zugestehen, welchen die Königin ihrem Gemahl eingeräumt zu sehen begehre.

Auch in Bezug auf andere Punkte wurden Meinungen laut und fanden Anklang und Zustimmung, welche die Besorgniß erweckten, der Landtag werde sich die Bedrängniß Maria Theresia's zu Nutzen machen, um gar mancherlei Zugeständnisse von ihr zu erpressen. Insbesondere trat dieß bei der Besprechung der Postulate d. i. der Begehren hervor, welche von Seite des Landtages an die Königin gerichtet werden sollten. Das Verlangen, daß der Adel von jedweder Auflage, welchen Namen sie auch haben möge, befreit bleibe, ließ befürchten, man werde aus Ungarn keine erwähnenswerthe Geldhülfe zu beziehen im Stande sein. Das fernere Begehren, Wein und Getreide frei nach dem übrigen Oesterreich führen zu dürfen, bedrohte den dortigen Landbau, weil er, mit Abgaben schwer belastet, neben dem wohlfeilen Erzeugnisse der steuerfreien Güter der ungarischen Edelleute nicht zu bestehen vermocht hätte. Der katholische Clerus wollte die Erhebung eines seiner Bischöfe zur Würde eines Cardinals und die Beschränkung der Verleihung kirchlicher Pfründen auf Angehörige des Landes. Die Protestanten aber verlangten größere Freiheiten bei Ausübung ihrer Religion, und ihre Begehren wurden, obgleich auch sie erst in Privatgesprächen der Landtagsmitglieder und noch nicht während der Verhandlungen selbst hervorgetreten waren, von der katholischen Partei, am Wiener Hofe aber von dem päpstlichen Nuntius Paolucci nachdrücklich bekämpft[23]).

Es fehlte aber auch nicht an Männern, welche diese Vorzeichen stürmischer Landtagsverhandungen und mannigfachen Zwiespaltes mit der Regierung möglichst zu beschwichtigen trachteten. Insbesondere an der Magnatentafel waren sie zahlreich vertreten, und auf ihren Vorschlag beschloß der Landtag, eine Deputation nach Wien zu senden, aus vier und dreißig seiner Mitglieder, zwölf von der oberen und zwei und zwanzig von der unteren Tafel bestehend, von dem Erlauer Bischof Erdödy und dem Oberststallmeister Grafen Franz Esterhazy geführt. Außer der Vollziehung des Auftrages, die Königin zur Krönung zu laden, sollte die Deputation ihr das Beileid des Landes über den Tod ihres kaiserlichen Vaters und den Glückwunsch aussprechen zu ihrer eigenen Thronbesteigung so wie zur Geburt des Erzherzogs Joseph. Endlich wurde sie angewiesen, Maria Theresia den Dank Ungarns darzubringen für die gleich nach ihrem Regierungsantritte geschehene Bestätigung seiner Privilegien und Freiheiten, so wie für die Einberufung des Landtages selbst.

Aehnliche Beileidsbezeigungen und Glückwünsche wie an die Königin hatte die Deputation auch an die verwitwete Kaiserin Elisabeth und den Großherzog Franz zu richten. Letzterem sollte sie noch insbesondere danken für die rege Sorgfalt, welche er während seiner achtjährigen Statthalterschaft für Ungarns Wohl an den Tag gelegt hatte, und die Hoffnung aussprechen, ihn als Begleiter seiner königlichen Gemahlin in Preßburg ehrfurchtsvoll begrüßen zu können.

Am Nachmittage des 27. Mai 1741 wurde die ungarische Deputation von Maria Theresia in der Wiener Hofburg feierlich empfangen. Dreimal beugten die Ungarn das Knie vor ihrer Monarchin; dann sprach Bischof Erdödy im Namen der Uebrigen zu ihr in lateinischer Rede. In gleicher Sprache entgegnete Maria Theresia, die Zusage erneuernd, die Rechte und Freiheiten der ungarischen Länder aufrecht erhalten und sich baldigst in Person nach Preßburg verfügen zu wollen.

Nachdem sie sich bei der Königin verabschiedet hatte, erhielt die Deputation Audienz bei der verwitweten Kaiserin und dem Großherzoge von Toscana. Als die Ungarn die Burg verließen, wurde von einem Fenster derselben, von welchem aus man den inneren Burg-

platz überblickte, der damals erst zehn Wochen alte Kronprinz Erzherzog Joseph dem in dichten Schaaren versammelten Volke öffentlich gezeigt.

Es mag hier als eines eigenthümlichen Zusammentreffens Erwähnung geschehen, daß an demselben Tage, an welchem die ungarische Deputation ihrer Königin die Versicherung der Treue und Ergebenheit des Landes darbrachte, Maria Tharesia eine Probe dessen erhielt, was Ungarn für sie zu leisten wirklich im Stande war. Um die neunte Vormittagsstunde führte der Oberstwachtmeister Freiherr von Trenck der Königin, die sich zu diesem Ende zu Wagen vor die Favoritenlinie begab, seine Panduren vor, mit welchen er, auf dem Marsche nach Schlesien begriffen, so eben in Wien eingetroffen war. In zwanzig Freicompagnien, jede zu fünfzig Mann getheilt, zählten die Panduren sammt den Officieren etwas über tausend Mann. Auf serbische Art in weite Ueberwürfe mit rothen Kapuzen gekleidet und starrend von Waffen aller Art, begrüßten sie ihre Königin mit den rauschenden Klängen türkischer Musik. Dann vollführten sie mannigfache Proben ihrer wilden Kampfesweise und zogen endlich in guter Ordnung an Maria Theresia's Wagen vorbei.

Mit regstem Interesse verfolgte die Königin das ebenso seltene als anziehende Schauspiel; sie beschenkte die Mannschaft reichlich[24]) und ließ einige derselben ihrer Mutter, der Kaiserin Elisabeth vorstellen. Die ganze Schaar aber zog am folgenden Tage, von Tausenden umwogt und angestaunt, am Salesianerkloster vorüber, um auch von der Kaiserin Amalie gesehen zu werden. Durch einige Stunden nächst dem St. Johannispital in der Vorstadt Landstraße gelagert, traten die Panduren noch denselben Abend den Marsch über die Donau nach Schlesien an.

Erst nach der Rückkehr seiner Abgesandten aus Wien, am 2. Juni hielt der ungarische Landtag wieder eine Sitzung und hörte den Bericht des Bischofs Erdödy über die Verrichtungen der Deputation. Dann trat neuerdings eine Vertagung ein, welche von Seite der Stände auf Vorschlag des Personals Grassalkovics dazu benützt wurde, nach den vier Kreisen Ungarns getheilt, an die Ausarbeitung

der gewöhnlichen Zusammenstellung der Beschwerden des Landes, der sogenannten „Gravamina" zu schreiten.

Sowohl dieser Gegenstand, als auch die Frage der Zulassung des Großherzogs zur Mitregentschaft wurden von den Mitgliedern der zweiten Tafel in ihren Privatberathungen mit einer Leidenschaftlichkeit und zumeist in einem den Wünschen Maria Theresia's so wenig günstigen Sinne erörtert, daß die Kunde davon das Gemüth der Königin mit ernster Besorgniß erfüllte. Dennoch gab sie, den magischen Einfluß kennend, welchen ihre eigene Persönlichkeit ausübte, die Hoffnung nicht auf, durch ihre Gegenwart auch ihre jetzigen Widersacher willfähriger zu stimmen[25]).

Für den 19. Juni 1741 war die Abreise Maria Theresia's von Wien, für den darauf folgenden Tag ihr feierlicher Einzug in Preßburg festgesetzt worden. Die Art und Weise, in welcher die hiebei stattfindenden Festlichkeiten angeordnet waren, zeigen wie Maria Theresia, den durch Aeußerlichkeiten so leicht erregbaren Sinn des ungarischen Volksstammes wohl erkennend, auch durch solche auf ihn zu wirken sich bemühte. Die für Maria Theresia, ihren Gemahl und ihre Tochter, die Erzherzogin Marianne, sammt dem königlichen Hofstaate bestimmten Schiffe waren über und über mit Fahnen geschmückt, welche die ungarischen Farben und das ungarische Wappen trugen. Die Schiffsmannschaft war in die gleichen Farben gekleidet, das Roth, Grün und Weiß hatte man überall, wo es nur immer sich thun ließ, reichlich angebracht.

Nachmittags fünf Uhr ging die Einschiffung vor sich; fünf Stunden später traf der Hof zu Petronell ein, wo in dem Schlosse des Grafen von Abensberg und Traun das Nachtlager genommen wurde. Am nächsten Tage speiste die Königin in dem nahe an der ungarischen Grenze gelegenen Schlosse Wolfsthal, einem Besitzthum des Freiherrn von Walterskirchen, zu Mittag. Hier wurde sie von einer Deputation des ungarischen Landtages unter Führung des Erzbischofes von Kalocsa feierlich bewillkommt.

Schon am 14. Juni hatte der Landtag seine Sitzungen wieder aufgenommen und eine Commission zur Ausarbeitung des sogenannten Inaugural- oder Sicherstellungsdiplomes gewählt, durch welches

die Könige noch vor der Krönung die Erhaltung der Rechte und Freiheiten des Landes anzugeloben pflegen. Außer der Erörterung der einzelnen Punkte desselben beschäftigte sich der Landtag neuerdings angelegentlich mit der Verabredung der Empfangsfeierlichkeiten. Die Frage, mit welchen Worten Maria Theresia zu begrüßen sei, wurde durch Annahme der von dem Primas vorgeschlagenen Formel entschieden: Vivat Domina, et **Rex** noster — Es lebe die Herrin, unser König[26]).

Am 20. Juni um vier Uhr Nachmittags verkündete der Donner der Kanonen vom Schlosse her den längst schon auf den Straßen und Plätzen, insbesondere aber am Ufer der Donau sich drängenden Einwohnern von Preßburg, sowie den in unübersehbarer Anzahl herbeigeströmten Fremden, daß der Zug sich in Bewegung setze, welcher die Königin an der Landesgrenze zu bewillkommnen hatte. Die Bischöfe in reich verzierten Wagen, die Magnaten und Abgeordneten zu Pferde, so begaben sie sich, Alle in glänzende Festgewänder gekleidet, nach dem eine halbe Stunde von Preßburg entfernten, am rechten Ufer der Donau gelegenen „kleinen Berge“, wo sich Oesterreich von Ungarn scheidet, und wo zum Empfange der Königin ein prächtiges Zelt aufgeschlagen war.

Gegen fünf Uhr Nachmittags traf Maria Theresia mit ihrem Gemahl und dessen Bruder, dem Prinzen Karl von Lothringen, in Begleitung eines zahlreichen Hofstaates an der Landesgrenze ein. Die Begrüßungsrede des Primas beantwortete sie in lateinischen Worten und bewährte auch hier wieder mit gleichem Erfolge jene bemerkenswerthe Gewandtheit der Sprache, mit welcher sie stets die Zuhörer zu bezaubern verstand[27]). Nachdem auch der Großherzog vom Primas bewillkommt worden, begann der feierliche Einzug in Preßburg. In einem nach ungarischen Art gemachten Kleide von kostbarem weißen Stoffe, der mit Gold gestickt und mit blauen Blumen verziert war, saß die Königin, ihren Gemahl zur Seite, in einem offenen Wagen, welcher nach seiner Form und Ausschmückung an diejenigen der Triumphatoren erinnerte[28]). Von tausendstimmigem Jubelrufe begrüßt, zog sie über die Donaubrücke nach der Stadt. In dem dieselbe beherrschenden Schlosse, welches in dem gegenwärtigen Augenblicke,

vor langen Jahren durch eine Feuersbrunst zerstört, den düsteren Anblick einer Ruine darbietet, nahm Maria Theresia ihren Aufenthalt.

Schon für den folgenden Tag, den 21. Juni, wurden die Mitglieder des Landtages nach dem königlichen Schlosse beschieden, um aus den Händen der Monachin selbst die Propositionen entgegen zu nehmen. Zuerst sprach der Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany in ungarischer Rede zu seinen Landsleuten; dann nahm die Königin das Wort. In lateinischer Sprache drückte sie den Landtagsmitgliedern ihre Befriedigung, daß sie so zahlreich sich versammelt hatten, und die Hoffnung aus, sie würden mit gleichem Eifer den ihnen nun obliegenden wichtigen Pflichten nachzukommen bestrebt sein. Sie empfahl ihnen die eingehende Berathung der Propositionen und schloß mit dem Ausdrucke der Erwartung, man werde sich durch die Erfahrung überzeugen, daß sie Ungarn nicht sowohl eine Herrin als eine Mutter zu sein die Absicht hege.

Nachdem Maria Theresia die Propositionen dem Hofkanzler eingehändigt und dieser sie dem Primas übergeben hatte, verfügten sich die Mitglieder der zweiten Tafel in ihren Berathungssaal, die Bischöfe und Magnaten aber zu Johann Palffy, welcher Krankheits halber seine Wohnung nicht verlassen konnte. Dort wurden die Propositionen vorgelesen und sogleich in lebhafte Erörterung gezogen.

Die Propositionen bekräftigten vorerst die Bereitwilligkeit der Königin, in Gemäßheit der betreffenden Gesetzes-Artikel von den Jahren 1715 und 1723 vor ihrer Krönung das Inauguraldiplom auszustellen und den Krönungseid in der von ihren Vorfahren beobachteten Form zu leisten. Hierauf handelten sie von der Nothwendigkeit der Wahl eines Palatins und den sonstigen Maßregeln, welche zu treffen seien, um die Wunden zu heilen, die der Krieg und die Seuche während der jüngst vergangenen Jahre Ungarn geschlagen hatten. Auch die schon von dem Landtage des Jahres 1729 anerkannte Unerläßlichkeit der Herstellung einer regulären Armee wurde neuerdings zur Sprache gebracht und hervorgehoben, wie nöthig es sei, die zu solchem Ende damals bewilligte Contribution noch fort erheben zu lassen[29]).

In dem Entwurfe des Inauguraldiploms erklärte Maria Theresia die von ihren Vorgängern auf dem Throne Ungarns dem König-

reiche und dessen Nebenländern ertheilten Freiheiten, Privilegien und Rechte, mit Ausnahme des von Königs Andreas II. im Jahre 1222 gemachten Zugeständnisses, wodurch das Land in bestimmten Fällen zu bewaffnetem Widerstande gegen seine Monarchen ermächtigt wurde, aufrecht erhalten zu wollen. Sie versprach, die Krone in Ungarn zu belassen und die von dem Königreiche abgetrennten Landestheile, wenn sie in deren Besitz zu gelangen vermöchte, mit Ungarn wieder zu vereinigen. Wenn die in dem zweiten Gesetzes-Artikel des Jahres 1723 erwähnten Linien des Hauses Oesterreich, nämlich die Nachkommenschaft der Kaiser Karl VI., Joseph I. und Leopold I. aussterben sollten, so werde Ungarn hinsichtlich des Rechtes der Königswahl und der Krönung in seinen früheren Zustand zurückkehren. So wie Maria Theresia es selbst zu thun bereit sei, so hätten auch alle ihre zukünftigen Nachfolger vor der Krönung ein solches Versicherungsdiplom auszufertigen und dasselbe eidlich zu bekräftigen[30]).

So lautete das Inauguraldiplom, wie es von Maria Theresia dem Landtage vorgelegt wurde. Dieser begnügte sich jedoch nicht mit demselben, sondern er verlangte die Ausfertigung jenes Diplomes, das von ihm selbst noch vor dem Eintreffen der Königin in Preßburg ausgearbeitet worden war.

Nach dem letzteren Entwurfe sollte die Steuerfreiheit des Adels neuerdings, und zwar in der Art bestätigt werden, daß dieselbe auch durch nachfolgende Gesetze niemals beeinträchtigt werden könne. Gleiches ward hinsichtlich der Grundsätze begehrt, daß die Last nicht dem Boden anklebe, und daß Ungarn nicht nach der Weise der übrigen Erbstaaten regiert werden dürfe. Siebenbürgen sollte die Monarchin nur als Königin von Ungarn besitzen und regieren. Das Amt eines Palatins müsse künftighin unfehlbar schon im ersten Jahre seiner Erledigung wieder besetzt und gleich denjenigen des Primas und des Bans von Croatien in dem althergebrachten Ansehen erhalten werden. Die weltlichen Aemter sowohl als die kirchlichen Pfründen und die der Krone heimgefallenen Güter sollten in Zukunft einzig und allein an Angehörige des Landes vergeben werden. Die ungarischen Angelegenheiten im Inlande wie im Auslande wären nur durch Ungarn zu verwalten und die Beschwerden des Landes auf den Reichstagen durch

die Monarchen persönlich anzuhören und beizulegen. Diese neuen Bestimmungen des Inauguraldiplomes sollten von der Königin gleich durch den Krönungseid bekräftigt werden[31]).

Maria Theresia war scharfblickend genug, sich trotz der Versicherungen unverbrüchlicher Ergebenheit und Treue, welche auch bei diesem Anlasse wieder in reichlichstem Maße ihr dargebracht wurden, nicht so leicht zur Genehmigung von Vorschlägen verleiten zu lassen, unter denen einige darauf berechnet waren, für Ungarn in noch höherem Grade als es zum empfindlichsten Nachtheile der Macht des regierenden Hauses und der Stärke des ganzen Reiches ohnedieß schon der Fall war, eine von denjenigen der übrigen österreichischen Länder abgesonderte Stellung zu erlangen. Standhaft weigerte sie sich dessen; während jedoch die Verhandlungen hierüber noch fortdauerten, schritt der Landtag am 22. Juni zur Wahl des Palatins, zu welchem Posten die Königin kraft der althergebrachten Gesetze zwei Katholiken, den Judex Curiae Grafen Johann Palffy und den Ban von Croatien Grafen Joseph Esterhazy, sowie zwei Protestanten, die Freiherren Paul Revay und Emmerich Zay in Vorschlag gebracht hatte.

In gemeinschaftlicher Sitzung nahmen die beiden Tafeln die Wahl des Palatins vor. Auch die Mitglieder deutscher, in Ungarn aufgenommener Geschlechter, die Fürsten Lobkowitz, Liechtenstein und Schwarzenberg, die Grafen Sinzendorff und Starhemberg, Seilern, Traun, Attems, Rottal und Andere hatten sich zahlreich eingefunden. Der Judex Curiae Graf Johann Palffy war krankheitshalber abwesend.

Nachdem der Primas das königliche Decret aus den Händen des Obersthofmeisters Grafen Rudolph Sinzendorff empfangen, es erbrochen und die darin enthaltenen Namen verlesen hatte, erhob sich Graf Joseph Esterhazy, in dem Schreiben der Königin an zweiter Stelle genannt. Mit bewegter Stimme sprach er seinen Dank aus, daß er würdig erachtet worden sei, für den höchsten Posten des Reiches, den des Palatins in Vorschlag gebracht zu werden. Er sehe es jedoch als seine Pflicht an, darauf hinzuweisen, wie sehr ihn Graf Johann Palffy an Verdiensten um Ungarns Könige und um das Land überstrahle. Darum müsse er dringend bitten, auf keinen anderen als auf Palffy die Wahl zu lenken.

In ähnlichem Sinne sprach Grassalkovics im Namen der Stände. Nachdem er Esterhazy's edler Selbstverläugnung volle Anerkennung gezollt und auch der beiden anderen Candidaten rühmend gedacht, pries er mit solcher Beredtsamkeit die Verdienste Palffy's, daß ihn, als er zuletzt sich fragend zur Versammlung wandte, der brausende Zuruf Aller unterbrach: „Es lebe Palffy, Ungarns Palatin!"

Noch an demselben Tage schwor Graf Palffy, welcher seiner körperlichen Gebrechlichkeit wegen in den Thronsaal der Königin getragen werden mußte, in die Hände derselben den Huldigungseid. Mit einer Stimme, deren Ton von seiner inneren Erregung zeugte, dankte er der Monarchin, dankte er den Mitgliedern des Landtages für seine Ernennung zum Palatin. Wie er es bisher gethan, so wolle er, fügte Palffy hinzu, auch während der wenigen Tage, welche die Vorsehung ihm etwa noch gönnen werde, sein Leben und sein Blut der Königin und dem Vaterlande weihen [32]). Mehr zu sagen, verhinderte ihn sein körperliches Leiden. Und in der That vermochte er sich kaum auf den Beinen zu erhalten [33]). Als nun Maria Theresia ihm voll lebhafter Rührung die Hand entgegenstreckte, da bedeckte der greise Palatin sie mit Küssen. Tief ergriffen verließen die Zeugen dieses Auftrittes, die Mitglieder des Reichstages das königliche Schloß. Unmittelbar darauf ernannte Maria Theresia den Ban von Croatien, Grafen Joseph Esterhazy zum Judex Curiae.

Palffy's Wahl zum Palatin, obgleich schon seit längerer Zeit mit Bestimmtheit vorhergesehen [34]), war für Maria Theresia doch immerhin ein erfreuliches Ereignis, denn einen ihr ergebeneren Vermittler zwischen der Krone und der Nation hätte sie nimmermehr finden können. Und daß sie eines solchen gar sehr bedürfen würde, davon überzeugte Jeden, der hieran noch etwa gezweifelt haben mochte, die Verhandlung, welche mit dem Landtage über das Inauguraldiplom noch fortdauerte. Mit deutlichen Zeichen des Mißfallens wurde die Erklärung der Königin aufgenommen, an dem von ihr vorgelegten Entwurfe des Diplomes festhalten zu wollen. Sie habe das Reich, so war in ihrem Namen bemerkt worden, als Fideicommiß inne; wie sie die königliche Gewalt empfangen, so müsse sie dieselbe weiter vererben.

In den Sitzungen, welche die Mitglieder des Landtages und insbesondere diejenigen der zweiten Tafel hierüber hielten, begegneten die Worte und Anschauungen der Königin dem heftigsten Widerspruch. Mit all dem Ungestüm gab er sich kund, welcher den Verhandlungen der ungarischen Stände von jeher eigenthümlich war. „Die Art der „Berathungen," sagt ein persönlich anwesender verläßlicher Berichterstatter, indem er diese Vorgänge schildert [35]), „gleicht derjenigen, welche „von Seite des polnischen Reichstages beobachtet wird, und sie bringt „Tumult und Verwirrung hervor. Die große Anzahl und die Verschiedenartigkeit der Deputirten, welche ohne Ordnung und sich gegenseitig unterbrechend aufstehen um zu reden, hat den Berathungen „immer nur Aufschub und Schwierigkeiten bereitet."

Aehnliches war auch jetzt der Fall. Neun Stunden hindurch währte am 23. Juni der Wortstreit, von beiden Seiten mit Leidenschaftlichkeit geführt, und am folgenden Tage versammelten sich die Mitglieder der Ständetafel schon um sieben Uhr Morgens, denselben neuerdings aufzunehmen. Der Landtag verharrte auf seinem Begehren, und er ließ durch den Judex Curiae Grafen Esterhazy, welcher an demselben Vormittage den mit seiner neuen Würde verbundenen Eid in die Hände der Königin ablegte, ihr die Vorstellung überreichen, in welcher er auf die Genehmigung seiner Anträge drang.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Maria Theresia's Widerstreben nicht allein den allgemeinen staatlichen Rücksichten beizumessen ist, welche dort Widerstand zu leisten geboten, wo versucht wurde, Ungarns Sonderstellung noch zu vermehren. Bei den Punkten, die darauf abzielten, sowohl die völlige Steuerfreiheit des Adels als sonstige Einrichtungen, welche von denjenigen der übrigen österreichischen Länder gänzlich verschieden waren, für alle Zukunft zu sichern, so wie dort wo versucht wurde, Siebenbürgen in die Stellung einer ungarischen Provinz zu bringen, war dieß allerdings der Fall. Es traten jedoch auch ziemlich persönliche Beweggründe hinzu, welche bei Maria Theresia gegen die Gewährung der Begehren des Landtages in die Wagschale fielen.

Was vorerst die von ihr einzugehende Verpflichtung betraf, die Wahl des Palatins jedesmal binnen eines Jahres nach der Erledigung

dieses Postens vornehmen zu lassen, so hätte sie hiedurch für alle Zukunft die Verwirklichung ihres Wunsches unmöglich gemacht, eine Form zu finden, in welcher ihr Gemahl auch dann an der Regierung des Landes Antheil zu nehmen vermöchte, wenn dessen gesetzliche Vertreter, wie es gar sehr den Anschein hatte, nicht zu bewegen sein würden, ihn als Mitregenten anzuerkennen. Eine solche Form hätte aber darin bestanden, ihm die gleiche Stellung, welche er während der acht letzten Regierungsjahre Karl's VI. ohne den leisesten Widerstand der Ungarn als Statthalter eingenommen hatte, wenn auch etwa unter einem anderen Namen neuerdings einzuräumen. Der Anlaß hiezu war bei Palffy's hohem Alter für eine nicht allzuferne Zukunft mit ziemlicher Bestimmtheit vorherzusehen. Der Möglichkeit, ihn in solcher Weise zu benützen, hätte man sich jedoch durch das Zugeständniß, den Posten des Palatins nach seiner Erledigung unverweilt wieder zu besetzen, selber beraubt [36]).

Gleichen Bedenken begegnete das Verlangen, die kirchlichen Pfründen nur gebornen Ungarn zuzuwenden. Diese Pfründen waren jedoch der damit verbundenen überreichen Einkünfte wegen ein Gegenstand so großer Sehnsucht für die Angehörigen deutscher Geschlechter, daß so Mancher aus der nächsten Umgebung der Königin ihr mit noch viel größerer Beeiferung, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, das Begehren der Ungarn als staatsgefährlich darstellte. Durch die Gewährung desselben beraube sie sich, so hieß es, des einzigen Mittels, welches ihr noch übrig sei, wahrhaft ergebenen Männern den Eintritt in die ungarische Reichsversammlung offen zu halten [37]).

Diese Anschauung mag nun als berechtigt angesehen werden oder nicht, gewiß ist es, daß sie der Königin als solche erschien und dazu beitrug, sie zum Beharren auf ihrer früheren Weigerung zu bestimmen. Obwohl sonst gleich ihrem Gemahl auf's eifrigste bemüht, sich den Ungarn willfährig zu erweisen und deren leicht erregbare Gemüther durch huldvolles Entgegenkommen an sich zu ziehen [38]), glaubte sie doch in einer so wichtigen Sache sich nicht nachgiebig zeigen zu dürfen. Aber der Zwiespalt mit dem Landtage ging ihr tief zu Herzen. Sie fühlte die ganze Gefahr ihrer Lage und empfand es schmerzlich, daß die Ungarn ungroßmüthig genug waren, die Bedrängniß ihrer Königin

18*

zur Erpressung neuer Zugeständnisse ausbeuten zu wollen. Bei ihrem offenen, aufrichtigen Wesen vermochte sie das Gefühl der Trauer, welches sie erfüllte, nicht zu verhehlen. Sie gab es vielmehr, wie der Judex Curiae Graf Esterhazy in voller Sitzung den Mitgliedern beider Tafeln berichtete, in Wort und Miene kund, als Esterhazy selbst und Graf Karl Batthyany sie um die Genehmigung der Anträge des Landtages neuerdings angingen. Das Mißtrauen, welches man gegen sie an den Tag lege, sei es, wodurch sich die Königin am tiefsten verletzt fühle; so glaubten wenigstens Esterhazy und Batthyany nach dem Empfange versichern zu können, welchen sie bei ihr gefunden hatten. Obgleich wie immer voll Huld und Gnade, habe sie doch ihre Betrübniß nicht zu verbergen vermocht [39]).

Auch die Vermittlung des Großherzogs von Toscana, obgleich die Ungarn zu jener Zeit eine Haltung gegen ihn beobachteten, welche die Zeichen absichtlicher Geringschätzung ziemlich deutlich an sich trug, wurde von ihnen in Anspruch genommen, um die Königin zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nach langen Verhandlungen ließ sich Maria Theresia endlich herbei, einige, wenn gleich nur höchst geringfügige Aenderungen in dem von der Regierung vorgelegten Diplomsentwurfe vornehmen zu lassen. Die eigentlichen Begehren des Landtages fanden darin keinen Platz, und so entging die Königin wenigstens der Verpflichtung, sie im Krönungseide beschwören zu müssen. Wohl aber konnte sie sich nicht entziehen, zwei abgesonderte Schreiben, das eine am 23., das andere am 24. Juni an den Landtag zu richten, in welchen sie die ferneren Berathungen über dessen Forderungen den Verhandlungen vorbehielt, die auch nach der Krönung noch zu pflegen sein würden. Sie mußte sich in einem Sinne aussprechen, der eine Annahme dieser Forderungen außer Zweifel stellte [40]).

Hiemit gaben sich denn auch die Mitglieder der zweiten Tafel, welche während der ganzen Verhandlung die größte Hartnäckigkeit gezeigt hatten, einstweilen zufrieden. Nachdem die Königin endlich, freilich erst um neun Uhr Abends die Unterzeichnung des Diploms vollzogen, nachdem der Protonotar des Palatins, Sigismund Pecsy, dasselbe im Landtage verlesen hatte, stand kein Hinderniß mehr im Wege,

am folgenden Tage, dem 25. Juni 1741, die Krönung Maria Theresia's als Königin von Ungarn stattfinden zu lassen.

Es war am frühesten Morgen des fünften Sonntages nach Pfingsten, daß die außergewöhnliche Bewegung, welche die Straßen Preßburgs belebte, daß die Ansammlung unabsehbarer Menschenmassen auf günstig gelegenen Plätzen das feierliche Ereigniß andeutete, dem man entgegenging. Alles hatte ein festliches Ansehen, die Trauerkleider waren abgelegt, und jeder Ungar, der auch nur im entferntesten berechtigt oder verpflichtet war, sich an der glänzenden Ceremonie zu betheiligen, welche binnen wenig Stunden vor sich gehen sollte, prangte im reichen Staate seines nationalen Gewandes. Die kirchlichen Würdenträger des Landes und mit ihnen der Palatin, welcher seines hohen Alters und seiner körperlichen Leiden wegen nicht, wie es sonst hätte der Fall sein sollen, zu Pferde am Krönungszuge Theil zu nehmen vermochte, dann der Erzbischof von Wien, Cardinal Kollonitz, der päpstliche Nuntius Paolucci und der venetianische Botschafter Pietro Andrea Capello versammelten sich in der Martinskirche, in welcher die Krönung vor sich gehen sollte. Die übrigen Mitglieder des Landtages aber und der sonstige Adel des Reiches fanden sich im königlichen Schlosse ein, um von dort aus ihre Monarchin in feierlichem Zuge nach der Kirche zu geleiten.

Unglaublich war die Pracht, die sie hiebei entwickelten, und in welcher sie mit dem deutschen Adel, der gleichfalls in großer Anzahl erschienen war, insbesondere aber mit den Rittern des goldenen Vließes wetteiferten. Auf reich geschirrten Rossen zogen sie Alle einher; ihnen folgte allein in einem prunkvollen Wagen die Königin, in ungarischer Tracht, mit Edelsteinen über und über geschmückt. Aber sie selbst war blaß und bewegt; eine Wolke der Traurigkeit, welche man bei ihrem vor wenig Tagen erfolgten Einzuge noch nicht an ihr bemerkt hatte, lag einem Schatten gleich auf ihren lieblichen Gesichtszügen. Der freudige Empfang jedoch, welchen sie fand, der vieltausendstimmige Zuruf, mit dem sie überall begrüßt ward, das Frohlocken der Volksmenge erwärmte wieder ihr Herz; ihre Wangen färbten sich und ihre Augen erglänzten von jenem milden Feuer, welches ihren Blick so unwiderstehlich machte.

So gelangte Maria Theresia zur Kirche, in der nun die Ceremonien vor sich gingen, wie sie nach Jahrhunderte alter Gewohnheit bei den Krönungen der ungarischen Könige stattfanden. Der Primas des Reiches, obgleich so tief gebeugt unter der Last der Jahre und körperlicher Gebrechen, daß er kaum mehr des Gebrauches seiner Glieder mächtig war, erfüllte dennoch, wenn gleich nur mit größter Anstrengung und von zwei Priestern unterstützt, die Pflichten seines Amtes. Nachdem er an die Königin die übliche Ermahnung gerichtet, das Land gut zu regieren, reichte er ihr das Kreuz zum Kusse, worauf Maria Theresia, auf die Kniee gesunken und die Hand auf das Evangelium gelegt, den Eid schwor, die Gesetze des Landes aufrecht erhalten und Gerechtigkeit in Ungarn walten lassen zu wollen. Von dem Primas gesalbt, mit dem Mantel des heiligen Stephan bekleidet und mit dem Schwerte dieses Königs umgürtet, zog sie dasselbe aus der Scheide und segnete unter jubelndem Zurufe das Volk mit dem dreifachen Zeichen des heiligen Kreuzes. Nun ward ihr die Krone auf das von Schönheit strahlende Haupt gesetzt, das Scepter und der Reichsapfel gereicht. Auf dem Throne sitzend, empfing sie vom Primas und den übrigen Würdenträgern den Huldigungseid. Die uralte Formel der Anrede: „geheiligte Apostolische Majestät" wurde jetzt zum ersten Male an sie gerichtet; das Volk aber ließ auf ein Zeichen des Palatins aus viel tausend Kehlen den von dem Landtage festgesetzten Zuruf ertönen: „Es lebe die Herrin, unser König!"

Nach Beendigung dieser Feier begab sich Maria Theresia, die Krone auf dem Haupte, von Allen geleitet nach der Franziskanerkirche, um dort einer Anzahl von Edelleuten mit dem Schwerte des heiligen Stephan den Ritterschlag zu ertheilen. Von hier aus bewegte sich der Zug nach der Kirche der barmherzigen Brüder, vor welcher ein mit rothem, grünem und weißem Tuche bedecktes Gerüst errichtet war. Hier legte die Königin unter freiem Himmel, die Rechte hoch erhoben, vor dem versammelten Volke den Eid ab, den der Primas ihr vorsprach, das Land in seinen Rechten, Freiheiten und Privilegien zu schützen. Und nun strömte Alles dem Königshügel zu, an dessen Fuße Maria Theresia den Wagen verließ, um ein auf ungarische Art reich geschirrtes schwarzes Roß zu besteigen, welches der Oberststallmeister

Graf Franz Esterhazy bereit hielt. Sie setzte das Pferd in Galopp und sprengte den Hügel hinan, auf dessen Höhe sie das Schwert zog und es nach allen vier Weltgegenden schwenkte, zum sichtbaren Zeichen, daß sie nicht allein das Reich gegen jedweden Feind, woher er auch kommen möge, zu vertheidigen, sondern daß sie dessen Grenzen auch nach allen Richtungen hin auszudehnen bereit sei.

Zu Wagen kehrte Maria Theresia nach dem Schlosse zurück, umringt von den Schaaren des jauchzenden Volkes, welches, hingerissen von der Schönheit der Königin und der würdevollen Majestät, mit der sie alle Functionen der anstrengenden Feier vollzogen hatte, in seinen Freudenbezeigungen keine Grenzen mehr kannte. Nur Thränen erstickten die Jubelrufe, und Maria Theresia selbst war tief gerührt. Aber ein Gefühl des Schmerzes verbitterte ihr die Freude; ein Gefühl des Schmerzes über die kränkende Zurücksetzung, welche sogar an dem Tage, an dem sie Ungarns Thron bestieg, der geliebte Gatte erfahren mußte. Nicht an dem Platze, welchen sie für ihn so sehr gewünscht hatte, nicht an ihrer Seite, nicht als ihr Gemahl — nur als einfacher Privatmann durfte er der Feierlichkeit beiwohnen. Durch Nebengäßchen, von Niemand beachtet, mußte er sich dorthin verfügen, von wo er wenigstens ein Augenzeuge der Krönung und der ihr folgenden Ceremonien zu sein vermochte [41]). In so hohem Maße war er darüber verstimmt, daß er sich an diesem Tage von Preßburg entfernt haben würde, wenn er nicht einerseits den üblen Eindruck eines solchen Schrittes hätte vermeiden wollen, und wenn er nicht andererseits doch wenigstens zu dem festlichen Mahle gezogen worden wäre, welches nach alter Sitte die Krönungsfeierlichkeiten schloß.

Eilftes Capitel.

Wer aus dem Glanze und der Pracht, welche bei den Krönungsfeierlichkeiten in ganz außerordentlichem Maße entwickelt worden waren, aus dem Jubel, der dabei geherrscht hatte, aus den begeisterten Zurufen und den überströmenden Versicherungen der Ergebenheit und Treue, welche Maria Theresia allüberall entgegenschallten, darauf hätte schließen wollen, daß sich die Ungarn nun auch ihren Wünschen willfährig bezeigen würden, wäre gar arg getäuscht worden. So wie die Mitglieder des Landtages in den Fragen, welche die Person des Großherzogs angingen, sich zu keinerlei Zugeständnissen hatten bereit finden lassen, so legten sie auch bei den Verhandlungen, welche nun begannen, eine keineswegs entgegenkommende Stimmung an den Tag.

Gleich zu Anfang offenbarte sich dieselbe, als Grassalkovics — der Präsident der zweiten Tafel — darauf antrug, der Königin das übliche Krönungsgeschenk darzubringen. Als solches schlug er die sogar für die damalige Zeit und unter den damaligen Verhältnissen für ein Land wie Ungarn geringfügige Summe von hunderttausend Gulden vor. Aber selbst dieser Betrag schien Vielen noch zu hoch. Georg Fekete aus Sümegh erhob zuerst seine Stimme dagegen. Unter Hinweisung auf die Unglücksfälle, von denen Ungarn betroffen worden, auf Krieg, Pest, Feuersbrunst, Ueberschwemmung und Mißwachs, durch welche das Land verarmt sei, verlangte er die Herabsetzung des Krönungsgeschenkes auf zwölftausend Dukaten. Ihm stimmten die meisten Abgeordneten der dießseits und jenseits der Theiß

gelegenen Comitate bei. Ihr vorzüglichster Redner, Johann Okolitsanyi aus Zemplin, war auch in dieser Sache ihr Wortführer.

Andere jedoch, zumeist aus den Kreisen an den beiden Ufern der Donau sprachen dagegen. Sie legten darauf den Nachdruck, daß die Königin durch das Diplom und die dasselbe begleitenden Schreiben schon so viel für das Land gethan, daß man weit mehr noch von ihrer Regierung sich versprechen dürfe. Kein Fürst aus dem Hause Oesterreich habe sich bisher, so sagten sie, zu so weit gehenden Zugeständnissen herbeigelassen. Die Bedrängniß der Königin fordere es gebieterisch, daß auch das Land sich größere Opfer auferlege. Und das eigene Interesse der zweiten Tafel lasse es wünschenswerth erscheinen, sich in dieser Sache nicht allzusehr von derjenigen der Magnaten überflügeln zu lassen, welche gewiß keinen geringeren Betrag als den von hunderttausend Gulden votiren würden.

Diese Betrachtung drang endlich durch; ein ihr entsprechender Beschluß wurde mit Stimmenmehrheit gefaßt und der oberen Tafel angekündigt, welche sich denn auch damit einverstanden erklärte, obgleich sie früher auf Antrag des Kronhüters Grafen Georg Erdödy übereingekommen war, der Königin kein geringeres Krönungsgeschenk als hundertfünfzigtausend Gulden anzubieten.

Wie man hierüber auch denken mochte, der Umstand, welcher nun eintrat, schien denjenigen Recht zu geben, die für den allergeringsten Betrag gestimmt hatten. Denn weder hundertfünfzigtausend, noch selbst hunderttausend Gulden waren vorräthig in den Kassen des Landes, und die Nothwendigkeit der Herbeischaffung des letzteren Betrages verursachte nicht geringe Verlegenheit. Sie konnte nur dadurch behoben werden, daß die Witwe Gräfin Bartolloty, geborene Freiin von Mesko, durch Entsendung einer eigenen Deputation darum angegangen, sich herbeiließ, dem Landtage das Krönungsgeschenk einstweilen leihweise vorzustrecken [1]).

Weit schärfer geriethen die Parteien an einander und weit schroffer trat die der Regierung abgeneigte Stimmung, insbesondere bei vielen Mitgliedern der zweiten Tafel hervor, als am 4. Juli 1741 der Landtag begann, die unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Kalocsa zu Stande gebrachte Zusammenstellung der auf die zukünftige Einrich-

tung der Verwaltung des Landes bezüglichen Begehren der Erörterung zu unterziehen.

Das größte Gewicht wurde auf den schon früher erwähnten und auch jetzt von den Ständen zuerst zur Sprache gebrachten Punkt gelegt, in ungarischen Angelegenheiten hätte sich die Königin sowohl innerhalb als außerhalb des Landes nur geborner Ungarn zu bedienen. Zu solchem Ende wurde vorgeschlagen, zur Besorgung der rein ungarischen Regierungsgeschäften bei der Person der Monarchin einen geheimen ungarischen Rath zu errichten. Er hätte aus dem Primas, dem Palatin, dem ungarischen Hofkanzler, aus einem der Prälaten und aus zwei Magnaten zu bestehen.

Schon dieser Vorschlag gab Anlaß zu heftiger Einsprache. Gegen die Errichtung einer solchen Behörde erhob sich zwar keine Stimme; die croatischen Abgeordneten aber verlangten die Aufnahme ihres Bans in den neu zu bildenden geheimen Rath, und viele Mitglieder der zweiten Tafel protestirten wider die Ausschließung des niederen Adels aus demselben. Wieder war es Georg Fekete, welcher stürmischer noch als seine übrigen Meinungsgenossen hiegegen ankämpfte. Ihn unterstützte Paul Jeszenak mit eindringlichen Worten. Es habe Palatine gegeben, rief er aus, welche dem niederen Adel entstammten und dennoch der höchsten Würde des Reiches keine Schande gemacht hätten. Er kenne kein Gesetz, durch welches den Magnaten allein der Eintritt in irgend ein Amt, also auch nicht in den geheimen Rath der Königin vorbehalten sei [2]).

Gegen diese Anträge der Stände entstand jedoch bei der oberen Tafel lebhafter Widerspruch. Die Zulassung des Bans von Croatien in den geheimen Rath könne, so behauptete der Kronhüter Graf Georg Erdödy, nur in jenen Fällen stattfinden, in welchen die zwischen Ungarn und Croatien gemeinschaftlichen Angelegenheiten zur Berathung kämen. Der Erlauer Bischof Erdödy, der Bruder des Kronhüters stimmte ihm bei; der Judex Curiae Graf Esterhazy, welcher nebst seiner neuen Würde auch noch diejenige eines Bans von Croatien bekleidete, vertheidigte die entgegengesetzte Ansicht. Zuletzt vereinigte man sich auf Vorschlag des Primas dahin, daß in den Geschäften, welche beide Länder, Ungarn und Croatien im Allgemeinen

angingen, auch der Ban mitzusprechen habe. Wo es sich nur um Ungarn allein handle, sei er jedoch von der Berathung auszuschließen, so wie ihm hingegen die Besorgung der speciell croatischen Angelegenheiten allein obliegen solle.

Auch gegen das Begehren der Stände, dem niederen Adel den Eintritt in den geheimen Rath zu gewähren, erhoben bei der oberen Tafel wieder dieselben Wortführer ihre Stimmen. Die Königin wäre außer Stande, meinte der Bischof Erdödy, eine solche Maßregel durchzuführen, indem die Fürsten, Grafen und Freiherren einen einfachen Adeligen niemals als ihres Gleichen anerkennen würden. Eine derartige Beschränkung sei bisher immer, auch in Bezug auf die deutschen Staatsdiener beobachtet worden, welchen man vorkommenden Falles, wenn nicht schon ihre Geburt sie zur Erlangung der Würde eines geheimen Rathes befähigte, zur Erreichung derselben zuvor einen entsprechenden Adelstitel verlieh. In gleichem Sinne sprach auch der Kronhüter Erdödy; doch vermochten sie es nicht zu verhindern, daß zuletzt auch die obere Tafel dem Begehren der Stände so weit nachgab, daß die Beschränkung, den Eintritt in den geheimen Rath nur Magnaten zu gestatten, weggelassen, und die Aufnahme zweier Räthe „weltlichen Standes" in denselben beantragt wurde.

Nachdem noch die Einrichtung der ungarischen Statthalterei zur Sprache gebracht und um Mittheilung der für sie erlassenen königlichen Instruktion so wie der Eidesformel für die daselbst dienenden Räthe gebeten worden war, wandte sich die Schrift, welche der Königin überreicht werden sollte, zu dem zweiten Hauptpunkte, dem kaiserlichen Kriegscommissariate, und es wurde verlangt, die Contributionskasse des Landes künftighin durch ungarische Beamten verwalten zu lassen, welche dem Palatin und der königlichen Statthalterei unterzuordnen wären.

Gegen Grassalkovics, der bei der zweiten Tafel die Unausführbarkeit oder wenigstens die schädlichen Wirkungen einer solchen Einrichtung nachzuweisen suchte, sprachen Paul und Johann von Jeszenak. Wohl gaben sie zu, daß die Verwaltung der Kriegskassen von derjenigen der militärischen Angelegenheiten überhaupt niemals ganz unabhängig sein könne. Gerade darum seien aber, so verlangten sie,

in die oberste Behörde, welcher die Leitung der letzteren obliege, in den Hofkriegsrath auch Ungarn aufzunehmen. Oder wenn dieß nicht geschehe, so müsse doch wenigstens der Einfluß des ungarischen geheimen Rathes auch auf die Militärsachen ausgedehnt werden. Denn man wisse wohl, daß der Hofkriegsrath, obgleich er in derlei Dingen, insofern sie auf Ungarn Bezug hätten, nur im Einvernehmen mit der ungarischen Hofkanzlei vorgehen sollte, sich um dieselbe nicht im geringsten kümmere.

Zuletzt einigte man sich zu dem Begehren, daß die Geschäfte des Generalkriegscommissariates in Ungarn ein Landescommissariat besorgen und dieses dem Palatin so wie der Statthalterei untergeordnet werden sollte. Auch die vom Hofkriegsrathe abhängigen Distriktscommissäre wären wenigstens in Allem, was die Erhebung der Militärcontribution anginge, durch geborne Ungarn zu ersetzen, welche nur unter ihrem einheimischen Generalcommissär zu stehen hätten. Noch andere Bestimmungen wurden vorgeschlagen, durch welche der bisherigen Wirksamkeit der Militärbehörden in Ungarn eine engere Grenze gezogen, und den Willkürlichkeiten, welche sie sich in Bezug auf Einquartierung und derlei Gegenstände in nicht geringem Maße hatten zu Schulden kommen lassen, ein Ende gemacht werden sollte.

Der dritte Hauptpunkt handelte von der königlich ungarischen Kammer. Es wurde deren völlige Unabhängigkeit von der Hofkammer zu Wien, so wie die ungeschmälerte Wiedereinsetzung in ihren vorigen Wirkungskreis verlangt. In denselben wären die Dreißigstämter, die Salz- und übrigen Bergwerke rückhaltslos einzubeziehen. Auch hinsichtlich dieser Stellen wurde wider die überhandnehmende Verwendung Fremder und die angebliche Zurücksetzung der Ungarn Klage geführt.

Die Nothwendigkeit der Errichtung einer eigenen Landeskasse bildete den vierten Hauptpunkt der Vorstellung des Landtages. Die Einkünfte dieser Kasse sollten in fünfzehn Kreuzern von jedem Centner verkauften Salzes, dessen Preis jedoch demungeachtet auf das im Jahre 1723 angenommene Ausmaß herabzusetzen wäre; dann in dem Erträgnisse einer Abgabe bestehen, welche man auf das außer Landes

verkaufte Vieh zu legen gedachte. Für jedes Paar Ochsen oder Pferde wäre ein Gulden, für ein Schaf aber ein Kreuzer Ausfuhrzoll zu bezahlen. Von jedem Centner Tabak sollten sechs Kreuzer entrichtet werden. Alle diese Beträge, dann die Indigenatstaxen hätten in die neu zu errichtende Kasse zu fließen. Die letzteren Taxen wären auch von Denjenigen nachträglich zu bezahlen, welche, ohne sich im Besitze des Indigenates zu befinden, ungarische Kirchenpfründen inne hätten. Im Falle ihrer Weigerung wären sie derselben verlustig zu erklären. Künftighin solle das Indigenat nur an solche Personen verliehen werden, welche sich um König und Vaterland verdient gemacht hätten. Das betreffende Diplom wäre ihnen erst nach Ablegung des Eides und nach Bezahlung der Taxe auszufertigen, welche für die Zukunft dreitausend Ducaten betragen solle. Diejenigen Indigenen, welche im Lande keinen Besitz hätten, wären nicht mehr zum Landtage einzuberufen. Die Kasse selbst hätte nur unter dem Palatin und der Statthalterei zu stehen; über die Verwendung der Gelder aber wäre jedesmal dem Landtage Rechnung abzulegen, und er allein hätte die Ausgaben zu bestimmen, welche aus ihr bestritten werden dürften.

Dieß war der wesentliche Inhalt der über Ungarns zukünftige Verwaltung vom Landtage an die Königin zu richtenden Vorstellung, wie sie nach langdauernder Discussion endlich angenommen, in gemeinschaftlicher Sitzung beider Tafeln — am 8. Juli 1741 — von dem Protonotar Sigismund Pecsy vorgelesen und Tags darauf von dem Primas und dem Palatin, welche sie allein unterzeichneten, der Königin überreicht wurde.

Obgleich durch den Inhalt der Vorstellung, in dem sie eine Beleidigung des von ihr heilig gehaltenen Andenkens ihres Vaters erblickte, welcher darin einer Verletzung der von ihm beschworenen Gesetze nicht undeutlich angeklagt war, schwer gekränkt[3]), zögerte Maria Theresia doch nicht, dieselbe einer reiflichen Prüfung zu unterziehen. Wohlbekannt mit dem wider die Herrscher aus dem Hause Oesterreich so oft erhobenen Vorwurfe, sie hätten bei der Entscheidung über ungarische Angelegenheiten sich nur der Rathschläge ihrer deutschen Minister bedient, bemühte sie sich mit Sorgfalt, die gleiche Anklage nicht wider sich laut werden zu lassen. So berief sie den Primas auf das

königliche Schloß, um in langem Gespräche mit ihm seine Ansichten über die Art und Weise zu vernehmen, in welcher die Begehren des Landtages zu beantworten wären.

Ganz besondere Auszeichnung erwies Maria Theresia dem Judex Curiae Grafen Joseph Esterhazy [4]). In der ihr eigenen herzgewinnenden Weise versicherte sie ihn des unbeschränkten Zutrauens, welches sie gleichmäßig zu seiner staatsmännischen Befähigung wie zu seiner treuen Gesinnung hege. Seine Ansichten würden ihr, so sagte sie ihm, bei der Beantwortung der Vorstellung des Landtages maßgebend sein. Sie könne ihm nicht verhehlen, daß sie durch das darin überall sichtbar werdende Mißtrauen der Ungarn sich tief verletzt fühle. Dasselbe mache sie auch jetzt noch geltend, nachdem es doch durch ihren Eidschwur, den sie sich stets vor Augen halten werde, gänzlich beseitigt sein sollte. Was könnte es denn noch Verläßliches auf Erden geben, wenn selbst auf die von königlicher Hand ausgefertigten Urkunden, wenn selbst auf die Eidschwüre der Monarchen nicht mehr zu bauen wäre. Wohl erkenne sie, daß ihre deutschen Minister den Ungarn nicht allzu freundlich gesinnt wären; die Letzteren sollten sich deßhalb nur immer geradezu an sie wenden, und sie würden durch die Erfahrung inne werden, in welch' hohem Maße sie der ungarischen Nation günstig gesinnt sei. Jetzt wäre es an der Zeit, daß Esterhazy ihr beistehe, um sowohl das für sie so kränkende Mißtrauen seiner Landsleute zu verscheuchen, als ihr bei der Beantwortung der an sie gerichteten Vorstellung des Landtages mit seinem erfahrenen Rathe hülfreich zu sein.

Hingerissen von der tiefen Bewegung, welche sie erfüllte, brach Maria Theresia in einen Strom von Thränen aus. Es bedurfte all der tröstenden Worte, welche Esterhazy zu ihr sprach, daß sie nicht ein Zeichen des Mißtrauens, sondern vielmehr einen Beweis der festen Zuversicht, sie werde die von ihren Vorfahren so oft gegebenen, aber niemals gehaltenen Versprechungen endlich erfüllen, in der Vorstellung des Landtages erblicken solle, um sie wenigstens einigermaßen zu beruhigen. Hierauf ging sie mit Esterhazy alle einzelnen Punkte durch, welche sie, um sich deren Verständniß zu erleichtern, in's Deutsche hatte übertragen lassen [5]). Auch an den folgenden Tagen berieth sie

sich mit ihm und holte sein schriftliches und mündliches Gutachten über die verschiedenenen Punkte der Begehren des Landtages ein.

Während diese Berathungen noch dauerten, fanden von Seite der dem Hofe am meisten ergebenen Personen erneute Schritte statt, um die Mitglieder des Landtages hinsichtlich der von Maria Theresia so sehr gewünschten Anerkennung der Mitregentschaft ihres Gemahls, des Großherzogs Franz, zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Die bisherigen Versuche waren größtentheils auf entschiedenen Widerspruch gestoßen. Freilich hatte sich derselbe nicht selten nur in Gemeinplätzen bewegt, wie der: das Volk ertrage oft nur mit Ungeduld die Herrschaft eines einzigen Gebieters, und werde zweier Regenten bald überdrüßig sein. Oder es wurde gesagt, daß mit der Anzahl der Herrscher des Landes auch die seiner Bedränger sich vermehren würde. Die Anerkennung der Mitregentschaft des Großherzogs könnte nicht nur den bereits feindlich gesinnten Kurfürsten von Baiern, sondern auch den König von Polen dem Hause Oesterreich entfremden, und vielleicht würden beide, hierin eine Verletzung der Rechte ihrer Gemahlinnen erblickend, sich solchem Vorgange mit den Waffen in der Hand widersetzen. Denn ganz ungegründet wäre ihre Besorgniß nicht, daß wenn Maria Theresia und ihre Kinder stürben, die Länder des Hauses Oesterreich, statt an die Töchter des Kaisers Joseph I. zu fallen, in den Händen des Mitregenten verbleiben könnten.

Unter Denjenigen, welche sich vorzugsweise bemühten, diese Bedenken zu widerlegen und den Wünschen der Königin bei den widerstrebenden Gemüthern der Ungarn Eingang zu verschaffen, muß der Palatin Graf Johann Palffy in erster Linie genannt werden. Zwar gab auch er nicht undeutlich zu verstehen, er habe, auf die so eben angeführten Gründe gestützt, der Königin dringend gerathen, den Gedanken der Mitregentschaft fallen zu lassen, um das Land nicht in die Schrecknisse eines Krieges zu stürzen, vor welchem dasselbe in höchster Besorgniß schwebe. Als ihm jedoch Maria Theresia entgegnete, auch sie besitze einen starken Willen, und sie werde als Ungarns erbliche Königin dasjenige, was sie bei sich beschlossen, selbst gegen den Willen des Landtages durchzusetzen wissen, da habe er ihr seine Beihülfe zugesagt, obgleich er gar sehr befürchte, daß sie erfolglos bleiben werde.

Palffy's Bemühungen waren Anfangs von so günstiger Wirkung, daß man fast versucht worden wäre, seine Besorgnisse als übertrieben anzusehen. Denn der Widerspruch, welchen verschiedene Mitglieder der oberen Tafel gegen seine Vorschläge laut werden ließen, war so leicht zu beschwichtigen, daß Palffy schon am 11. Juli den hervorragendsten Mitgliedern der Ständetafel, welche er zu einer Besprechung in sein Haus geladen hatte, die einstimmige Bereitwilligkeit der Bischöfe und Magnaten zu verkündigen im Stande war, die von der Königin aus eigener Machtvollkommenheit anzuordnende Mitregentschaft ihres Gemahls anzuerkennen.

Von Seite der Parteiführer an der unteren Tafel vermochte Palffy jedoch keine anderen als ausweichende Antworten zu erhalten [6]). Umsonst war insbesondere der Personal Grassalkovics unermüdlich es durchzusetzen, daß der Landtag selbst mit einem hierauf gerichteten Antrage den Wünschen der Königin entgegen komme. Umsonst traten Andere auf, welche hervorhoben, das Land sei dem Großherzoge eine solche Handlung der Dankbarkeit schuldig, indem es durch die heldenmüthigen Kriegsthaten seines Großvaters, des Herzogs Karl von Lothringen, vom Türkenjoche befreit worden sei. Außerdem gebe es auch keinen Rechtstitel, unter welchem das Land die Anerkennnng des Großherzogs als Mitregent zu weigern vermöge. Denn durch die Gesetze, durch die es die pragmatische Sanktion angenommen, habe Ungarn die Ermächtigung zu einer solchen Maßregel längst schon der Königin eingeräumt.

Diese Anschauungen fanden jedoch nur geringen Anklang bei den übrigen Mitgliedern der zweiten Tafel, und so groß war deren Abneigung, auf die ihnen gemachten Vorschläge einzugehen, daß sie durch ihren Widerspruch den Palatin wieder wankend zu machen schienen.

Standhafter als Palffy benahm sich Grassalkovics. Er stellet jeden Zweifel an der endlichen Verwirklichung des Begehrens der Königin entschieden in Abrede, und legte durch seine Zuversicht den Gegnern wenigstens einigen Rückhalt auf. Unablässig bemühte er sich, seine Landsleute für das Begehren Maria Theresia's günstiger zu stimmen, aber er war nicht im Stande, viel zu erreichen. Die Ungarn verharrten in ihrem früheren Widerstreben, und es wird sogar, freilich

von ihrer Seite behauptet, selbst die Deutschen in Ungarn hätten jene Abneigung getheilt. Denn in allen, welche Aemter bekleideten, sei die Besorgniß erwacht, aus denselben noch weit eher als durch die Ungarn, zu deren Gunsten der Landtag sich so angelegentlich bei der Königin verwendet hatte, durch die Lothringer verdrängt zu werden, welche ihrem Herzoge in großer Anzahl nach Oesterreich gefolgt waren und die er nun in öffentlichen Anstellungen unterzubringen suchte. Als Mitregent werde er, so fürchteten sie, durch nichts gehindert werden können, diese Absicht zu gemeinschaftlichem Nachtheil der Ungarn und der Deutschen zu verwirklichen.

Die an und für sich wenig befriedigende Stimmung, welche unter den Mitgliedern des Landtages herrschte, wurde durch das lange Ausbleiben der königlichen Antwort nur noch mehr gesteigert. Nach dreizehn Tagen endlich, am 22. Juli erfolgte ihre Ausfertigung; doch vergingen wieder sechs Tage, bis man an die Veröffentlichung derselben schritt. Man hatte eben nichts zu verkünden, wovon man einen günstigen Eindruck erwarten durfte.

In der Botschaft der Königin wurde die Aufrechthaltung der ungarischen Statthalterei in der den Landesgesetzen entsprechenden Weise, so wie die Mittheilung der Instruktion für dieselbe und der Eidesformel unter der Bedingung zugesagt, daß hieran vom Landtage nichts geändert werde, indem deren Abfassung einzig und allein zu den Attributen der königlichen Machtvollkommenheit gehöre. An Stelle der verlangten Errichtung eines ungarischen geheimen Rathes versprach Maria Theresia die Berufung des Primas, des Palatins und anderer Magnaten an den Hof, wenn es sich um die Beratung ungarischer Angelegenheiten handeln würde.

Hinsichtlich der Beschwerden gegen das Generalkriegscommissariat wurde, ohne auf das vorgeschlagene neue System einzugehen, doch auf genaue Untersuchung und auf Beseitigung der etwa eingerissenen Uebelstände bestimmte Aussicht eröffnet. Aehnliches geschah auch in Bezug auf die ungarische Kammer, deren Unabhängigkeit von der Wiener Hofkammer zwar zugegeben und ihr darum das Recht, mit der Monarchin in unmittelbaren Geschäftsverkehr zu treten, eingeräumt, jedoch auch die Nothwendigkeit steter Verbindung mit der Hofkammer

hervorgehoben wurde. Die Verwendung geborner Ungarn bei den Cameralämtern, wenn sie nur auch die hiezu erforderliche Tauglichkeit besäßen, wurde versprochen, ohne jedoch Andere hievon gänzlich auszuschließen. Die Gründung der beantragten ungarischen Landeskasse und die Einhebung der zu ihrer Dotirung in Vorschlag gebrachten Abgabe von fünfzehn Kreuzern auf den Centner Salz, dessen Preis jedoch unverändert blieb, wurde unter der Bedingung genehmigt, daß hievon künftighin die Kosten der Statthalterei, der Septemviral- und der königlichen Tafel so wie der Distriktualtafeln bestritten werden sollten. Der Ausfuhrzoll auf Vieh wurde abgelehnt, weil durch eine solche Maßregel der Preis des Fleisches gesteigert und der Handel, statt Aufschwung zu erhalten, in empfindlicher Weise benachtheiligt werden würde.

Hinsichtlich des Indigenates enthielt die Botschaft die verlangte Zusage, dasselbe künftighin nur Personen zu Theil werden zu lassen, welche sich um Ungarn verdient gemacht hätten. Dem ferneren Begehren jedoch, das Indigenatsdiplom erst nach Bezahlung der Taxe so wie nach Ablegung des Eides ausfertigen zu lassen, wurde ebensowenig willfahrt als dem Antrage, die Indigenen aus dem Magnatenstande, welche in Ungarn keine liegenden Güter besaßen, nicht zum Landtage einzuberufen. Denn es würde hiedurch den althergebrachten Gewohnheiten des Landes geradezu entgegengehandelt werden [7]).

Mit der Aufforderung an den Landtag, ihr bald seine übrigen Begehren kundzugeben, um über dieselben gleichfalls Beschluß fassen und so auch ihrerseits den Gang der Verhandlungen beschleunigen zu können, endete Maria Theresia's Botschaft. Da sie den Anträgen des Landtages nur in höchst unvollständiger Weise Folge gab, fand sie, wie leicht vorherzusehen war, die ungünstigste Aufnahme bei demselben.

Als Gabriel Pecsy, welcher nun statt seines Bruders Sigismund die Stelle eines Protonotars des Palatins bekleidete, am 28. Juli 1741 in vereinigter Sitzung des gesammten Landtages die Botschaft der Königin mit lauter Stimme verlas, da wurde höhnisches Lachen und das wilde Gelärm halbunterdrückter Zornesrufe laut. Und kaum hatte Pecsy geendigt, so schrieen wohl hundert Stimmen tobend durch

einander, es sei völlig vergebens, mit so vieler Mühe und so vielen Kosten Berathungen zu halten, wenn die gerechtesten Begehren nur Zurückweisung fänden. Besser wäre es, nach der Heimath zurückzukehren als den Beschlüssen der Königin die Zustimmung zu ertheilen. Wozu habe es so weitläufiger Begründung der ablehnenden Antwort bedurft, wo die wenigen Worte: sic volo, sic jubeo — so will ich, so befehle ich — genau denselben Dienst geleistet hätten. Tumultuarisch drängten sich die Mitglieder der zweiten Tafel um den Personal und verlangten nach Hause entlassen zu werden. Sie erklärten, die Bewilligung hiezu von der Königin begehren zu wollen. Ja sie machten Miene, selbst ohne eine solche Erlaubniß Preßburg zu verlassen [8]).

Auch am nächsten Tage noch dauerte die Aufregung fort, und sie machte sich, als die Mitglieder der zweiten Tafel sich in ihrem Sitzungslokale zusammenfanden, in wilden Ausrufungen und Schmähreden Luft. Dennoch gelang es dem Vicepalatin Gabriel Kapy, welcher statt des wirklich oder nur angeblich erkrankten Personals Grassalkovics den Vorsitz führte, den Tumult so weit zu beschwichtigen, daß die Stände sich, wenn auch nur nach langem Widerstreben, endlich doch zur Fortsetzung ihrer Arbeit, der Berathung über die Beschwerden und Begehren des Landtages herbeiließen. In welchem Geiste sie diese Verhandlungen pflogen, läßt sich bei der Erbitterung, von der die Mehrzahl der Anwesenden erfüllt war, leicht ermessen.

Ueberhaupt geschah fast wie absichtlich Alles, um auch Maria Theresia's Mißstimmung noch mehr zu steigern und den drohenden Zwiespalt zwischen ihr und den Vertretern der ungarischen Nation zur vollendeten Thatsache zu gestalten. Waren schon früher Pamphlete erschienen, in welchen die Austreibung der Deutschen aus Ungarn gefordert wurde, waren Schmähschriften gegen Maria Theresia's treueste Anhänger unter den Magnaten, und zwar so verwerflichen Inhalts verbreitet worden, daß sie auf Befehl des Palatins von der Hand des Henkers am Fuße des Galgens verbrannt wurden, so richteten sich jetzt die vergifteten Pfeile gegen die Königin selbst. Ein satyrisches Blatt wurde ihr in die Hand gespielt, welches in den beleidigendsten Worten den Vorwurf enthielt, sie habe sich, gleichsam in einen Fuchs-

pelz gehüllt, das Wohlwollen der Ungarn zu erschleichen gewußt. Jetzt zeige sie denselben ihre wahre Gestalt, die von derjenigen einer Mutter, als welche sie den Ungarn sich angekündigt habe, gar weit verschieden sei [9]).

Trotz sorgfältiger Nachforschung gelang es nie, die Urheber und Verbreiter dieser und ähnlicher Schmähschriften, welche von nun an ziemlich rasch auf einander folgten und in Versen wie in Prosa Beschimpfungen der Königin und ihrer vornehmsten Rathgeber enthielten, zu entdecken.

Es lag klar am Tage, daß dort wo die Krone und die Vertreter der Nation sich so schroff gegenüber standen, an die Erreichung eines gedeihlichen Resultates nicht zu denken war. So lang man diesen Zwiespalt nicht auszugleichen vermochte, führten all die weitschweifigen Reden, all die endlosen Berathungen zu nichts. „Obwohl ununter„brochen Sitzungen gehalten werden," schrieb noch am 11. August der venetianische Botschafter Capello an die Signorie, „obwohl Anträge in „Menge gestellt werden, um die Vorrechte des Königreiches zu befestigen „und sie noch weiter auszudehnen, so ist man doch noch nicht über den „ersten Artikel übereingekommen. Die Begehren um Wiederbelebung „der uralten Gesetze passen weder zu dem gegenwärtigen Zustande „Ungarns, noch sind sie den Grundsätzen, dem Regierungssysteme und „der Politik des Wiener Hofes entsprechend. Die Ungarn beklagen sich dar„über, daß sie trotz der großen Güte der Königin nicht den leichten Ein„gang bei ihr finden, den sie erwartet hatten. Ungescheut schmähen „sie die Minister als die Urheber der Hindernisse, auf welche sie stoßen."

So lauten die Worte eines unparteiischen Berichterstatters über die damaligen Verhältnisse. Die Lage, in welcher man sich während Maria Theresia's Aufenthalt in Preßburg befand, konnte in der That nicht leicht eine trostlosere sein als sie wirklich war. Wer dieselbe jedoch mit vorurtheilsfreiem Blicke überschaut, wird nicht lange daran zweifeln, daß es ungerecht wäre, den Ungarn allein ein Verschulden zur Last zu legen. Allerdings war es nichts weniger als großherzig von ihnen, daß sie Maria Theresia's Bedrängniß schlau benützten, um weiter gehende Zugeständnisse von ihr zu erlangen, als zu welchen die Vorfahren der Königin sich herbeigelassen hatten. Das

galt insbesondere hinsichtlich der Begehren, welche darauf abzielten, Ungarns Sonderstellung noch zu vermehren und in noch höherem Grade als es ohnedieß schon der Fall war, einen privilegirten Staat im Staate zu schaffen, welchem bei der größten Fülle von Vorrechten das geringste Maß der Pflichten zufallen sollte.

Daß Maria Theresia solchen Forderungen nicht nachgab, kann nur gebilligt, daß sie es trotz der von allen Seiten auf sie hereinstürmenden Drangsale nicht that, nur bewundert werden. Aber neben jenen Begehren wurden andere gestellt, die durchaus nicht unbegründet oder zu weit gehend erschienen. Hiezu gehörten insbesondere die Wünsche, welche darauf abzielten, der drückenden Willkür der Militärbehörden ein Ende zu machen, und die Aemter im Lande, hauptsächlich aber die kirchlichen Pfründen nicht Fremden zu Theil werden zu lassen. Hiezu gehörte das Begehren um Erhöhung der Indigenatstaxe, so wie das fernere Verlangen, daß diejenigen, welche kein liegendes Gut in Ungarn besaßen und dem Lande nur als Indigenen angehörten, nicht Sitz und Stimme an der oberen Tafel genießen sollten.

Die Ablehnung dieser Begehren mußte allerdings den Verdacht erwecken, Maria Theresia gönne ihren deutschen Rathgebern allzu großen Einfluß auf ihre Entschlüsse. In dem Widerstreben der Minister aber glaubte man nur die Frucht ihres Eigennutzes zu erkennen, welcher sie abhalte, die Genehmigung von Forderungen zuzulassen, durch deren Erfüllung ihnen die Möglichkeit, sich selbst, ihren Angehörigen und Günstlingen reiche Einkünfte aus Ungarn zuzuwenden, arg geschmälert würde. Nichts aber erbittert mehr als die Vermuthung oder Gewißheit egoistischer Motive bei politischen Gegnern. Darum wurden die Minister der Königin von den Ungarn auf's heftigste angefeindet und dadurch selbst in's Schwanken und in Uneinigkeit gebracht. Die älteren aus ihnen machten den jüngeren deren unbedachte Rathschläge, diese wieder den älteren ihre Unentschlossenheit zum Vorwurfe. Jeder fühlte sich persönlich gekränkt und geängstigt; wer sie früher gekannt hatte und jetzt nach Preßburg kam, erstaunte, wenn er den Verfall ihrer Gesichtszüge, ihrer ganzen Erscheinung bemerkte [19]).

Ein Umstand, welcher von den Ungarn gegen die Minister weidlich ausgebeutet wurde und ihnen als unumstößlicher Beweis galt,

nur Maria Theresia's Rathgebern und nicht ihr selbst sei die Ablehnung der Begehren des Landtages zuzuschreiben, bestand darin, daß die Botschaft der Königin nicht nur in demselben Sinne, sondern nahezu in den gleichen Worten abgefaßt war, mit welchen Kaiser Karl VI. ähnliche Forderungen beantwortet hatte. Hieraus gehe unwiderleglich hervor, so wurde behauptet, daß so wie jetzt noch die damaligen Männer am Ruder, so auch noch die damaligen Ansichten maßgebend seien.

Und doch, wie durchaus verschieden war nun die Lage Maria Theresia's von derjenigen, in welcher sich ihr Vater befand, als ihm die Krone Ungarns auf's Haupt gesetzt wurde. Was die Verhältnisse gegen Außen betraf, so stand er am Ende eines größtentheils siegreichen Krieges; die Feinde Oesterreichs waren weit abgedrängt von dessen Grenzen und nichts konnte die Besorgniß erwecken vor baldiger Erneuerung kriegerischer Verwicklungen. In Ungarn selbst aber war der lang dauernde, blutige Aufstand so eben erst niedergeworfen, das Land noch kaum beruhigt, und die jüngst erlebten Ereignisse vermochten wohl im Auge eines Jeden einen hohen Grad ängstlicher Vorsicht zu rechtfertigen.

Wie ganz anders war dagegen alles im jetzigen Augenblicke Seit nahezu dreißig Jahren habe Ungarn, so wurde von den Vertretern des Landes nicht mit Unrecht behauptet, sich wenigstens im Ganzen und Großen ruhig verhalten und durch Anerkennung der pragmatischen Sanktion so wie der Statthalterschaft des Herzogs von Lothringen untrügliche Beweise seiner Loyalität gegeben. Ein ausreichender Grund, an dem alten Mißtrauen auch jetzt noch festzuhalten, liege nicht mehr vor, während die täglich wachsende Bedrängniß der Königin durch ihre auswärtigen Feinde sie gebieterisch darauf hinweise, sich mit Ungarn zu verständigen. Denn nur in diesem Lande vermöge sie in einem Augenblicke, in welchem sie mit dem Verluste ihrer übrigen Staaten bedroht, ja an demselben kaum mehr zu zweifeln sei, Zuflucht und Hülfe zu finden.

Diese Anschauung erhielt durch die Nachrichten von Außen her eine gar ausgiebige Unterstützung. Die Ablehnung der dem Könige von Preußen gemachten Friedensvorschläge, die immer feindseliger sich

gestaltende Haltung Sachsens, vor Allem aber das Vordringen der Franzosen und Baiern in Oberösterreich, die Besorgniß vor einer Belagerung und Einnahme Wiens, die geringe Widerstandsfähigkeit der Stadt, die Bestürzung, welche daselbst herrschte, Alles dieß drängte unabweislich dahin, den Zwiespalt mit Ungarn so bald als möglich zu beendigen.

Andererseits kann auch nicht gesagt werden, daß die Ungarn, nachdem die erste Aufregung nach und nach sich gelegt hatte, es an jedem Entgegenkommen hätten fehlen lassen. Ohne gerade von ihren Forderungen abzuweichen, gingen sie doch auf Aenderungen ein, welche darauf zielten, sie mehr und mehr den Wünschen und Anschauungen Maria Theresia's anzupassen. Insbesondere trat dieses Bestreben bei den Mitgliedern der oberen Tafel deutlich an den Tag, und sie gerieth dadurch nicht selten in Zwiespalt mit der ungleich starrsinnigeren Ständetafel, gegen deren herrisches Auftreten wenigstens einige der Bischöfe und Magnaten den Muth hatten, sich unverholen aufzulehnen. Von dem Freiherrn Stephan Vay ist der Ausruf verzeichnet: das größte Uebel, welches man zu besorgen habe, bestehe darin, daß die erste Tafel der zweiten gleichsam unterthan werden und nur nach dem Gutdünken der Letzteren zu handeln gezwungen sein könne. Und der Erzbischof von Kalocsa erklärte, er wolle noch eher von der Willkür der Königin, als von derjenigen der Ständetafel abhängen [11]). Andere, unter denen sich der Judex Curiae Graf Esterhazy und die Brüder Erdödy durch mannhafte Vertheidigung der Rechte der Krone hervorthaten, stimmten solchen Ansichten bei, und so bildete die obere Tafel zwischen der Königin und den Ständen ein Mittelglied, das es ihr sehr erleichterte, in dem Augenblicke, in welchem die andringende Gefahr von Außen her sie zur Nachgiebigkeit gegen die Ungarn zwang, dieß in einer Weise zu thun, welche ihrer Würde und ihrem Ansehen nichts weniger als Nachtheil brachte.

Am 30. August 1741 war die umgearbeitete Vorstellung des Landtages in Bezug auf die künftige Einrichtung der Verwaltung und des Contributionswesens des Königreiches vollendet und in gemeinschaftlicher Sitzung angenommen worden. Verschiedene Punkte, deren Genehmigung nicht zu erwarten gewesen wäre, wie derjenige wegen

Errichtung eines abgesonderten geheimen Rathes für Ungarn waren fallen gelassen, andere nicht unwesentlich geändert. Auch die übrigen Begehren — Postulate — des Landes waren endlich, jedoch nicht ohne daß noch weitläufige ermüdende Berathungen darüber gepflogen wurden, der Vollendung zugeführt worden. Für Ungarn im Allgemeinen bestanden sie aus zweiundvierzig, für die freien königlichen und die Bergstädte aus vierzehn, für Croatien und Slavonien aber aus vierundzwanzig Punkten.

Die Mehrzahl derselben war auf's ausführlichste begründet, und eine auch nur annäherungsweise Andeutung ihres Inhaltes würde hier zu weit führen. Nur das darf versichert werden, daß so manche Punkte Anlaß zu reiflicher Erwägung gaben und gewichtige Bedenken gegen deren Annahme in die Wagschale fielen. Es fehlte daher nicht an Leuten, welche es als ihre Pflicht ansahen, die Genehmigung der vom Landtage vorgebrachten Begehren nachdrücklichst zu widerrathen. Auch kann nicht geleugnet werden, daß sie für diese Anschauung Gründe anzuführen wußten, welche in anderen Zeiten und unter anderen Verhältnissen höchst wahrscheinlich und mit vollem Rechte den Ausschlag gegeben hätten. Jetzt aber mußten diese Bedenklichkeiten in den Hintergrund treten vor der von allen Seiten hereinbrechenden Gefahr. Ihr zu begegnen, darin bestand die erste, die drängendste Aufgabe. Daß Maria Theresia dieß erkannte, daß sie kühnen Muthes darnach handelte, wird ihr zu immerwährendem Ruhme gereichen.

„Ich bin eine arme Königin," hat Maria Theresia einst gesagt, „aber ich habe das Herz eines Königs." Ihre Handlungsweise bewies die Wahrheit dieser Worte. Darum warf sie jede Aengstlichkeit entschlossen über Bord und verfolgte rasch und unerschrocken den Weg, auf welchem ihr allein noch Rettung winkte. Truppenmassen, höchst ansehnliche Truppenmassen mußten unverzüglich aufgestellt und dem Feinde entgegengeworfen werden, um dessen ferneres Vordringen zu hindern und wo möglich Wien zu retten. Diese Truppen aber konnten unter den damaligen Verhältnissen zum größten Theile nur mehr aus Ungarn und dessen Nebenländern genommen werden.

Lange Zeit hindurch bestand einer der Hauptgrundsätze der inneren Politik des Hauses Oesterreich darin, den Ungarn nicht selber Waffen

in die Hände zu geben, welche sie, wie es bei dem zum Aufruhr so sehr geneigten Sinne dieses Volkes zu besorgen war, früher oder später gar leicht gegen die Krone zu kehren sich verleiten lassen konnten. Die vielen Aufstände, welche Jahrhunderte hindurch im Lande stattgefunden hatten, konnten als warnendes Beispiel dienen, und die wilden ungezügelten Reden, die man noch vor wenigen Wochen in Preßburg zu hören bekam, bewiesen klar, daß der alte störrische Geist noch ungebändigt fortlebte in der Nation, und bei geringem Anlasse ausbrechen konnte in revolutionärer Bewegung. Gar viele schracken daher vor dem Wagniß zurück, die Ungarn in Masse zu den Waffen zu rufen[12]); nur Eine nicht, und diese Eine war die Königin selbst.

Am Morgen des 7. September 1741 berief Maria Theresia die vornehmsten Ungarn zur Berathung auf das königliche Schloß. Persönlich setzte sie ihnen die gefahrvolle Lage auseinander, das Mißgeschick ihrer Unterthanen, nicht ihr eigenes beklagend. Von den Ungarn allein hänge nun, so sagte sie ihnen, die Vertheidigung der Krone, des Reiches, vielleicht aller Länder des Hauses Oesterreich ab. Mit einer Beredsamkeit ohne Gleichen forderte sie sie auf, die Waffen zu ergreifen. Hingerissen von dem überströmenden Gefühl der Königin erklärten alle einstimmig, sich selbst, ihre Söhne, ihre Einkünfte dem Dienste Maria Theresia's zu weihen. Die Aufstellung eines Heeres von vierzigtausend Ungarn wurde beschlossen und noch an demselben Tage ergingen die erforderlichen Befehle an die Comitate. Die Königin aber baten sie, sich nach Raab zu begeben und sich selbst und ihren Sohn der Obhut der Ungarn rückhaltslos anzuvertrauen[13]).

Ohne dieß Anerbieten von sich zu weisen, versparte doch Maria Theresia dessen Annahme auf den Zeitpunkt, in welchem sie durch die äußerste Noth hiezu gezwungen sein würde. Denn sie begriff wohl, wie unerläßlich es sei, der Gefahr die Stirne zu bieten und an dem eigenen Muthe denjenigen der Anderen zu kräftigen. Auch handelte es sich darum, der Bewegung, zu welcher die Führer der Nation sich so freudig bereit erklärt hatten, den Aufschwung und die Ausdehnung zu geben, durch welche allein ein entscheidendes Resultat sich erreichen ließ. Ganz Ungarn sollte aufgerufen werden zu der allgemeinen Insurrection, wie die Gesetze des Landes für den äußersten Nothfall sie

anordnen. Freilich wurden auch jetzt noch von den deutschen Rathgebern der Königin tausend Bedenken dagegen erhoben[14]); Maria Theresia aber setzte sich kühn darüber hinweg; sie fühlte den Geist in sich, dessen es bedurfte, ein ganzes Volk zu elektrisiren und mit sich fortzureißen.

Am 10. September gab der Palatin allen Mitgliedern des Landtages ein glänzendes Festmahl. Freilich waren sie weit davon entfernt, vollzählig zu sein, denn mehr als die Hälfte aus ihnen hatte während der überlangen Dauer der Berathungen Preßburg verlassen und sich nach der Heimath begeben. Diejenigen, welche in Preßburg zurückblieben, waren jedoch eben die eifrigsten und einflußreichsten Vertreter der Nation; sie zu gewinnen mußte gerade am meisten gewünscht werden. Schon während des Mahles verlautete viel von der Absicht der Königin, die ungarische Nation zu den Waffen zu rufen, so wie von dem fruchtlosen Widerstreben ihrer deutschen Räthe. In welchem Sinne der Letzteren Erwähnung geschah, läßt sich leicht ermessen; die Königin werde jedoch, so ward mit freudiger Zustimmung oft wiederholt, nur ihren eigenen Eingebungen folgen, und dadurch ungleich weiser handeln, als wenn sie den Rathschlägen ihrer Minister nachkommen würde.

Maria Theresia folgte in der That nur ihrem eigenen richtigen Gefühle, als sie am 11. September die Mitglieder beider Tafeln zu sich berief. Erwartungsvoll strömten dieselben um die eilfte Vormittagsstunde nach dem königlichen Schlosse. Als sie im Audienzsaale versammelt waren, trat Maria Theresia unter sie, in Trauergewänder gehüllt, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte. Ernst und Schwermuth lagen auf ihren Zügen, als sie langsam und majestätisch die Reihen der Ungarn durchschritt, die Stufen zum Throne hinanstieg und auf demselben Platz nahm. Wie es bei der Vorlage königlicher Propositionen gesetzlich immer der Fall ist, sprach der ungarische Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany zuerst zu den Mitgliedern des Landtages. Er schilderte die widerrechtlichen Angriffe fremder Fürsten, ihren Einbruch in die Erblande der Königin, die Gefahr der Hauptstadt, ja die Bedrohung Ungarns selbst. Er erklärte die Absicht Maria Theresia's, ihre Person, ihr Haus, ihre Krone der Obhut der Ungarn

anzuvertrauen. Er sprach die zuversichtliche Hoffnung der Königin aus, die Mitglieder des Landtages würden alle ihre Bestrebungen darauf richten, dem ungerechten Beginnen neidvoller Feinde unverzüglich einen starken Damm entgegenzustellen, auf daß durch eine solche That der uralte Ruhm der ungarischen Nation vor den Augen der Welt neuerdings auflebe.

Nach dem Hofkanzler nahm Maria Theresia vom Throne herab selbst das Wort. „Die Betrübniß Unserer Lage vermochte uns," so sprach sie mit bewegter Stimme, „den treuen Ständen Unseres ge„liebten Königreiches Ungarn über den feindlichen Einfall in Unser „Erbland Oesterreich und über die Ungarn selbst noch bedrohende Ge„fahr, so wie über die Mittel dagegen schriftliche Vorlage zukommen „zu lassen. Es handelt sich um das Königreich Ungarn, um Unsere „Person, um Unsere Kinder, um die Krone. Von Allen verlassen „flüchten wir einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer „altberühmten Tapferkeit. Wir bitten die Stände, in dieser äußersten „Gefahr für Unsere Person, Unsere Kinder, die Krone und das Reich „ohne die geringste Versäumniß werkthätige Sorge zu tragen. Was „an uns liegt, soll geschehen, um den früheren glücklichen Zustand „Ungarns und seines Volkes, den Glanz seines Namens wieder her„zustellen. In all dem werden die getreuen Stände die Wirkungen „Unserer gnädigen Gesinnung erfahren [15])."

Gegen Ende der Rede, insbesondere als sie ihrer Kinder erwähnte, brach Maria Theresia, von tiefer Rührung ergriffen, in Thränen aus. Weinend hielt sie ihr Tuch vor die Augen; bald aber sammelte sie sich wieder, und mit jenem Ausdruck der Gesichtszüge, wie er nach der bezeichnenden Schilderung, die wir einem ungarischen Berichterstatter verdanken [16]), der gekränkten Unschuld eigen ist, lauschte sie den Worten, welche im Namen der Versammlung der Primas zu ihr sprach [17]). Des freudigen Beistandes der ganzen Nation und ihres festen Vorsatzes versicherte er die Königin, Gut und Blut für sie zum Opfer zu bringen. Eine unbeschreibliche Bewegung ergriff die Ungarn, deren Stolz sich dadurch nicht wenig gehoben fühlte, daß gerade bei ihnen Maria Theresia ihre Zuflucht suchte. Das Mitleid mit dem Schmerze der Königin, ihr zauberischer Anblick erfüllte die

Anwesenden mit Begeisterung, und von viel hundert Stimmen donnerte der einmüthige Zuruf durch den Saal: „Vitam nostram et „sanguinem consecramus“ — „wir weihen unser Leben und unser „Blut“ [18]).

Bei dem ganzen Vorfalle zeigte sich in auffallendster Weise die ungemein leichte Erregbarkeit der Ungarn zur Liebe wie zum Hasse. Denn während die Einen mit von Thränen erstickter Stimme sich in Ausrufungen hingebender Huldigung für Maria Theresia erschöpften, brachen Andere in laute Verwünschungen wider ihre deutschen Minister aus. Sie hatten zu bemerken geglaubt, daß in den Zügen Eines derselben, welcher jedoch nicht näher bezeichnet wird, während der Ansprache der Königin ein Ausdruck unverkennbarer Mißbilligung sichtbar geworden sei. Da man diesen Mann schon von früher her als einen hartnäckigen Widersacher der Ungarn zu kennen glaubte, so genügte jener Umstand, um sie zu Kundgebungen wüthenden Ingrimmes gegen Maria Theresia's Rathgeber zu verleiten [19]). Die Anwesenheit der Königin vermochte nicht, die in drohende Worte und Geberden ausbrechenden Ungarn in ihre Schranken zurückzuweisen. Ja es schien einen Augenblick für die Betreffenden persönliche Gefahr vorhanden, und nur die schnelle Dazwischenkunft der besonneneren Ungarn verhinderte einen noch heftigeren Auftritt.

Um so ungezügelter machte sich der Ausdruck des Hasses vernehmbar, als die Stände, den Saal verlassend, die Treppen des königlichen Schlosses hernieder stiegen, um sich nach ihrem Versammlungsorte zu begeben. Man behauptete von einem der Deutschen die Worte gehört zu haben: „die Königin thäte besser, sich und die Ihrigen dem Teufel, als den Ungarn anzuvertrauen“. Diese wirkliche oder vermeintliche Beleidigung brachte die Ungarn außer sich. Laut wünschten sie die deutschen Minister an den Galgen, denn dieselben hätten, so schrieen sie tumultuarisch durch einander, kein besseres Schicksal verdient, indem sie durch ihre bösen Rathschläge die beste Königin bisher verhinderten, den Ungarn die Waffen in die Hand zu geben. Wäre dieß schon in dem Augenblick geschehen, in welchem man von der ersten kriegerischen Unternehmung des Kurfürsten von Baiern die

Kunde erhielt, so würde man sich jetzt mit weit größerer Aussicht auf Erfolg demselben entgegen zu werfen im Stande sein [20]).

In gemeinschaftlicher Sitzung hörten die Mitglieder des Landtages die königlichen Propositionen, in denen zuerst die Gefahr geschildert wurde, mit welcher die Wegnahme Schlesiens durch den König von Preußen und das Vordringen eines französisch-baierischen Heeres gegen Wien die Königin, ja Ungarn selbst bedrohten. Da die österreichischen Truppen zum größten Theile in Schlesien wider König Friedrich im Felde ständen, mangle es an ausreichender Streitmacht, um sie den Franzosen und Baiern entgegenzustellen. Darum wende sich Maria Theresia an den seit Jahrhunderten bewährten Geist der Tapferkeit der ungarischen Nation. Dieselbe werde, so sei Maria Theresia als rechtmäßig gekrönte Königin überzeugt, die auch auf Ungarn erhobenen Ansprüche des Kurfürsten von Baiern und dessen drohenden Einbruch in das Königreich mit gewaffneter Hand zurückweisen. Darum rufe sie auf Grund der betreffenden Gesetzesartikel das Land auf, zu seiner eigenen Vertheidigung sich gewaffnet zu erheben in allgemeiner Insurrection. Eingedenk des alten Ruhmes der Nation möge der Landtag ohne alle Zeitversäumniß die Anzahl der aufzustellenden Truppen bestimmen und die sonst unumgänglich nöthigen Maßregeln treffen, um jeden Einbruch der Feinde in Ungarn hintanzuhalten. Bis dieß geschehen, werde die Königin in Ungarn verweilen, um auch ihrerseits zur Erreichung des ersehnten Erfolges nach Möglichkeit beizutragen [21]).

Nachdem der Protonotar Pecsy die Vorlesung der Propositionen geendigt, nahmen zuerst der Primas und nach ihm der Palatin das Wort. Sie zeigten die Schreiben vor, welche der Kurfürst von Baiern an sie gerichtet hatte und in denen er Ansprüche auf die Krone Ungarns erhob. Auch der Judex Curiae, der Personal Grassalkovics und die beiden Erdödy sprachen zu ihren Landsleuten; sie Alle unterstützten mit lebhaften Worten das Begehren der Königin. Keine Gegenrede wurde laut, und einmüthig beschloß man die Einsetzung einer Deputation, welche ungesäumt die Maßregeln vorschlagen sollte, die zu ergreifen wären, um die Königin und das Land zu retten.

Am Nachmittage des 11. September wurde wieder Sitzung gehalten und die inzwischen aufgesetzte Antwort des Landtages auf die königlichen Propositionen, welche die unbedingte Zustimmung zu denselben und gleichzeitig eine scharfe Zurückweisung etwaiger Ansprüche des Kurfürsten von Baiern auf Ungarn enthielt, einmüthig angenommen [22]). Das Gleiche geschah hinsichtlich der Vorschläge, welche am Morgen des 13. September die Deputation durch den Mund ihres Vorsitzenden, des Palatins, vor den Landtag brachte. Die Aufbringung von dreißigtausend Mann Fußvolk, welche in dreizehn Regimenter zu theilen wären, wurde beschlossen. Jedes Mitglied des insurrectionspflichtigen Adels sollte entweder in Person zu Pferde steigen oder einen Stellvertreter senden. Man rechnete, daß auf diese Art von Ungarn allein fünfzehntausend Reiter, von Croatien mit Slavonien vierzehntausend, von Siebenbürgen sechstausend Mann in's Feld gestellt werden würden. Mit den Truppen, welche man aus dem Temeswarer Banate, aus den Districten der Jazygier, Cumanier und Haiducken erwartete, zählte man auf hunderttausend Mann.

Die Unterhandlungen zwischen der Krone und dem Landtage über die Aufstellung, die Bewaffnung und Bekleidung, über die Bezahlung der Truppen füllten die nächsten Tage. Durch sie erhielt die Oppositionspartei, welche während der herrschenden Aufregung völlig verstummt war, den ersten Anlaß sich neuerdings bemerkbar zu machen. Die gänzliche Ausschließung der deutschen Minister aus jenen Verhandlungen wurde verlangt, und schon am 15. September brachte Thomas Szirmay aus Zemplin die Begehren und Beschwerden des Landtages wieder zur Sprache. Das ohnedieß so überbürdete Volk, welchem die letzten Beschlüsse des Landtages noch größere Lasten auferlegten, würde in seinem Unmuthe, so behauptete Szirmay, die persönliche Sicherheit der Abgeordneten gefährden, wenn sie nicht eine gewährende Antwort der Königin mit sich brächten.

Diese erneuerten Regungen der Gegner beschleunigten und verdoppelten die Anstrengungen der eifrigsten Anhänger Maria Theresia's, um von der günstigen Stimmung des Landtages so schnell und so viel als möglich Nutzen zu ziehen. Ein glücklicherer Augen-

blick konnte nicht mehr gefunden werden, um den Lieblingswunsch Maria Theresia's, die Anerkennung ihres Gemahls als Mitregent, der Verwirklichung zuzuführen.

In der Sitzung, welche am 19. September gehalten wurde, theilte der Primas den Bischöfen und Magnaten zum ersten Male in officieller Weise mit, wie sehr der Königin daran liege, daß in der gefahrvollen Zeit, in welcher man sich befinde und in der die Regierungsgeschäfte hauptsächlich in der Besorgung von Kriegsangelegenheiten beständen, ihr Gemahl als Mitregent anerkannt werde. Darum übersende sie die Formel des von dem Großherzoge abzulegenden Eides und die sonst von ihm zu beobachtenden Bedingungen, auf daß der Landtag ersehe, daß aus der Erfüllung dieses Wunsches dem Königreiche Ungarn auch nicht der geringste Nachtheil erwachsen könne.

Nach dem Primas sprach Johann Palffy sich dahin aus, dem Begehren der Königin sollte um so mehr Folge geleistet werden, als man ohnehin wisse, daß alle Geschäfte durch den Großherzog gingen, und man unmöglich verlangen könne, der Gemahl der Königin, der Vater des Thronerben habe denselben fremd zu bleiben. Der Judex Curiae hob die Verdienste hervor, welche der Großherzog selbst und seine Ahnen, insbesondere aber Herzog Karl von Lothringen sich um Ungarn erwarben. Auch der Kronhüter Erdödy redete im gleichen Sinne, und es wurde endlich, obwohl nicht ohne allen Widerspruch, der Beschluß gefaßt, von der Absicht der Bischöfe und Magnaten, den Großherzog als Mitregenten anzuerkennen, der unteren Tafel Kenntniß zu geben.

Hier besorgte der Personal Grassalkovics, der hauptsächlichste und unermüdlichste Förderer des ganzen Projectes, zu dessen Verwirklichung er selbst während der Zeit der größten Verstimmung gegen die Regierung unausgesetzt thätig war, entschiedeneren Widerspruch. Um den von ihm einzubringenden Vorschlägen bei den widerstrebenden Gemüthern der Mitglieder der zweiten Tafel leichter Eingang zu verschaffen, waren ihnen schon mehrere Tage zuvor die Aeußerungen Maria Theresia's bekannt gemacht worden, durch welche eine möglichst gewährende Erledigung der Beschwerden und Begehren des Landtages in sichere Aussicht gestellt wurde. Nach solcher Vorbereitung brachte

endlich Grassalkovics die Sache in der Sitzung vom 20. September vor die zweite Tafel.

In langer und wohlgesetzter Rede suchte er darzuthun, wie unschädlich einerseits die Gewährung des Wunsches der Königin für Ungarn, und wie hochwillkommen derselben andererseits eine solche Willfährigkeit der Stände sein würde. Nachgiebigkeit erscheine um so räthlicher, als im Falle des Gegentheiles die Königin aus eigener Machtvollkommenheit ihren Willen auch ohne Zustimmung der Stände in's Werk setzen werde. Es handle sich nur darum, einer ohnehin schon bestehenden Sache auch den ihr zukommenden Namen zu geben. Denn man wisse ja allgemein, in welch' hohem Maße der Großherzog bei der Leitung der Staatsgeschäfte betheiligt sei, und daß seine Fernhaltung von denselben ebensowenig wünschenswerth als überhaupt ausführbar erscheine.

Man hatte sich getäuscht, wenn man auch jetzt noch nachhaltigen Widerspruch gegen die Vorschläge des Personals erwartete. Selbst stets bereite Wortführer der Opposition, wie Georg Fekete, Paul Jeszenak, Kaspar Chuzy aus Veszprim, verlangten nicht viel anderes als den Zusatz, daß dem Königreiche hieraus kein Nachtheil entstehen dürfe. Freilich fand auch der Zuruf, welchen einige der eifrigsten Anhänger der Regierung ertönen ließen, um die Versammlung zu einmüthiger Zustimmung mit fortzureißen, nur leisen Wiederhall. Die meisten Deputirten, insbesondere diejenigen aus den beiden Kreisen dießseits und jenseits der Theiß saßen stumm, mit niedergeschlagenen Augen auf ihren Plätzen. Aber sie erhoben auch keine Einwendung gegen den Beschluß, der oberen Tafel durch eine Deputation ihre Bereitwilligkeit mitzutheilen, die Mitregentschaft des Großherzogs anzuerkennen. Doch wären den auszustellenden Urkunden, so wurde verlangt, noch kräftigere Verwahrungen beizufügen, auf daß den Rechten Ungarns und seiner Sicherheit nicht im mindesten Eintrag geschehe. Außerdem sollte dem Großherzoge die Erwartung ausgesprochen werden, daß durch ihn die Aemter des Landes gebornen Ungarn, und nicht etwa Fremden zu Theil würden [23]).

Die Beschränkungen, unter welchen man dem Großherzoge die Mitregentschaft zu übertragen sich herbeiließ, waren in der That so

beengender Art, daß ihm hiedurch eigentlich nicht viel mehr als ein Titel, keineswegs aber irgend eine erwähnenswerthe Machtvollkommenheit verliehen wurde [21]). Darum faßten nun auch die Mitglieder beider Tafeln in gemeinschaftlicher Sitzung und mit lebhafterer Betheilung derjenigen, welche sich bisher zurückhaltend bezeigt hatten, einstimmig den Anerkennungsbeschluß. Unverzüglich überbrachte ihn eine eigene Abordnung, an deren Spitze auch jetzt wieder der Primas und der Palatin sich befanden, der Königin und ihrem Gemahle.

Die Freude, welche Maria Theresia hierüber empfand und mit gewohnter Lebhaftigkeit kundgab, wurde noch durch die an demselben Tage erfolgende glückliche Ankunft ihres Sohnes vergrößert. Nur selten war es der Königin möglich gewesen, sich auf einige Stunden nach Wien zu begeben, um den Kronprinzen zu sehen. Jetzt wurde er, vor dem andringenden Feinde aus der Hauptstadt flüchtend, zu Schiff nach Preßburg gebracht. „Einem Eichhörnchen gleich," so lautet der bezeichnende Ausdruck unseres ungarischen Berichterstatters, „blickte „der sechsmonatliche Prinz von dem Arme seiner Wärterin auf das „in gewaltiger Menge herzudrängende Volk, als er von dem Landungs„platze nach dem königlichen Schlosse fuhr [25])."

Am 21. September legte der Großherzog vor seiner Gemahlin und den Mitgliedern beider Tafeln, welche sich zu diesem Ende nach dem Schlosse begaben, den Eid als Mitregent ab. Es kann nicht gesagt werden, daß diese feierliche Handlung und die Rede, in welcher der Großherzog für die Königin und für Ungarn erforderlichen Falles selbst sein Leben opfern zu wollen erklärte, mit sonderlichem Antheil aufgenommen worden wären. Lebhafter wurden die Zurufe, als Maria Theresia ihren Sohn herbeibringen ließ und derselbe den versammelten Ungarn gezeigt wurde. Doch brachte der Anblick des Kindes keineswegs jenen mächtigen Eindruck hervor, wie es später vielfach behauptet und von der Sage gar wunderlich ausgeschmückt worden ist [26]).

Die sichtliche Theilnahmslosigkeit einer großen Zahl der Ungarn schreckte Maria Theresia nicht zurück, ihren eigentlichen Anhängern gegenüber die Freude, welche sie über die Erfüllung ihres Wunsches empfand, durch zahlreiche Gunstbezeigungen an den Tag zu legen. Der Palatin Johann Palffy, welcher sich an demselben Tage, obgleich

er das achtundsiebzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, mit der Witwe des am 14. Juni 1741 verstorbenen Grafen Karl Zichy [27]) vermählte, erhielt das Bildniß der Königin, reich in Edelsteine gefaßt. Das gleiche Geschenk empfing der Judex Curiae Graf Joseph Esterhazy, welcher noch außerdem mit Alexander Karolyi und Georg Csaky zum Feldmarschall ernannt wurde. Johann Baranyay, Andreas Kohary, Joseph Festetics, Johann Ghillanyi wurden zu Feldmarschall-Lieutenants, andere Ungarn zu Generalen befördert. Der Primas, der Erzbischof von Kalocsa, die Bischöfe Erdödy und Barkoczy erhielten kostbare Prälatenkreuze, viele Mitglieder der oberen Tafel wurden zu geheimen Räthen und Kämmerern ernannt [28]). Dem Personal Grassalkovics stellte Maria Theresia bis nach Beendigung des Landtages die Erhebung in den Grafenstand und eine hohe Würde in der Verwaltung in Aussicht.

Wenn man die Wirkungen, welche die beiden letzten Beschlüsse des Landtages, die Ausschreibung der Insurrection und die Anerkennung der Mitregentschaft des Großherzogs hervorbrachten, mit vorurtheilsfreiem Blicke in's Auge faßt, so muß man gestehen, daß der moralische Eindruck dieser Ereignisse ein außerordentlicher war. Ueberall bei Freund und Feind wurden sie als glanzvolle Siege betrachtet, durch Maria Theresia's persönliche Eigenschaften über Männer errungen, von denen man sich ganz anderer Dinge versehen hatte. Die nichtungarischen Länder des Hauses Habsburg, welche Jahrhunderte hindurch allein die Staatslasten getragen und denen es längst schon zu alter, aber bitterer Gewohnheit geworden war, durch die Vereinigung Ungarns mit Oesterreich diese Lasten weit eher vermehrt als vermindert zu sehen, gewahrten mit freudigem Erstaunen, daß ihnen jetzt von dorther Erleichterung und Beistand zugesagt wurde, von wo sie bis nun fast ausschließlich nur Anfeindung, ja nicht selten offene Bekämpfung in ihrer gräulichsten Gestalt, in derjenigen verheerender Einfälle erfahren hatten. Mit jener Lebhaftigkeit der Bewunderung, mit welcher sich der Deutsche bekanntlich so leicht für den Fremden durchdringt, wurden nun die Beschlüsse des ungarischen Landtages in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich aufgenommen. Sie gingen von Mund zu Mund, und mögen wohl, daran ist kaum zu zweifeln,

nicht wenig dazu beigetragen haben, diese Länder zur Ausdauer in ihrer gegenwärtigen Bedrängniß zu ermuthigen und die schon fast erlöschende Hoffnung auf künftige bessere Tage in ihnen neuerdings wachzurufen.

Nicht geringeren Eindruck übten die Vorgänge zu Preßburg auf die fremden Fürsten, welche in offenem oder noch verstecktem Kampfe wider Maria Theresia standen. Sie begriffen, daß es zu Ende sei mit der althergebrachten Politik, von welcher insbesondere Frankreich so vielfachen Nutzen gezogen, mit der Politik, während eines Krieges mit dem Hause Habsburg demselben in Ungarn Aufstände zu erregen und in solcher Weise die volle Entwicklung der österreichischen Streitkräfte nach Außen hin zu vereiteln. Mit Erstaunen und Bestürzung vernahmen sie, daß von dorther ihrer Gegnerin ausgiebige Unterstützung zu Theil werden sollte, wo deren Vorfahren fast immer nur Verlegenheiten dringendster Art bereitet worden waren. Ja es ist wohl möglich, daß diese Betrachtungen auf die nächsten Entschlüsse des Königs von Preußen und des Kurfürsten von Baiern nicht ohne alle Einwirkung geblieben sind.

Ganz anders jedoch als der nicht hoch genug anzuschlagende moralische Eindruck der Preßburger Ereignisse stellt sich die Sache, wenn deren wirkliches, ihr materielles Ergebniß in Betracht gezogen wird. Was vorerst die Mitregentschaft des Großherzogs anbelangt, so ist selten mit größerer Heftigkeit für und wider eine Sache gestritten worden, welche nach ihrer Verwirklichung ein kaum der Erwähnung werthes Resultat mit sich führte. Daß dies der Fall war, daran ist nicht allein der Landtag, welcher die Befugnisse des Großherzogs thunlichst beschränkte, sondern in kaum geringerem Maße auch die Königin Schuld. Ja es ist eigenthümlich zu sehen, wie die nämliche Fürstin, welche während der ersten Zeit ihrer Regierung durch das rastlose Bestreben, ihrem Gatten einen möglichst großen Antheil an den Regierungsgeschäften zuzuwenden, erbitterte, für sie und ihr Haus durchaus nicht gefahrlose Streitigkeiten erweckte, ihn nach und nach selbst wieder völlig aus den Geschäften verdrängte.

Auch in Bezug auf den Landtagsbeschluß vom 11. September wurden die außerordentlichen Erwartungen, welche man von dessen

Erfolgen gehegt hatte, nur sehr unvollkommen erfüllt. Bald erhoben sich von den verschiedensten Seiten Einreden, welche die Anfangs ausgesprochene Truppenzahl als eine zu hohe darstellten. Von dreißigtausend ging man auf einundzwanzigtausend sechshundert Mann Fußvolk, von dreizehn auf sechs Infanterie-Regimenter herab. Mit dem Landtage nicht allein, sondern auch mit den einzelnen Comitaten entspannen sich langwierige, oft resultatlos bleibende Verhandlungen über die Stellung der Truppen. So weit ging dieß, daß bis zum Ablauf des Jahres 1741, also nach mehr als drei Monaten kaum einige hundert Mann von den durch den Beschluß des Landtages zugesagten Soldaten aus Ungarn zu den österreichischen Streitkräften, welche gegen den Feind kämpften, geschickt worden waren [29]). Und diejenigen, die endlich wirklich aufgebracht wurden, ließen eben so wie die schon vor dem Landtagsbeschlusse in's Feld gerückten ungarischen Truppen, die Husaren natürlich ausgenommen, an Kriegstüchtigkeit gar viel zu wünschen übrig [30]). Insbesondere waren es die zumeist den südslavischen Ländern entstammenden Scharen der Freiwilligen, welche gleichmäßig den Gegenden, in die sie kamen, zum Schrecken, wie ihren eigenen Vorgesetzten zur Qual dienten. Gegen die Bewohner der ersteren ausartend in die wildesten Excesse, kannten sie gegen die letzteren weder Disciplin noch Subordination. Grausam gegen den wehrlosen Landmann, selbst in Maria Theresia's eigenen Staaten [31]), waren sie im offenen Kampfe nur von geringer Verwendbarkeit [32]), und die Berichte der österreichischen Generale sind erfüllt von Klagen über diese Art der Verstärkung, mit welcher man ihre Streitmacht ergänzte [33]). Erst nach und nach gelang es besonders begabten Führern, wie Trenck und Menzel, von welchen freilich der Erstere einmal auf Neipperg's Befehl wegen Insubordination selbst in Haft gesetzt und dem Urtheilsspruche eines Kriegsgerichtes unterzogen wurde [34]), etwas mehr Ordnung in diese zuchtlosen Schaaren zu bringen und sie dadurch auch kriegstüchtiger zu machen.

Wird noch hinzugerechnet, daß die Aufbringung auch nur geringer Summen zur Ausrüstung der Streitkräfte noch weit größeren Schwierigkeiten begegnete als diejenige der Truppen selbst, so wird Niemand bestreiten können, daß das materielle Ergebniß der anscheinend so günstigen Landtagsbeschlüsse doch nur ein verhältnißmäßig geringfügiges

genannt werden muß. Die einsichtsvolleren österreichischen Staatsmänner verkannten dieß auch keineswegs, und es läßt sich von ihnen nicht sagen, daß sie von nun an mit viel sorgenfreierem Blicke der Zukunft entgegen gesehen hätten. Auch Maria Theresia konnte sich der gleichen Erkenntnis nicht lange verschließen, und die ferneren Verhandlungen des Landtages waren ganz dazu angethan, auch ihr die kommenden Tage im trübsten Lichte erscheinen zu lassen.

Am 24. September hörten die Mitglieder beider Tafeln in gemeinschaftlicher Sitzung die Beschlüsse Maria Theresia's über die Vorlagen des Landtages. Auf die Ausschreibung der Insurrection und auf die zukünftige Verwaltung Ungarns, dann auf die Begehren und Beschwerden des Landes erstreckte sich die Botschaft der Königin.

Was zunächst die Insurrection betraf, so wurden die gemachten Vorschläge ihrer Wesenheit nach genehmigt und nur zu unverweilter Durchführung dringend empfohlen. Auch hinsichtlich der Verwaltung Ungarns so wie seiner sonstigen Begehren und Beschwerden näherten sich die Beschlüsse Maria Theresia's so ziemlich den Vorschlägen des Landtages. Die Botschaft der Königin wurde daher auch Anfangs keineswegs mit Zeichen der Unzufriedenheit aufgenommen. Bald aber begannen einige Mitglieder der Oppositionspartei ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß man nicht noch weit mehr von der Königin verlangt habe[35]), denn in ihrer Bedrängniß hätte sie ja jede Forderung unweigerlich gewähren müssen. Sie wünschten, daß dieß noch nachträglich geschehe, denn jedenfalls seien die gemachten Zugeständnisse allzu gering, und es wäre nicht mehr als billig, daß die Königin zur Vergeltung der großen Opfer, zu denen das Land sich bereit erklärt habe, auch ihrerseits in gleichem Maße zur Erweiterung der Rechte und Freiheiten der Ungarn sich herbeilasse. Bis dieß nicht erfolgt sei, solle auch in Bezug auf die Insurrection nichts weiter geschehen und jede Thätigkeit zur Aufbringung von Truppen wider die Feinde der Königin eingestellt werden.

Es war der Vicegespan des Zempliner Comitates, Johann Okolitsanyi, wohl der eigentliche Führer und der gewandteste Redner der Oppositionspartei, welcher in der Sitzung vom 29. September zuerst diesen Vorschlag bei der Ständetafel einbrachte. Durch denselben

setzten, unparteiischem Zeugnisse zufolge, er und seine Anhänger nicht nur den ruhigen Fortbestand des Landtages, sondern Alles was bisher erreicht worden, insbesondere die Bewaffnung Ungarns gegen Maria Theresia's Feinde wieder völlig in Frage[36]). Darum erhob sich auch der stets gerüstete Vertheidiger der Sache der Königin, der Personal Grassalkovics mit eindringlicher Vorstellung dagegen. Aber obgleich ihm derselbe Okolitsanyi vor wenig Tagen erst vorgeworfen hatte, Grassalkovics wisse durch seine Beredsamkeit und seine süßen Worte die Stände zu Allem zu bringen, obgleich er ihnen jetzt das Unheilvolle ihres Beginnens klar vor Augen stellte, obgleich er seinen Widersachern zurief, in einem Augenblicke, in welchem die Flammen schon Ungarn zu erfassen drohten, hätten sie vor Allem zu den Löschwerkzeugen zu greifen, so wurde Grassalkovics doch überstimmt. Er konnte es nicht hindern, daß eine dem Vorschlage Okolitsanyi's entsprechende Botschaft an die obere Tafel erging, sie zu gleichem Vorgange einzuladen.

Hier stieß der Antrag der Stände auf entschiedene Weigerung. Die Bemühungen des Palatins, welcher eine Anzahl hervorragender Mitglieder der zweiten Tafel zu sich berief, um sie zu einem Abgehen von ihrem Beschlusse zu vermögen, blieben jedoch eben so fruchtlos, als die beredten Worte, in denen bei Beginn der folgenden Sitzung der Personal zu den Ständen sprach. Umsonst schilderte er ihnen die Betrübniß der Königin über den letzten Beschluß. Umsonst wies er ihnen nach, wie hierdurch nur den gemeinsamen Feinden Maria Theresia's und Ungarns gewaltiger Vorschub geleistet werde. Die Stände kannten das ganze Gewicht des Zwangsmittels, welches sie in Händen hielten, und machten von demselben einen von ihrem Standpunkte vielleicht nicht unklugen, aber auch keineswegs großmüthigen Gebrauch. Sie fuhren fort in der von ihnen begonnenen Berathung, und schon am 1. Oktober kündigten sie der oberen Tafel ihren Beschluß an, vor Allem auf volle Gewährung ihrer früheren Begehren bei der Königin zu dringen.

Lebhaft waren die Vorstellungen, welche hiegegen von Seite der Magnaten erhoben wurden. Der Palatin und der Obergespan des Zempliner Comitates, Graf Thomas Berenyi, sprachen zuerst.

Die Stände glichen, so sagte der Letztere, einem kranken Manne, der sich nicht damit beschäftigt, vorerst seine Krankheit los zu werden, sondern welcher an die Kleider denkt, mit denen er sich nach Wiedererlangung seiner Gesundheit herauszuputzen beabsichtigt. In ähnlichem Sinne lauteteten auch die Erklärungen des Kronhüters Erdödy, dessen Bruder, der Erlauer Bischof, an die Spitze der Deputation gestellt wurde, welche sich zur unteren Tafel zu begeben hatte, um es zu versuchen, dieselbe von ihrem Beschlusse abzubringen.

So eindringlich auch der Bischof Erdödy zu den Ständen sprach, so gelang es ihm doch nicht, die gewünschte Wirkung zu erzielen und die Opposition, für welche dießmal Johann Balogh aus Preßburg, Okolitsanyi und Chuzy das Wort führten, zum Schweigen zu bringen. Doch wurden die Verhandlungen wenigstens nicht abgebrochen. Aber sie schienen in der That ohne allen Erfolg bleiben zu sollen, und Worte wie sie Thomas Berenyi einer Abordnung der unteren Tafel zurief, brachten nicht den geringsten Eindruck auf dieselbe hervor.

Es sei eine eigenthümliche Sache, so sagte er, um die von den Ständen vorgeschützte Furcht vor dem Wagnisse, ohne die Genehmigung der an die Königin gerichteten Begehren und Beschwerden nach Hause zurückkehren zu müssen. Ob sie denn nicht die gleiche Furcht empfänden, fragte er sie, vor dem drohenden Falle Wiens und der dann über Ungarn unausweichlich hereinbrechenden Feindesgefahr? Welcher vernünftige Mann werde wohl, wenn des Nachbars Haus brenne, nicht zuerst Hand anlegen zur Rettung des eigenen Hauses, sondern nur dafür besorgt sein, dessen innere Einrichtung in Sicherheit zu bringen? Die Kunde der großherzigen Beschlüsse, welche der Landtag gefaßt habe, sei schon durch den größten Theil Europa's gedrungen; überall spreche man mit Bewunderung von der Treue und dem Edelmuthe der Ungarn. Was würde man von ihnen sagen, wenn sie nach wenigen Wochen schon im entgegengesetzten Sinne zu handeln sich verleiten ließen?

Nicht weniger eindringliche Worte wurden von anderen Stimmen gesprochen; ja es erhob sich sogar der empfindliche Vorwurf gegen die Oppositionspartei, daß sie, größtentheils aus den Abgeordneten der an den beiden Ufern der Theiß liegenden Comitate gebildet, sich nur

darum so starrsinnig zeige, weil sie für ihre so weit entlegene Heimath nicht leicht eine Gefahr zu besorgen habe.

Die gegen die Oppositionspartei vorgebrachten Beschuldigungen riefen natürlicher Weise ähnliche Anklagen von Seite derselben wider die Anhänger der Regierung hervor. Sie seien fern davon, so erklärten die Führer der Opposition, die Bewaffnung Ungarns wider Maria Theresia's Feinde hintertreiben zu wollen. Sie verlangten nichts weiter als die Erfüllung der Zusagen, durch welche man sie zu jenen Beschlüssen vermocht habe. Die Ursache all der Aufregung und Verwirrung liege nur in dem Widerspruche, in welchem die mündlichen Verheißungen der Königin zu ihren schriftlichen Entschließungen ständen. Trotz ihrer persönlichen Geneigtheit, das Verlangte zu gewähren, werde sie durch ihre Rathgeber immer wieder davon abgebracht. Insbesondere sei es der Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany, wider welchen in dieser Beziehung der schärfste Tadel ausgesprochen werden müsse.

Drei Tage dauerte zwischen beiden Tafeln der Streit, welcher eine so drohende Gestalt annahm, das man die ernstesten Besorgnisse hegte, der Landtag könne sich auflösen und Ungarn dadurch in tausend innere Zerwürfnisse der gefährlichsten Art gestürzt werden[37]). So weit kam es, daß am Abende des 3. Oktober die Stände sich in Masse in das königliche Schloß begeben wollten, von Maria Theresia die Erfüllung ihrer Forderungen zu verlangen. Sie seien hiezu gezwungen, behaupteten sie, weil der Palatin im Einvernehmen mit den Magnaten sich weigere, ihre Begehren der Königin vorzutragen. Doch kamen sie wieder zurück von dem Gedanken eines so unüberlegten Schrittes. Statt dessen zogen sie in tumultuarischer Aufregung zu Grassalkovics und zwangen ihn zu der Zusage, dasjenige zu thun, was sie fruchtlos von Palffy verlangt hatten.

Da auch kleine Züge oft von wesentlicher Bedeutung sind zur Kennzeichnung der Lage, in welcher die Dinge sich befanden, so mag hier der Umstand erwähnt werden, daß kaum zehn Mitglieder der unteren Tafel es wagten, gleich den Bischöfen und Magnaten am 4. Oktober zur Feier des Namensfestes des Großherzogs von Toscana die Trauerkleider abzulegen, welche man noch immer für den verstor-

benen Kaiser trug. Die Mitglieder der ersten Tafel aber erschienen im reichsten Schmucke in ihrem Sitzungssaale. Insbesondere zogen die Brüder Erdödy die Blicke Aller auf sich, denn Beide trugen das Bild der Königin, mit kostbaren Steinen umkränzt.

Derselbe Tag brachte denn endlich auch die Einigung beider Tafeln. Daß dieselbe überhaupt noch herbeigeführt wurde, schreibt Capello der bewunderungswürdigen Klugheit zu, mit welcher Maria Theresia selbst in der ganzen Angelegenheit sich benahm[38]). Ihrem beschwichtigenden Einflusse und der Gewandtheit einiger ihrer treuesten Anhänger an der oberen Tafel gelang es, die Eintracht im Schoße des Landtages wieder herzustellen. Die Stände gaben darin nach, daß diejenigen Punkte der früheren Eingabe des Landtages, welche die königliche Genehmigung erhalten hatten, nach dem Wunsche der Magnaten als abgethan angesehen und daher nicht mehr zur Sprache gebracht werden sollten. Nur auf die bisher abgelehnten Artikel habe sich die neue Vorstellung des Landtages an die Königin zu erstrecken. Die anfängliche Bedingung, vor Gewährung der Begehren des Landtages nichts mehr für die Aufstellung der Truppen zu thun, war schon früher stillschweigend fallen gelassen worden, und so schlossen sich nun die Magnaten der Bitte an, welche die Stände wiederholt an die Königin richteten.

In der gemeinschaftlichen Sitzung vom 7. Oktober hörte der Landtag die Beschlüsse der Königin auf seine neuerlichen Eingaben. Obgleich sie auch jetzt noch nicht alle Begehren genehmigte, so gab Maria Theresia doch so weit nach, daß die Einsichtsvolleren offen erklärten, man habe sich einstweilen mit dem Erlangten zu begnügen und solle die Erreichung noch befriedigenderer Ergebnisse von künftigen besseren Zeiten erwarten. Die gleichzeitig erfolgende Ernennung von vier Ungarn zu commandirenden Generalen, der Brüder Joseph und Franz Esterhazy in den Kreisen dießseits und jenseits der Donau, Georg Csaky's und Alexander Karolyi's in den Kreisen dießseits und jenseits der Theiß mag ebenfalls günstig gewirkt haben. Keine Einsprache erhob sich mehr gegen die Beschlüsse der Königin, und es wurde sogar der Antrag, für dieselben durch eine eigene Deputation den Dank des Landtages darzubringen, von der unteren Tafel zuerst

gestellt, von den Bischöfen und Magnaten aber freudig angenommen. Eine zweite Deputation wurde gewählt, um unverweilt an die Ausarbeitung der Landtagsartikel zu schreiten.

Die Erörterung derselben und die ferneren Verhandlungen über die Stellung der Truppen und die Aufbringung der zur Bestreitung des Aufwandes erforderlichen Contribution gab freilich der Opposition und insbesondere ihrem Führer Okolitsanyi noch manche Gelegenheit zu scharfen, nicht selten verletzenden Bemerkungen. Aber im Ganzen wurde nicht viel Anderes dadurch erreicht, als daß die Berathungen nicht so rasch von Statten gingen, als es bei der in immer drohenderer Gestalt hereinbrechenden Gefahr wünschenswerth gewesen wäre.

Auch der Streit, welcher sich im Schoße des Landtages selbst und zwar an der oberen Tafel zwischen deren geistlichen und weltlichen Mitgliedern über die Beiziehung des Clerus zu den Lasten der Insurrection und der Contribution entspann, trug wesentlich bei zur Verzögerung der Beschlüsse. Die Magnaten verlangten, der Clerus soll sich an den gemeinschaftlich zu bringenden Opfern in gleichem Maße betheiligen, wie es während der Kriege gegen die Pforte der Fall war. Die Prälaten behaupteten dagegen, nur bei dem Kampfe gegen die Ungläubigen dürften sie ohne ausdrückliche Genehmigung des Papstes einen Theil der Einkünfte, welchen sie als geistlichen Zehnten genössen, zur Bestreitung der Kriegskosten verwenden.

Die zweite Tafel pflichtete der Anschauungsweise der Magnaten bei, und wollte in Gemeinschaft mit denselben die königliche Gewalt in Anspruch nehmen, um durch sie die Prälaten zu zwingen, sich der Ansicht der weltlichen Stände zu fügen. Maria Theresia aber begriff wohl, daß in so gefahrvoller Lage nichts sorgfältiger als innere Spaltung zu vermeiden sei. Kraft eines eigenen Decretes behielt sie die rechtsgültige Entscheidung der Frage dem künftigen Landtage vor. Die Prälaten aber ließen sich herbei, einstweilen durch freiwillige Gaben dasjenige zu erlegen, was sie als eine ihnen pflichtmäßig zukommende Last nicht auf sich nehmen zu können glaubten.[39]).

Maria Theresia's Geduld wurde durch diese Streitigkeiten und durch die Verzögerungen, welche dieselben verursachten, auf eine gar harte Probe gestellt. Nicht ohne Bitterkeit sagte sie von den Ungarn,

dieselben redeten wohl unendlich viel, aber nirgends werde eine eigentliche Wirkung davon sichtbar[40]). Auch durch eine in eindringlichen Worten abgefaßte Botschaft[41]) ermahnte sie den Landtag, seine Berathungen endlich zum Abschlusse zu bringen. Jedoch nicht früher als am 27. Oktober geschah dieß, nachdem der Landtag durch mehr als fünf Monate getagt und neun und achtzig Sitzungen gehalten hatte. Unverzüglich erhielten die vereinbarten Gesetzesartikel die königliche Sanktion, nicht ohne daß noch im letzten Augenblicke von ungarischer Seite Schritte geschahen, um von Maria Theresia die Gewährung einer gar nicht wichtigen Forderung zu erpressen.

„Mit einer allzuweitgehenden Hartnäckigkeit," sagt der Botschafter Capello, „und gleichsam mißbrauchend die vielen Zugeständ„nisse der Königin, verlangte man von ihr, Siebenbürgen mit Ungarn „vereint und in demselben inbegriffen zu erklären. Kurz, schlagfertig „und wirksam war die Antwort Ihrer Majestät. Sie könne diese For„derung nicht gewähren, denn sie wisse, daß die Union Siebenbürgens „mit Ungarn eine Ungerechtigkeit in sich schließen würde. Sie habe „den Ungarn genug bewilligt und werde fernere Begehren nicht mehr „mit anhören[42])."

Es scheint fast als ob die Ungarn selbst eingesehen hätten, sie wären in ihren Forderungen zu weit gegangen; wenigstens fügten sie sich ruhig dem Bescheide der Königin, und strömten alle herbei, als am 29. Oktober 1741 die Mitglieder beider Tafeln nach dem Schlosse berufen wurden, wo Maria Theresia vom Throne herab den Landtag feierlich verabschiedete. Sie sprach die zuversichtliche Erwartung aus, die Ungarn würden eifrig bemüht sein, die vereinbarten Landtagsartikel, vor Allem aber diejenigen, welche sich auf die Insurrection bezogen, unverweilt in Kraft treten zu lassen, um hiedurch ihre Königin, deren Kinder und Länder zu beschützen und durch Vertreibung ihrer Feinde dem ungarischen Volke ewigen Ruhm zu erwerben.

Nachdem statt des erkrankten Primas der Bischof Erdödy der Königin den Dank des Landes für ihre gnädigen Gesinnungen im Allgemeinen und für die Genehmigung der Gesetzesartikel insbesondere dargebracht hatte, hörte der Landtag in seiner neunzigsten und letzten Sitzung die Verlesung mehrerer königlichen Dekrete, von welchen das Eine, das

sich auf dessen Auflösung bezog, den Ungarn die Insurrection noch einmal in dringenden Worten empfahl. Unter Beobachtung der althergebrachten Förmlichkeiten verabschiedeten sich nun die beiden Tafeln von einander, und die einzelnen Mitglieder derselben kehrten nach ihrer Heimath zurück.

So endete der berühmte Landtag des Jahres 1741. Die auf demselben zu Stande gekommenen siebzig Gesetzartikel enthielten außer den bereits erwähnten Beschlüssen über die Mitregentschaft des Großherzogs und über die Insurrection die Zusage der Königin, länger und öfter in Ungarn zu verweilen, wenn ihr die Pflicht der Verwaltung ihrer übrigen Erbländer solches gestatten würde. Die immerwährende Steuerfreiheit des Adels wurde gleich dem Grundsatze, daß die öffentliche Last nicht dem Boden anklebe, neu bestätigt. Das Amt des Palatins sollte künftighin nicht länger als ein Jahr erledigt und in vollem Genuße der von Alters her mit demselben verbundenen Befugnisse erhalten werden. Das Letztere wurde auch hinsichtlich der Würde des Primas festgesetzt. Die Königin werde Ungarn immer der gleichen Rücksicht werth halten wie ihre übrigen Länder, sich zur Verhandlung ungarischer Geschäfte sowohl innerhalb als außerhalb des Königreiches geborner Ungarn bedienen und solche auch zu Anstellungen im Staatsministerium zulassen. Den im Wege der ungarischen Hofkanzlei nach Ungarn gelangenden Befehlen der Königin solle nicht von anderen Aemtern widersprochen oder gar entgegen gehandelt werden, die Hofkanzlei selbst aber mit den übrigen, unmittelbar unter der Monarchin stehenden obersten Behörden gleichen Rang und gleiches Ansehen genießen. Die königlich ungarische Kammer dürfe zum Zeichen ihrer Unabhängigkeit von der Wiener Hofkammer an die Königin direkt Bericht erstatten und werde auch in derselben Weise die Befehle Maria Theresia's empfangen. Die Aemter und Würden, sowohl geistliche als weltliche, sollten in Zukunft verdienten Ungarn verliehen werden, die Bischöfe und Prälaten in ihren Sprengeln sich aufhalten, die im Besitze kirchlicher Pfründen befindlichen Fremden aber, wenn es nicht bereits geschehen, nachträglich die betreffenden Taxen bezahlen. Siebenbürgen werde die Königin als zu Ungarns Krone gehörig besitzen und regieren. Die Comitate Kraszna, Mittel-Szolnok, Zarand

und der Kövarer Distrikt sollten, jedoch erst nachdem man die Vertreter Siebenbürgens darüber gehört haben würde, mit Ungarn vereinigt werden. Hinsichtlich der sogenannten Militärdistricte in einer Anzahl südlich und südöstlich gelegener Comitate wurde der Grundsatz ihrer Vereinigung mit Ungarn schon jetzt ausgesprochen; die Durchführung desselben sollte jedoch erst nach Wiederherstellung des Friedens geschehen, und die Grenzmiliz jedenfalls in ihren abgesonderten Wohnsitzen verbleiben.

Dem königlichen Fiskus wurden für die Zukunft nur dieselben Rechte, wie anderen Klägern und Geklagten eingeräumt, der Septemviraltafel aber zur Beschleunigung der Geschäfte vier neue Beisitzer zugestanden. In Hochverrathsprocessen sei der Name des Angebers, wenn ein solcher vorhanden, dem Gerichte mitzutheilen. Die Ausfuhr ungarischer Producte nach den übrigen Ländern des Hauses Oesterreich solle im Einvernehmen mit den dortigen Ständen erleichtert, der Verkauf von Schlachtvieh nach Venedig sogleich, nach dem deutschen Reiche aber nach Abschluß des Friedens freigegeben werden. Die Festungscommandanten und ihre Untergebenen hätten sich jeder Einwirkung auf nicht unter militärischer Jurisdiktion stehende Personen und Dinge auf's strengste zu enthalten.

Die Mauthfreiheit der Bürger, die Beschränkung des Weinhandels, die Herabsetzung des Salzpreises um fünfzehn Kreuzer für den Centner, die Festsetzung der Indigenatstaxe auf zweitausend Dukaten, das Versprechen der Ernennung geborner Ungarn zu Kriegscommissären, und noch viele andere Punkte von geringerer Wichtigkeit bildeten den Gegenstand der übrigen Landtagsartikel, an deren Schlusse den Herzogen Karl von Lothringen und Franz von Modena, dann den Grafen Franz Dietrichstein, Philipp Kinsky, Franz Erwin Schönborn und Anton Mercy das ungarische Indigenat ertheilt wurde.

Zwölftes Capitel.

Während Maria Theresia zu Preßburg kummervolle Tage verlebte, reich an Eindrücken der niederschlagendsten Art, während es oft so weit kam, daß auch dem Muthigsten die Hoffnung auf Rettung entsank und das völlige Verderben der Königin und ihres Hauses, die gänzliche Zertrümmerung ihres Reiches ganz unabwendbar erschien, hielt Kurfürst Karl Albrecht fröhlichen Hof zu Linz, mit eitlem Gepränge sich umgebend, des unfehlbaren Gelingens seiner ehrgeizigen Plane schon im Voraus gewiß. Bei der Ausführung derselben war er in der That bis jetzt noch auf kein irgend erwähnenswerthes Hinderniß gestoßen. Bewaffnetem Widerstande gegen seinen Einbruch in Oberösterreich war er nirgends begegnet, und ebensowenig schien es Jemand wagen zu wollen, der Ausbreitung seiner Herrschaft in anderer Weise zu widerstreben. Sein Wille fand vielmehr überall, wenn auch nicht eben freudige, so doch wenigstens gehorsame Vollstrecker.

Joseph Clemens Freiherr von Weichs, insbesondere aber drei Grafen Seeau, Ferdinand, Salzamtmann zu Gmunden, dessen Bruder Joseph Friedrich und vor Allen ihr Vetter Joseph Anton müssen als diejenigen bezeichnet werden, welche dem baierischen Interesse dienstbar waren. Weichs, auch in Baiern begütert und mit dem Kurfürsten längst in vielfacher Verbindung, wirkte vornehmlich bei den Ständen und beseitigte ihre Bedenken, bei der für den 2. Oktober 1741 ausgeschriebenen Huldigung zu erscheinen. Graf Ferdinand Seeau übergab auf Anrathen seines Bruders die Stadt Gmunden ohne Schwertstreich, obgleich er der Vertheidigungsmittel

nicht entbehrte; Graf Joseph Anton von Seeau aber wirkte nicht nur gleichfalls zur Uebergabe Gmundens, sondern auch zur Einräumung des übrigen Salzkammergutes thätig mit. Außer ihnen fanden sich noch Mitglieder der Familien Kuefstein, Thürheim, Hohenfeld, Salburg, Sprinzenstein, Clam, Füger, Hoheneck[1]), Eiselsberg, Risenfels, Hayden, Wiellinger, Stiebar, ja sogar ein Starhemberg, Graf Wilhelm, für sich und seinen Vater Gundomar, dann sämmtliche Prälaten mit Ausnahme des zu Schlägl, der sich mit Krankheit entschuldigte, unter denjenigen, welche der Aufforderung nachkamen, sich zur Leistung der Huldigung einzustellen[2]).

Im Gegensatze zu ihnen waren der bisherige Landeshauptmann Graf Ferdinand Weissenwolff, dann Graf Friedrich Engl nicht erschienen; auch von den Familien Harrach, Lamberg, Polheim, Sinzendorff, Traun kam Niemand. Freilich befanden sich die Meisten von ihnen außer Landes und Viele sogar in hohen Staatsämtern am Wiener Hofe. Dafür wurden sie denn auch bei der neuen Vertheilung der Erbämter des Landes, welche sich bisher großentheils in ihren Händen befunden hatten, völlig übergangen, und dieselben den Anhängern des Kurfürsten oder doch Solchen verliehen, die sich zur Huldigung bereit finden ließen.

So kam es, daß als dieselbe wirklich an dem bestimmten Tage vor sich ging, Graf Karl Otto von Hohenfeld als Oberststallmeister dem Kurfürsten den Bügel hielt, als derselbe sein Pferd bestieg, um sich nach der Pfarrkirche zu begeben. Graf Wilhelm Starhemberg ritt als Oberstlandmarschall mit dem entblößten Schwerte vor ihm her; Graf Wilhelm Thürheim berief als Oberstkämmerer die Stände zur Leistung des Huldigungseides, und im Namen derselben sprach der neue Obersterblandhofmeister Freiherr von Weichs zu dem Kurfürsten. Ihm dienten Graf Lobgott Kuefstein als Silberkämmerer, Graf Gottlieb Thürheim als Truchseß, Graf Philibert Füger als Vorschneider und Freiherr Joseph Clam als Mundschenk bei der Tafel.

Noch war das Bankett nicht beendigt, welches den Huldigungsfeierlichkeiten folgte, und eben hatte der Vorsitzende an der reichgeschmückten Tafel, Freiherr von Weichs, die Gesundheit des „gnädigsten

„Landesfürsten“ ausgebracht, da traf von der rechtmäßigen Herrscherin Maria Theresia ein Sendschreiben an die Stände ein, durch welches sie ihnen das Erscheinen bei der Huldigung neuerdings untersagte, für den Fall aber, daß sie doch hiezu genöthigt werden sollten, die Huldigung selbst für null und nichtig erklärte. Dieser ernsten Mahnung gegenüber wußten die Stände, welche schon allzuweit gegangen waren und nun, selbst wenn sie es gewollt hätten, das Geschehene nicht mehr abzuändern vermochten, nichts anderes zu thun, als in einem Schreiben, welches Graf Wilhelm Thürheim an den Hofkanzler Grafen Sinzendorff richtete, demselben den Vollzug der Huldigung mitzutheilen. Er möge in diesem Briefe, so wurde dem Grafen Thürheim aufgegeben, wenigstens andeutungsweise den Wunsch des Landes durchblicken lassen, bald wieder unter des Hauses Oesterreich „mildeste Regierung“ zu gelangen[3]). Um jedoch bei dem Kurfürsten nicht Anstoß zu erregen, wurde das Schreiben durch einen vertrauten Diener Thürheim's nach Stockerau und von dort mit der Post nach Preßburg gesendet.

Die Ueberreichung eines Huldigungsgeschenkes von sechstausend Dukaten bildete den Schluß der Feierlichkeiten, nach deren Beendigung der Kurfürst nicht länger mehr zögerte, an die Fortsetzung seiner Eroberungen zu schreiten. Die Richtung, in der er dieselben auszudehnen gedachte, entsprach den Rathschlägen, welche ihm König Friedrich von Preußen durch den Unterhändler, den er ihm zusandte, den Feldmarschall Freiherrn von Schmettau ertheilen ließ.

Samuel von Schmettau, ein geborner Schlesier, hatte sich seit früher Jugend den Kriegswissenschaften, insbesondere dem Studium des Befestigungswesens gewidmet. Er war verhältnißmäßig noch jung als er schon für eine der ersten Autoritäten in seinem Fache galt. Darum wurde er von dem Prinzen Eugen, dessen Hauptaugenmerk stets darauf gerichtet war, kenntnißreiche Officiere um sich zu versammeln, aus dem polnisch-sächsischen Militärdienste in denjenigen des Kaisers gezogen. Hier stieg er so rasch empor, daß er schon im Jahre 1719, damals erst fünfunddreißig Jahre zählend, während des Feldzuges in Sicilien die Stelle eines Generalquartiermeisters bekleidete. Insbesondere that er sich bei der Belagerung der

Citadelle von Messina hervor. Seine geschickten Anordnungen wie sein persönlicher Muth fanden ebenso an dem Heerführer Grafen Mercy einen warmen Lobredner[4]), wie seine Verwundung in den Laufgräben von Eugen lebhaft bedauert wurde[5]).

Es ist eine beklagenswerthe Erscheinung, daß hervorragende geistige Eigenschaften nicht selten mit einem durchaus verwerflichen Charakter gepaart sind. Dieß war auch bei Schmettau der Fall. Als Kriegsmann ausgezeichnet, war er doch ein Mann von verderbten Grundsätzen, und insbesondere trat seine Habgier bald in wahrhaft widerlicher Weise an den Tag. Anklagen aller Art häuften sich wider ihn, und es kam so weit, daß er im Jahre 1735, während er als Feldzeugmeister bei dem kaiserlichen Heere, welches unter Eugen wider die Franzosen kämpfte, die Dienste eines Generalquartiermeisters versah, gleichzeitig wegen großartiger Unterschleife und Erpressungen in kriegsrechtlicher Untersuchung stand.

Es scheint fast als ob schon durch dieses Verfahren, zu welchem Eugen, obgleich er eigentlich Schmettau wohlwollend gesinnt war, doch durch seine eigene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, derlei Dinge nicht ungestraft hingehen zu lassen[6]), so wie durch die Klagen des Kurfürsten von der Pfalz und des Markgrafen von Baden-Durlach bewogen worden war, deren Unterthanen gegen Schmettau's Bedrückungen die lauteste Beschwerde erhoben, dessen Treue gegen den Kaiser wankend geworden wäre. Wenigstens beobachtete Schmettau von nun an ein zweideutiges Benehmen, und es blieb nicht unbemerkt, daß er im Jahre 1737 während eines Aufenthaltes in seinem Geburtslande Schlesien genaue Aufnahmen der ganzen Gegend ausarbeiten ließ, so wie er später hinsichtlich eines Theiles des nördlichen Böhmens das Gleiche veranlaßte. Die Karten wurden sogar dem betreffenden Ingenieur abgenommen, auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl aber dem Freiherrn von Schmettau wieder zurückgegeben, weil er versicherte, er habe sie aus bloßer Neugierde und aus alter Gewohnheit, um die Genauigkeit der schon vorhandenen Karten zu prüfen, anfertigen lassen.

Trotz alledem wurde Schmettau in dem Kriege gegen die Pforte wieder verwendet, denn man glaubte einen so erfahrenen und kennt-

nißvollen General nicht entbehren zu können. Doch wurde dem Großherzoge von Toscana aufgegeben, sich die Aufrechthaltung eines guten Einvernehmens zwischen Schmettau und den übrigen Generalen ganz besonders angelegen sein zu lassen. Denn außer der Habgier Schmettau's hatte auch seine Unverträglichkeit während der letzten Feldzüge zu mannigfachen Verlegenheiten Anlaß gegeben[7]).

Schmettau's hervorragende Dienste in dem Kriege gegen die Pforte rechtfertigten des Kaisers Entschluß, ihn nicht unverwendet zu lassen; doch wurde auch er in die Untersuchung verwickelt, welche wegen des voreiligen Abschlusses des Belgrader Friedens wider Neipperg gepflogen ward. Dann aber zum kaiserlichen Generalcommissär bei der Festsetzung des Grenzzuges gegen die Türken und nach Abschluß des Friedens im Frühlinge **1741**, im siebenundfünfzigsten Jahre seines Alters von Maria Theresia zum Marschall ernannt, konnte es wahrhaftig nicht allzu karge Belohnung seiner Verdienste sein, woher Schmettau den Vorwand nahm, gerade im Augenblicke seiner letzten Beförderung sich von Karlsbad aus heimlich aus Oesterreich zu entfernen, der Königin aus Torgau die Verzichtleistung auf seine Charge zu übersenden und sich sogleich zum Könige von Preußen zu begeben, wohin ihm sein Bruder, welcher als Oberstlieutenant in österreichischen Diensten stand, bereits vorangegangen war. Er behauptete hiezu durch die Verfolgungen, die er erlitten, so wie durch die Vorenthaltung der ihm gebührenden Bezüge und durch den Umstand vermocht worden zu sein, daß Maria Theresia und ihr Gemahl sein Verlangen, in den Dienst Venedigs zu treten, bei der Republik nicht lebhaft genug unterstützten. Sein eigentlicher Beweggrund bestand jedoch darin, daß er sich einer neuen Untersuchung zu entziehen trachtete, welche ihm wegen weitreichender Unterschleife bei seinem Regimente bevorstand und von der er einen üblen Ausgang besorgen zu müssen glaubte.

Der plötzliche Uebergang eines so hochgestellten Generals zum Feinde erregte überall das größte Aufsehen und wurde auf österreichischer Seite um so peinlicher empfunden als man von Schmettau, welcher die genauesten Kenntnisse des österreichischen Kriegswesens überhaupt, seiner Licht- und Schattenseiten, insbesondere aber der festen

Plätze und der Terrainverhältnisse in Schlesien, Mähren und Böhmen besaß[8]), mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersah, er werde dem Feinde von größtem Nutzen, denjenigen aber, an welchen er so empörenden Verrath geübt, zu empfindlichem Schaden sei.

Geringe Genugthuung gewährte es, daß einzelne scharfblickende Personen wie der Feldmarschall Graf Neipperg sich nichts Besseren von Schmettau versehen und im Voraus vor ihm gewarnt hatten[9]). Eben so wenig Nutzen brachte die nachträgliche Vorladung Schmettau's und seines Bruders, in welcher ihnen erklärt wurde, daß die Königin zwar Niemand wider seinen Willen in ihrem Dienste zurückzuhalten beabsichtige, daß aber eine einseitige Verzichtleistung erst dann in Kraft treten könne, wenn sie von dem bisherigen Kriegsherrn auch angenommen worden sei. In noch höherem Grade müsse dieß bei einem General gelten, der ein Regiment besitze, welchem er mehr als achtzigtausend Gulden an abgängigen Geldern zurückzuerstatten habe. Auch der Staatskasse schulde er bekanntlich sechsundzwanzigtausend Gulden. Gern wolle man die Rechtsbeständigkeit dieser Forderungen an ihn so wie die Grundhältlichkeit seiner Beschwerden unparteiisch untersuchen; er habe sich jedoch zu diesem Ende vor der Commission einzufinden, welche unter dem Vorsitze des Generalfeldwachtmeisters Grafen Sinzendorff niedergesetzt worden sei[10]).

Es erwartete wohl Niemand, daß die Brüder Schmettau dieser Vorladung Folge leisten würden, und es wurde auch nichts damit bezweckt, als in rechtlicher Form wider sie vorzugehen. Freilich wurde dieses Verfahren später auf Verwendung des Königs von Preußen eingestellt[11]), dann aber doch Schmettau's Name aus den Armeelisten entfernt[12]) und sein Regiment, das sich ohnedieß in erbärmlichem Zustande befand, völlig aufgelöst.

Je größer die Erbitterung des Wiener Hofes über Schmettau's Fahnenflucht, desto lebhafter war die Zuvorkommenheit, mit welcher derselbe im preußischen Heerlager aufgenommen wurde. Ein Commando erhielt er jedoch dort nicht, und es wird gesagt, daß er selbst gebeten habe, nicht gegen die österreichischen Fahnen, unter welchen er so lange gefochten, dienen zu dürfen. Wohl ist es möglich, daß ihn ein Rest von Schamgefühl zu dieser Bitte vermocht habe; da er

jedoch nach wenig Wochen schon, ohne fernere Bedenken zu empfinden, im entgegengesetzten Sinne handelte, so ist es wahrscheinlicher, daß König Friedrich selbst, obwohl er ihn zum preußischen Feldmarschall ernannte, ihm doch kein Commando anzuvertrauen gesonnen war. Denn gleich nach Schmettau's Uebertritt hatte man von Seite der Gegner des Königs gesagt, dieses Ereigniß sei ein wahrer Glücksfall für die Preußen. Jetzt hätten sie doch einen Feldherrn gewonnen, dessen Kenntnisse und reiche Kriegserfahrung den Mangel dieser Eigenschaften bei dem Könige selbst und bei den Generalen wieder auszugleichen vermöchten [13]).

Friedrich's Scharfblick entging es nicht, daß jeder künftige Erfolg der preußischen Waffen nicht ihm, sondern der Anwesenheit Schmettau's und dessen Rathschlägen zugeschrieben werden würde. Er entfernte ihn daher sobald als möglich aus seinem Lager, und sandte ihn dorthin, wo er ebensosehr eines gewandten Unterhändlers bedurfte als er die Nothwendigkeit eines geschickten militärischen Rathgebers vorhersah. Im Auftrage des Königs begab sich daher Schmettau nach München, wo er zunächst die enge Verbindung Baierns mit Preußen zu Stande brachte. Dann begleitete er den Kurfürsten auf seinem Zuge nach Oesterreich, und drang nun vornehmlich darauf, daß nach der Einnahme von Linz Karl Albrecht alsbald gegen Wien vorrücke und sich dieser Stadt, deren verwahrloster Zustand Schmettau gar wohl bekannt war, ohne Zeitverlust bemächtige.

In eindringlichster Weise stellte Schmettau dem Kurfürsten vor, daß man durch Befolgung dieses Planes einerseits Wien gewinnen und andererseits dann ohne alle Schwierigkeit sich Böhmens bemächtigen könne. Wien werde nur geringen Widerstand zu leisten vermögen. Wenn seine Befestigungen von der letzten Belagerung her eines gewissen Rufes genössen, so sei dieß nicht ihrer Stärke, sondern nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sie damals schlecht angegriffen worden seien. Er mache sich anheischig, Wien binnen vierzehn Tagen zu erobern, denn der Leopoldstadt und der übrigen Inseln könne man sich, die Donau hinabschiffend, mit geringer Mühe bemeistern. Und die Wiener selbst, welche ohnedieß gut baierisch gesinnt und dem Großherzoge von Toscana abgeneigt seien, würden sich der Gefahr

nicht aussetzen, ihre Besitzthümer in den Vorstädten verwüstet zu sehen.

Es kann nicht gesagt werden, daß Schmettau's Vorstellungen völlig aus der Luft gegriffen gewesen wären, daß sie jedes thatsächlichen Grundes entbehrt hätten. Die Wirklichkeit entsprach größtentheils seinen Behauptungen und dennoch kam es ganz anders als er berechnete. Der Kurfürst befolgte zwar seine Rathschläge, jedoch that er dieß mit allzugroßer Langsamkeit, indem er in Oberösterreich die kostbarste Zeit verlor, erst am 5. Oktober von Linz aufbrach und sechs Tage später noch nicht weiter als bis Ybbs gekommen war, wo er für einige Zeit sein Hauptquartier aufschlug.

Die erste Nachricht von dem Einbruche des Kurfürsten von Baiern hatte in Wien unsägliche Bestürzung hervorgerufen. Man wußte, daß er auf seinem Zuge gegen die Hauptstadt keiner Streitmacht begegnen werde, welche stark genug wäre, seinem Vordringen Einhalt zu thun. Man wußte, daß Schmettau sich bei ihm befand, daß er dem Kurfürsten anlag, sich Wiens unverweilt zu bemächtigen, und man erzählte sich, Schmettau führe die bis in die geringsten Einzelnheiten ausgearbeiteten Plane der Befestigungswerke und genaue Verzeichnisse der Stärke der Besatzung so wie der waffenfähigen Bürger mit sich. Man behauptete, es sei Schmettau's Absicht, Wien mit einem Hagel schwerer Geschosse zu überschütten und dadurch zu bewirken, daß das hart bedrängte Volk die Besatzung zur Uebergabe zwinge. Man sprach endlich viel von geheimen Einverständnissen der Baiern mit einem Theile der Bevölkerung Wiens und von der Möglichkeit, daß den Ersteren durch Verrath die Thore geöffnet werden könnten.

Ohne im entferntesten bestreiten zu wollen, daß sich in einer so volkreichen Stadt nicht unzuverlässige, ja selbst dem Feinde geneigte Elemente befunden haben mögen, so steht doch auch wieder fest, daß zwar Kundgebungen vorkamen, welche auf ein gewisses Mißtrauen gegen die Regierung, aber keine, die auf Sympathien für den Feind oder gar auf Verbindungen mit demselben hätten schließen lassen. Die Bevölkerung Wiens schien sich vielmehr, wie dieß in solcher Lage fast überall der Fall ist, so ziemlich in zwei Kategorien zu theilen,

in die Furchtsamen und in die Muthigen. Schaarenweise ergriffen die Ersteren die Flucht, sich zumeist nach Ungarn und nach Steiermark begebend, die Letzteren aber begehrten und erhielten Waffen, um die Gefahren der Vertheidigung zugleich mit der Besatzung zu bestehen [14]).

An die Spitze der bewaffneten Macht hatte die Königin einen Mann gestellt, welcher sich der ihm zugewiesenen schwierigen Aufgabe völlig gewachsen zeigte. Es war dieß der Vicepräsident des Hofkriegsrathes, Feldmarschall Graf Ludwig Andreas Khevenhüller.

Seine erste Aufgabe bestand darin, der Anfangs eingerissenen grenzenlosen Verwirrung wieder in etwas zu steuern. Denn zahlreiche Schaaren der Landbewohner flüchteten mit ihren Habseligkeiten nach der Stadt, um dort vor den andringenden Feinden Schutz zu finden. Sie selbst, ihre hochbeladenen Karren kreuzten sich in den engen Straßen mit den Wagen derer, welche in nicht geringerer Anzahl Wien zu verlassen sich beeilten. Dort führte man Steine, Erde und sonstiges Baumaterial zur Ausbesserung der Festungswerke herbei; hier schleppte man sich mit Vorräthen von Lebensmitteln für die Zeit der Belagerung. Endloses Gedränge entstand und hinderte die Vertheidigungsanstalten.

In dieses Chaos mußte vor Allem Ordnung gebracht werden; hiezu bedurfte es aber einer eisernen Hand und strenger Anordnungen, welche freilich oft Niedergeschlagenheit und bittere Klagen hervorriefen. Auch die Vorkehrungen zur Vertheidigung konnten nicht getroffen werden, ohne der Bevölkerung empfindliche Leistungen aufzuerlegen. Außer der bewaffneten Mannschaft, welche die Einwohner stellten, hatte jedes Haus noch einen Mann zu den Befestigungsarbeiten zu entsenden. Alle vorhandenen Pferde wurden gleichfalls dazu verwendet; Holz und andere brennbare Gegenstände aus den Wohnungen entfernt, Cisternen angelegt und mit Wasser gefüllt, um bei Feuersbrünsten verwendet zu werden. Es wurde Vorkehrung getroffen, alle mit Holz gedeckten Dächer im Falle der Noth abreißen zu können, um dem Umsichgreifen eines Brandes zu wehren. Alle diese Anordnungen wurden mittelst sogenannter „offener Rufe in der Stadt" verlautbart, deren vom 10. September bis 20. Oktober eilf ergingen und welche immer mit den Worten schlossen: Sage es Einer dem Andern [15]).

Die wichtigste Aufgabe bildete die Wiederherstellung der arg verfallenen, durch Häuser, Ställe, Keller, Gärten und Hecken um alle Verbindung gebrachten Befestigungswerke, so wie die Vervollständigung der Besatzung, welche die Stadt zu vertheidigen hatte. Dreitausend Menschen arbeiteten Tag und Nacht unausgesetzt an den Fortificationen. Alle verfügbaren Truppen wurden nach Wien geworfen und sogar ein Theil der Regimenter, welche sich auf dem Marsche nach Pilsen befanden, nach der Hauptstadt zurückgerufen. Bald war man mit Aufbietung aller Kräfte so weit gekommen, daß man mit Recht hoffen durfte, Wien wenigstens durch sechs Wochen zu halten. Dann aber werde der Kurfürst schon durch den einbrechenden Winter sich genöthigt sehen, die Belagerung aufzugeben.

Es ist von höchstem Interesse, die Energie zu beobachten, mit welcher Maria Theresia die verschiedenartigsten Mittel aufbot, sich ihrer Feinde zu erwehren. In Wien wurde mit einer Thätigkeit sonder Gleichen an den Vertheidigungsanstalten gearbeitet; in allen österreichischen Ländern, welche von den Gegnern noch nicht besetzt waren, wurden Soldaten angeworben und die zu ihrer Ausrüstung nöthigen Gegenstände herbeigeschafft. In Ungarn ließ sich die Königin, um den gewaffneten Beistand dieser Nation zu erlangen, zur Gewährung von Forderungen herbei, deren Genehmigung ihr sonst wohl niemals abgerungen worden wäre. Und so vergeblich auch bisher alle Verhandlungen gewesen waren, welche sie eingeleitet hatte, um den einen oder den anderen ihrer Gegner von dem wider sie gerichteten Bunde loszulösen, so betrat sie doch neuerdings diesen Weg, um auf demselben wenn gleich nicht einen Freund und Kampfesgenossen zu gewinnen, so doch wenigstens die übergroße Zahl der sie bekriegenden Feinde zu verringern. Mit Preußen, mit Baiern hatte Maria Theresia fruchtlos verhandelt; jetzt wandte er sich an die Macht, welche dem wider sie gerichteten Bunde eigentlich seine Hauptstärke verlieh.

Die französische Regierung hatte gleich nach dem Tode Karl's VI. so wie noch längere Zeit nachher die Versicherung oftmals wiederholt, die gegen den Kaiser eingegangenen Verbindlichkeiten seiner Tochter

gegenüber treulich erfüllen zu wollen. Freilich hatte Frankreich niemals Ernst damit gemacht, sondern nach und nach eine immer kälter werdende Haltung gegen Maria Theresia beobachtet, und es war endlich so weit gegangen, als Bundesgenosse Baierns an dem Kriege wider die Königin von Ungarn werkthätigen Antheil zu nehmen. Ueber den eigentlichen Zweck dieses Entschlusses war man jedoch noch nicht im Klaren und es konnte leicht sein, daß er hauptsächlich darin bestand, bei dem fast einmüthigen Bestreben so vieler Mächte Europa's, sich möglichst große Theile des österreichischen Ländergebietes anzueignen, gleichfalls nicht leer auszugehen. Es fehlte daher nicht an Stimmen, welche behaupteten, wenn man Frankreich gleich Anfangs eine ihm wünschenswerthe Erwerbung angeboten hätte, so würde man sich dadurch des Beistandes dieser Macht oder im schlimmsten Falle wenigstens seiner Neutralität versichert haben.

Die Furcht, durch einen solchen Schritt bei England anzustoßen und darüber die in sichere Aussicht gestellte Bundesgenossenschaft dieser Regierung zu verlieren, so wie die Scheu, durch eine freiwillige Abtretung selbst zuerst einen Riß in die pragmatische Sanktion und in die durch sie verbürgte Untheilbarkeit der österreichischen Länder zu machen, hatte Maria Theresia bisher davon abgehalten, Frankreich irgend einen Gebietstheil zu eigenem Besitze anzutragen. Als jedoch der glückliche Erfolg des Einfalles der Preußen in Schlesien, als die Unternehmung des Kurfürsten von Baiern gegen das Erzherzogthum Oesterreich beträchtliche Opfer unabweislich erscheinen ließen, da machte man sich in Wien mit dem Gedanken vertraut, auch Frankreich eine Vergrößerung zu Theil werden zu lassen. Wasner erhielt den Auftrag, für den Fall als es gelänge, Frankreichs Mitwirkung zu dem Ende zu erhalten, daß der Kurfürst von Baiern durch die Abtretung sämmtlicher österreichischer Besitzungen in Italien oder den Niederlanden beschwichtigt werde, Maria Theresia's Bereitwilligkeit zu erklären, Luxemburg an Frankreich abzutreten [16]. Später wurde ihm der Inhalt der am 26. August stattgefundenen Unterredung Maria Theresia's mit der Kaiserin Amalie und der Entschluß mitgetheilt, im äußersten Falle auch noch auf die österreichischen Vorlande zu Gunsten Baierns zu verzichten [17].

Noch bevor das Wiener Cabinet auf diese Anträge Antwort aus Frankreich erhalten konnte, ging ihm ein Schreiben eines Mannes zu, durch dessen Vermittlung die französische Regierung schon vor sechs Jahren die ersten Schritte zur Anknüpfung einer Verhandlung gethan hatte, welche die Beendigung der Feindseligkeiten und den Abschluß des Friedens herbeiführte. Der Graf von Wied wendete sich an den Hofkanzler Sinzendorff [18]) und versicherte ihn seiner festen Ueberzeugung, daß der Königin von Ungarn, um sich zu retten, kein Mittel mehr übrig sei als sich Frankreich in die Arme zu werfen. Ohne alle Zeitversäumniß möge sie eine Person ihres Vertrauens nach Frankfurt abschicken und dem Marschall Belleisle, der Seele und dem eigentlichen Leiter der gegenwärtigen französischen Politik, Friedensvorschläge machen. Er selbst, mit Belleisle in langjährigen Freundschaftsbeziehungen, werde bei ihm dem Bevollmächtigten der Königin die Pfade ebnen, und er hoffe zuversichtlich auf ein glückliches Resultat. Schnelligkeit und Verschwiegenheit wurden als die Hauptbedingungen des Gelingens bezeichnet.

Der Empfänger dieses Schreibens und die übrigen Rathgeber der Königin zweifelten nicht, daß wie schon einmal, so auch jetzt die Dazwischenkunft des Grafen Wied durch Frankreich selbst hervorgerufen worden sei. Man zögerte keinen Augenblick, dem erhaltenen Winke nachzukommen, und der Hofkriegsrath Ignaz von Koch, früher Eugen's und jetzt Maria Theresia's vertrauter Sekretär, seit langen Jahren in alle Geheimnisse der Politik eingeweiht und der französischen Sprache in seltenem Grade mächtig, wurde beauftragt, sich unverweilt und unter fremdem Namen zu Belleisle nach Frankfurt zu verfügen. Gegen das Anerbieten, die österreichischen Besitzungen in Italien theilweise an Spanien, die Niederlande und die Vorlande an Baiern allein, Luxemburg aber an Frankreich abzutreten, solle er die Erhaltung Schlesiens für Oesterreich, die deutsche Kaiserkrone aber und den Fortbesitz Toscana's für den Großherzog Franz erwirken [19]).

Der Unstern, welcher damals über jedem Schritte des Wiener Hofes zu walten schien, machte sich auch bei der Sendung des Hofkriegsrathes von Koch bemerkbar. Obwohl ihm in einem Nachtrage zu seiner Instruction die höchste Eile anbefohlen und ausdrücklich be-

merkt wurde, binnen acht Tagen müsse man Antwort haben [20]), so war er doch, von allerlei widrigen Zufällen abgehalten, binnen jener Zeit noch nicht einmal in Frankfurt eingetroffen. Als er endlich in den letzten Septembertagen dort anlangte, fand Koch statt des Grafen von Wied ein Schreiben desselben, worin er erklärte, er habe sich wegen Mangels an Geld nicht nach Frankfurt zu begeben vermocht. Koch eilte nach Neuwied, beschwichtigte die Bedenken des Grafen und sein Begehren, ihm für die Anknüpfung einer Verhandlung eine angemessene Belohnung zu Theil werden zu lassen, durch allgemein gehaltene Versprechungen, und vermochte ihn gleichfalls nach Frankfurt zu kommen. Doch merkte er wohl, daß in der Sache bisher weit weniger geschehen sei, als man in Wien vermuthete, und daß Graf Wied hauptsächlich für sich selber Vortheile zu erlangen trachte [21]).

Am Abende des 6. Oktober hatte Koch seine erste Unterredung mit Belleisle, zu welchem er durch den Grafen Wied insgeheim geführt wurde. Tags darauf theilte er ihm die Friedensvorschläge schriftlich mit, konnte jedoch keine andere Antwort erlangen, als daß Belleisle darüber nach Paris, wo übrigens durch Wasner gleichzeitig dieselben Anträge gestellt wurden, berichten müsse. Nur das könne er schon jetzt versichern, erklärte Belleisle, daß von einer Beihilfe Frankreichs, um sich Schlesiens wieder zu bemächtigen, und somit von einer Kriegführung gegen den König von Preußen ebensowenig als von der Wahl des Großherzogs zum deutschen Kaiser die Rede sein könne. Die Verpflichtungen, welche man hinsichtlich dieses letzteren Punktes Baiern gegenüber eingegangen habe, seien so bindend, daß man sich denselben nicht zu entziehen vermöge. Karl Albrecht könne vielmehr auf acht Stimmen mit Bestimmtheit zählen, seitdem ihm auch König Georg von England und König August von Polen die ihrigen zugesichert hätten. Seine Erhebung auf den Kaiserthron sei als eine schon vollendete Thatsache anzusehen [22]).

Die zwar verbindliche, aber doch zurückhaltende Art, in welcher Belleisle die ihm gemachten Vorschläge aufnahm, so wie der Umstand, daß er selbst in die ganze Verhandlung nicht werkthätig eingriff, sondern sich stets auf die Nothwendigkeit berief, von Paris Verhaltungsbefehle einzuholen, bewiesen deutlich, daß man die Sache in die Länge

zu ziehen beabsichtige, und sich von Koch's Sendung der gewünschte Erfolg durchaus nicht erwarten lasse.

Günstiger gestaltete sich die Aussicht auf das Ergebniß der Verhandlung mit Preußen, welche Maria Theresia trotz König Friedrich's ablehnenden Erklärungen doch niemals abgebrochen und zu deren Fortführung sie nun den Feldmarschall Grafen von Neipperg bevollmächtigt hatte [23]). So wie jedoch Maria Theresia zu den Verhandlungen mit Belleisle nicht durch ihren eigenen freien Entschluß, sondern durch das Schreiben des Grafen von Wied veranlaßt worden, so wurde sie zu ihren letzten Anträgen an Preußen gleichfalls durch einen Wink vermocht, welcher ihr von der Gegenseite zukam.

Am 15. September 1741 traf nämlich ein Kurier von Lord Hyndford in Preßburg ein, eine kurze Mittheilung überbringend, von welcher der Lord versicherte, sie sei ihm von einem Vertrauten König Friedrich's zugekommen und enthalte dessen Erklärung über die Grundlage, auf welcher er mit Maria Theresia zu unterhandeln bereit sei. Ganz Niederschlesien mit der Neisse als Grenzfluß, dann die festen Plätze Glatz und Neisse wurden begehrt. Am jenseitigen Ufer der Oder sollten die alten Grenzen zwischen den Herzogthümern Oppeln und Brieg die neue Landesgrenze bilden. Das an Preußen fallende Gebiet sei von der Krone Böhmen unabhängig zu erklären und für immerwährende Zeiten abzutreten. Die Religionsangelegenheiten wären im bisherigen Stande zu belassen. Als Gegenleistung hiefür werde der König nicht weiter vorrücken und Neisse nur dem Scheine nach belagern. Der Commandant dieser Festung solle sie gegen freien Abzug übergeben, worauf die preußische Armee ruhig in die Winterquartiere verlegt und es Neipperg freigestellt würde, zu marschiren wohin es ihm beliebe. Binnen zwölf Tagen müsse die ganze Angelegenheit zu Ende sein [24]).

Die Klippe, an der die bisherigen Verhandlungen gescheitert waren, hatte bekanntlich weniger in den Abtretungen, zu welchen Maria Theresia der Hauptsache nach bereits entschlossen war, als in dem daran geknüpften Verlangen bestanden, der König von Preußen solle ihr gegen ihre übrigen Feinde, seine bisherigen Bundesgenossen, gewaffneten Beistand leisten. Die entschiedene Weigerung Friedrich's

ließ jedoch nicht daran zweifeln, daß es geradezu thöricht wäre, auf Hülfe von seiner Seite zu hoffen. Außerdem war es für Maria Theresia, wie von preußischer Seite ganz richtig betont wurde, eine Lebensfrage, die einzige bewaffnete Macht von einiger Bedeutung, die für sie im Felde stand, Neipperg's Armee zur Rettung Wiens verfügbar zu machen. Die Königin entschloß sich daher ohne Säumniß, auf Grundlage der von Friedrich aufgestellten Bedingungen mit ihm zu unterhandeln, und noch an demselben Tage ergingen die hiezu erforderlichen Befehle an Neipperg. Nur Neisse und Glatz solle der Feldmarschall der Königin zu retten suchen [25]). Lord Hyndford's Mittheilung wurde in gleichem Sinne beantwortet.

Noch waren Maria Theresia's letzte Befehle nicht in Neipperg's Händen, als derselbe von dem Generalfeldwachtmeister von Lentulus, welcher zu Rieglitz unweit von Neisse mit dem Prinzen Dietrich von Anhalt-Dessau zusammengetroffen war, um über die gegenseitige Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln, die Meldung erhielt, der bei König Friedrich in hoher Gunst stehende Oberst von Goltz sei mit Prinz Dietrich nach Rieglitz gekommen und verlange im Auftrage des Königs dringend mit Neipperg zu sprechen. Allsogleich begab sich der Feldmarschall dorthin. Seine Unterredung mit Goltz beschränkte sich freilich nur auf die von Letzterem gestellten Fragen, ob Neipperg zur Friedensverhandlung bevollmächtigt und ob er autorisirt sei, die Abtretung von Neisse und Glatz zuzugestehen. Die erste Frage wurde mit Ja, die zweite mit Nein beantwortet [26]), und hiebei blieb es einstweilen; doch war aus König Friedrich's entgegenkommenden Schritten dessen Geneigtheit zum Frieden genugsam zu ermessen. Freilich war man auch bald außer allem Zweifel, daß König Friedrich, die furchtbare Bedrängniß, in welcher Maria Theresia sich befand, klar erkennend, sich dieselbe wohl zu Nutzen machen und von den gestellten Forderungen nur wenig abweichen werde. Er brauchte seinerseits keine Anstrengungen zu machen, um die Königin von Ungarn zur Gewährung seiner Begehren zu vermögen. Er brauchte nur ruhig zuzusehen, wie seine Bundesgenossen für ihn wirkten, wie sie näher und näher an Maria Theresia herandrängten, und er konnte im voraus den Zeit-

punkt bestimmen, in welchem sie, auf's Aeußerste getrieben, ihm in Allem willfahren müsse.

So geschah es auch in der That. Die Besorgniß, Wien zu verlieren, überwog jede andere Rücksicht. Ohne noch die Antwort abzuwarten, welche sie auf ihre letzten Vorschläge zu gewärtigen hatte, befahl die Königin dem Feldmarschall, wenn an ihrer Weigerung, Neisse abzutreten, die Friedensverhandlung scheitern sollte, hinsichtlich dieses Punktes nachzugeben. Glatz sich zu erhalten, sei jedoch schon Böhmens wegen ganz unerläßlich. Und ebenso wenig werde sie auf das erst neuerlich vom Könige gestellte Begehren, in Böhmen oder Mähren die Winterquartiere beziehen zu können, jemals eingehen[27]).

So oft und dringend auch Neipperg selbst der Königin zum Frieden gerathen hatte, so empfahl er ihr doch angelegentlich, hinsichtlich der beiden letzten Punkte, der Abtretung von Glatz und der Einräumung der Winterquartiere in Böhmen oder Mähren nicht nachzugeben[28]). Es wurde beschlossen, für den Fall, als König Friedrich mit Neisse sich nicht zufrieden stelle, diese Festung und Glatz stark zu besetzen, um einem feindlichen Angriffe durch längere Zeit widerstehen zu können. Neipperg selbst aber solle mit seinem Heere gegen Wien ziehen und Lobkowitz von Pilsen aus mit fünf Cavallerie-Regimentern das Gleiche thun. Der commandirende General im österreichischen Italien, Feldmarschall Graf Traun erhielt Befehl, zehn Infanterie-Regimenter durch Tirol gegen Baiern in Bewegung zu setzen[29]).

Mochte dem Könige die verzweiflungsvolle Entschlossenheit seiner Gegnerin doch imponiren oder es ihm in seinem eigenen Interesse gerathen erscheinen, den Bogen nicht noch straffer anzuspannen als es ohnedieß schon der Fall war, genug an dem, daß er die Forderung wegen Glatz auf sich beruhen ließ und die Winterquartiere nicht mehr in Böhmen oder Mähren, sondern in Oberschlesien verlangte. Um diesen letzteren Punkt und die Art und Weise, in welcher Neisse an Preußen übergehen sollte, dann um das Begehren König Friedrich's, daß von keiner Seite eine schriftliche Erklärung ausgefertigt werden, sondern lediglich Lord Hyndford dasjenige niederschreiben solle, wozu die beiden vertragschließenden Theile sich anheischig machen würden, drehten sich nunmehr die Verhandlungen, welche zwischen Neipperg,

Hyndford und Golz unablässig gepflogen wurden [30]). So verdächtig auch das letztere Verlangen des Königs erscheinen mußte, so gab doch Maria Theresia, von der Noth gedrängt, selbst hierin nach. Obwohl Neipperg fast flehentlich gebeten hatte, ihn der Verhandlung mit König Friedrich entheben und einen Anderen statt seiner hiezu entsenden zu wollen [31]), so war dieß doch, um jeden Zeitverlust und das von dem Auftreten eines neuen Bevollmächtigten unzertrennliche Aufsehen zu vermeiden, ganz unausführbar, und am 9. Oktober fand die denkwürdige Zusammenkunft Friedrich's mit Neipperg in dem Starhembergischen Schlosse Kleinschnellendorf statt, welcher außer den beiden Hauptpersonen nur noch Hyndford und Lentulus beiwohnten.

Neipperg brachte einen in deutscher Sprache abgefaßten Entwurf der Uebereinkunft mit sich, den jedoch König Friedrich, an seinem früheren Begehren festhaltend, verwarf und darauf bestand, daß Hyndford das Ergebniß der Unterredung und zwar in französischer Sprache zu Papier bringen solle [32]). So geschah es, und in solcher Weise kam die Convention von Kleinschnellendorf zu Stande, kraft deren Neisse nach einer Scheinbelagerung von vierzehn Tagen dem Könige übergeben werden sollte. Derselbe werde dann, so wurde bestimmt, weder gegen Maria Theresia noch gegen Hannover angriffsweise vorgehen. Niemals sei von dem Könige mehr als Niederschlesien mit Neisse zu verlangen; Maria Theresia werde ihm aber dieses Gebiet in dem Friedensvertrage, welchen man bis Ende Dezember zu Stande zu bringen hoffe, unweigerlich abtreten. Ein Theil des preußischen Heeres dürfe bis Anfangs Mai 1742 in Oberschlesien Quartier nehmen, jedoch dem Lande weder Contribution auferlegen, noch in anderer Weise Geld oder Rekruten aus demselben ziehen. Endlich sei der Vertrag unverbrüchlich geheim zu halten, wofür Neipperg, Hyndford und Lentulus sich mit ihrem Ehrenworte verpflichteten [33]). Der Letztere überbrachte die Uebereinkunft persönlich nach Wien, um sowohl über das bei ihrem Abschlusse Vorgefallene mündlichen Bericht zu erstatten, als die Anknüpfung der Verhandlungen anzubahnen, welche zum definitiven Frieden führen sollten.

Ueber die eigentlichen Beweggründe, durch welche Maria Theresia sowohl als der König von Preußen zum Abschlusse der Con-

vention von Kleinschnellendorf vermocht wurden, ist so viel geschrieben worden, und Friedrich selbst hat die Nothwendigkeit, das Betragen, welches er während der Verhandlungen und nach denselben beobachtete, zu rechtfertigen und sich von dem Vorwurfe doppelter Treulosigkeit zu reinigen, so sehr gefühlt, daß es hier wohl am Platze sein wird, auf die vorhandenen Dokumente gestützt, in ruhiger Erwägung der Thatsachen zu prüfen, ob dieß Bestreben dem königlichen Geschichtsschreiber auch gelungen sei.

Was Maria Theresia wollte, liegt klar am Tage. Ihr war es darum zu thun, Neipperg's Heer zur Rettung Wiens verfügbar zu machen. Daß dieser Beweggrund allein sie beherrschte, dafür giebt jede Zeile der Berathungen Zeugniß, welche in dieser Sache zu Preßburg abgehalten wurden. Wahrhaft schlagend tritt diese Absicht dort hervor, wo es um die Abtretung Neisse's sich handelt. So schwer dieses Zugeständniß auch falle, wird gesagt, so dürfe mit demselben doch nicht gezögert werden, denn es handle sich um nichts Geringeres als um den Preis von Neisse sich Wien zu erhalten.

Das sei aber, so wird von der Gegenseite behauptet, nicht der alleinige, ja sogar nicht der eigentliche Zweck gewesen, welchen die österreichische Regierung verfolgte. Sie habe es nicht aufrichtig mit König Friedrich gemeint, sondern denselben zu hintergehen und ihn, obgleich man das Gegentheil zugesagt, durch Mittheilung des Vertrages an seine Bundesgenossen mit ihnen zu entzweien getrachtet. Der König selbst versichert, der Wiener Hof habe das mit ihm abgeschlossene Uebereinkommen überall, wo er Agenten besaß, verkündigen lassen, insbesondere sei es durch die Kaiserin Amalie dem Kurfürsten von Baiern, durch den Grafen Khevenhüller dem sächsischen Hofe, durch Koch aber dem Marschall Belleisle mitgetheilt worden[34]).

Es würde ein allzu gewagtes Unternehmen sein, beweisen zu wollen, daß keine von allen Personen, welche in Oesterreichs Diensten oder auf seiner Seite standen, hinsichtlich des Vertrages von Kleinschnellendorf eine Indiscretion begangen habe. Ja es ist sogar unläugbar, daß Graf Khevenhüller, welcher sich von Dresden nach Prag zurückgezogen hatte, das Gerücht vom Abschluße des Vertrages dem Grafen Wratislaw, und daß dieser es dem Könige von Polen mel-

dete[35]). Aber das kann dargethan werden, und darauf allein kommt es hiebei an, daß eine solche Verlautbarung nicht von der österreichischen Regierung selbst ausging, sondern daß sie derselben vorzubeugen ernstlich bemüht war. Nicht nur daß jene Mittheilung schon früher stattgefunden hatte, ehe dem Wiener Hofe die Nachricht von dem Abschlusse des Vertrages zukam, sondern in allen Schriftstücken, welche von der österreichischen Regierung ausgingen, ist die Nothwendigkeit hervorgehoben, das gegebene Versprechen treu zu erfüllen und dem Könige von Preußen keinen Anlaß zu berechtigter Beschwerde zu gewähren. Ja es liegen die geheimen Weisungen an die vertrautesten Agenten Maria Theresia's im Auslande, an Wasner und Koch vor, worin denselben zwar von dem Abschluße der Uebereinkunft die Mittheilung gemacht wurde, deren sie nothwendig bedurften, um die wirkliche Sachlage richtig zu übersehen. Gleichzeitig erhielten sie jedoch den strengsten Auftrag, weder dem Cardinal Fleury noch dem Marschall Belleisle oder sonst Jemand die leiseste Andeutung davon zu machen[36]).

Es liegt nicht der geringste Grund zu einem Verdachte vor, daß die beiden Bevollmächtigten diesen ausdrücklichen Befehl nicht pünktlich erfüllt hätten. Ihre Berichte bezeugen dieß vielmehr; sie bestätigen aber auch, daß schon ehe ihnen von der Uebereinkunft amtliche Kenntniß geworden, ihnen das Gerücht von dem Abschlusse zugekommen[37]), daß es überall verbreitet war und von Jedermann als eine höchst wahrscheinliche Sache geglaubt wurde. Die bald darauf erfolgende Uebergabe Neisse's, der Rückzug Neipperg's nach Mähren, die Verlegung der preußischen Truppen in die Winterquartiere und König Friedrich's Rückkehr nach Berlin dienten als ebensoviele untrügliche Anzeichen, daß zwischen Maria Theresia und ihrem Gegner eine Verständigung erfolgt sei. Diese Thatsachen sprachen zu offen, als daß es da noch einer besonderen Verlautbarung von österreichischer Seite irgendwie bedurft hätte[38]).

Man würde dem Scharfblicke König Friedrich's Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, er habe nicht mit Bestimmtheit vorhergesehen, daß die Verhandlungen mit Neipperg, seine Zusammenkunft mit ihm und der Abschluß der Zusammenkunft den Späheraugen seiner

sogenannten Verbündeten verborgen bleiben könnten. Ja er selbst sagt ganz deutlich, daß er der Verbreitung jener Kunde gewiß war. Er zog sie recht eigentlich in seine Berechnung, und in diesem Geständnisse liegt denn auch wohl der Schlüssel zu des Königs ganzem Benehmen. Er schloß das Uebereinkommen ab, um Neisse ohne Blutvergießen in seine Gewalt zu bekommen, Neipperg's Heer nicht mehr sich gegenüber zu haben, in aller Ruhe sich ausbreiten zu können und seinen durch einen eilfmonatlichen Feldzug erschöpften, schon ziemlich mißgestimmten [39]) Truppen Erholung zu gönnen. Er schloß es bloß in der Absicht, die Königin von Ungarn zu hintergehen, und mit dem Vorsatze ab, es in dem ihm geeignet erscheinenden Augenblicke, wenn er der Früchte des Vertrages theilhaft geworden sein würde, ungescheut wieder zu brechen. Hiezu bedurfte er jedoch eines Vorwandes, und um einen solchen zu erhalten, verlangte er ein Versprechen, von welchem er im voraus wußte, daß es nicht in der Macht der Königin von Ungarn liege, es zu erfüllen. Um jedoch dieses trügerische Spiel nicht vorzeitig zu enthüllen, begnügte er sich damit, daß jenes Versprechen im Allgemeinen gegeben wurde, wie es bei allen ähnlichen Tractaten damals der Fall war. Denn von einer ausdrücklichen Bedingung, daß wenn das Uebereinkommen bekannt würde, der König an dasselbe nicht länger gebunden wäre, ist darin nirgends die Rede.

Daß dieß wirklich die Absichten waren, von denen König Friedrich geleitet wurde, geht auch aus dem Umstande hervor, daß er, obwohl er von der Indiscretion des Grafen Khevenhüller allsogleich Kunde erhielt, sich zwar darüber lebhaft beklagte und in Drohungen erging [40]), aber darum doch nicht ausdrücklich erklärte, er erachte sich deßhalb schon jetzt an den Vertrag nicht mehr gebunden und derselbe sei als nicht vorhanden anzusehen. Es ist dieß auch leicht begreiflich, denn damals hatte Friedrich ja die Früchte des Vertrages noch nicht geerntet; Neipperg stand noch in Schlesien, Neisse war in österreichischen Händen und die preußischen Truppen befanden sich noch nicht in den Winterquartieren. Erst nachdem er der Vortheile der Uebereinkunft theilhaft geworden, ließ der König die Maske fallen und bediente sich dazu jenes Vorwandes, den er sich längst schon zurecht gelegt hatte, den erneuerten Treubruch zu beschönigen.

Obgleich man am Wiener Hofe eine ziemlich deutliche Ahnung davon hatte, daß es dem Könige von Preußen nicht Ernst sei mit den eingegangenen Verpflichtungen und er die Königin von Ungarn nur durch Arglist zu übervortheilen suche, so blieb doch nichts übrig als die Dinge an sich kommen zu lassen und einstweilen in Gemäßheit der Vertragsbestimmungen vorzugehen. Die Verhandlungen mit Frankreich wurden fallen gelassen, Koch aus Frankfurt zurückberufen, Wasner aus Paris nach London versetzt. Das Hauptaugenmek aber richtete Maria Theresia nach wie vor auf die kriegerischen Unternehmungen. Schon vor Abschluß des Vertrages war Neipperg angewiesen worden, sobald als möglich sich Wien zu nähern. Seine Heeresmacht, durch zahlreiche Zuzüge verstärkt, schien hinreichend, um den Kurfürsten von Baiern, wenn er die Belagerung Wiens wirklich unternähme, zur Aufhebung derselben zu zwingen.

Es zeigte sich jedoch gar bald, daß Karl Albrecht vor der Hand seine Absichten auf Wien aufgegeben und den Entschluß gefaßt habe, sich in nördlicher Richtung gegen Böhmen zu ziehen. Die Ueberzeugung, nach so langer Zeitversäumniß Wien weit besser gerüstet zu finden, als es dieß vor kurzem gewesen, die Besorgniß, durch Neipperg und Lobkowitz von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden, der Wunsch endlich, sich nicht allzuweit von Baiern zu entfernen, um nicht, während er auf Eroberungen ausgehe, sein Stammland den aus Italien durch Tirol sich nähernden österreichischen Streitkräften schutzlos Preis zu geben, alle diese Beweggründe mögen den Kurfürsten zur Aenderung seines ursprünglichen Planes vermocht haben.

Nicht geringeren Antheil als die Scheu vor seiner Gegnerin scheint jedoch an diesem Entschlusse des Kurfürsten das Mißtrauen gegen seine Verbündeten gehabt zu haben. Er fürchtete, die Sachsen, vielleicht auch die Preußen könnten ihm in der Besetzung Böhmens zuvorkommen, und er dachte jetzt nur mehr daran, so schnell als möglich dorthin zu eilen und sich die Krone dieses Landes auf das Haupt zu setzen.

Um die Straße nach Böhmen zu gewinnen, rückte ein Theil der baierisch-französischen Truppen, überall harte Erpressungen verübend, bis St. Pölten vor und wandte sich dann, während ihre Vorhut den

Feldmarschall-Lieutenant Grafen Palffy mit seinen beiden Cavallerie-Regimentern bis über den Wiener Wald zurücktrieb, nach Mautern, hier über die Donau zu setzen und von Krems die Straße nach Budweis einzuschlagen. Der Kurfürst selbst kehrte mit dem anderen Theile seines Heeres nach Enns zurück, ging bei Mauthausen über die Donau und über Freistadt gleichfalls nach Böhmen. Wien war befreit und zu Anfang des Monats November befanden sich keine feindlichen Streitkräfte mehr im Lande Oesterreich unter der Enns.

So wurde nun plötzlich Böhmen, bisher vom Kriege verschont, der Schauplatz des Kampfes. Auf drei Straßen, über Krems, über Freistadt und von Amberg auf Pilsen zu waren französisch-baierische, vom Norden her aber sächsische Truppen, letztere in einer Stärke von ungefähr zwanzigtausend Mann in Böhmen eingedrungen. Alle hielten die Richtung gegen Prag ein, um mit der Eroberung der Hauptstadt diejenige des ganzen Landes sicher zu stellen. Prag zu Hülfe zu kommen, bildete daher von nun an die Hauptaufgabe des österreichischen Heeres. Denn der Besitz von Prag entschied, so begriff man wohl, über die Krone selbst, über die böhmische Kurstimme, über die Möglichkeit, die Armee in Böhmen zu erhalten. Neipperg solle sich daher, so wurde am Wiener Hofe dringend gewünscht, mit Lobkowitz vereinigen und wenigstens die aus Oesterreich gegen Böhmen marschirenden Franzosen und Baiern von dort abzuschneiden suchen[41].

Den Anordnungen, welche ihm zu diesem Ende von Seite des Hofkriegsrathes zukamen, erklärte jedoch Neipperg durchaus nicht Folge leisten zu können. Er vermöge nicht, so behauptete er, die einmal angeordnete Marschroute, auf welcher allein die Vorkehrungen zur Verproviantirung seiner Truppen getroffen seien, willkürlich zu ändern. Auch das Drängen des Hofkriegsrathes, seinen Marsch zu beschleunigen, wies er in einer Weise zurück, welche deutlich zeigt, daß sich die leider zu mancher Zeit sprichwörtlich gewordene Langsamkeit der österreichischen Feldherren wenigstens nicht in allen Fällen, wie es doch so gern geschieht, der Einwirkung des Hofkriegsrathes zuschreiben läßt. Dessen Befehle fanden vielmehr bei den Heerführern nicht immer den Gehorsam, welcher manchmal von größtem Nutzen gewesen wäre[42].

Mit unerträglicher Bedächtigkeit wurde jetzt Neipperg's Anmarsch vollzogen. Nicht einmal der Beschluß des Großherzogs, die längst gehegte Absicht auszuführen und sich zur Armee zu begeben, um sich gleichfalls an einem Kampfe zu betheiligen, an welchem die beiden Gegner Maria Theresia's, der König von Preußen und der Kurfürst von Baiern persönlichen Antheil nahmen [43]), vermochte regeres Leben in diese Schwerfälligkeit zu bringen. Erst am 7. November langte Neipperg mit dem Heere in Znaim an, wo zwei Tage zuvor der Großherzog von Toscana mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl von Lothringen eingetroffen war, um das Obercommando zu übernehmen.

Gewiß ist es die Folge einer edlen Regung, wenn Fürsten persönlich die Gefahren derjenigen zu theilen trachten, denen es obliegt, im Kampfe für sie ihr Blut zu vergießen. Und es läßt sich nicht läugnen, daß in den Fällen, in welchen Monarchen sich in dem so seltenen Besitze großer Feldherrngaben befinden, die Vereinigung beider Stellungen, der des Landesfürsten mit der des Heerführers Ergebnisse von höchster Bedeutung hervorbringen muß. Das Beispiel König Friedrich's von Preußen kann hiefür als der beste Beweis angesehen werden. Wo solches jedoch nicht der Fall ist, wo der Regent nur dem Namen nach den Oberbefehl führt und die eigentliche Leitung des Heeres einem oder gar mehreren unter ihm commandirenden Generalen zufällt, da hat die Anwesenheit so hoch gestellter Personen im Kriegslager fast immer nur Verlegenheiten bereitet, welche auf den Gang und den Erfolg der Operationen eine hemmende und schädliche Wirkung äußern. Jenen Personen selbst aber widerfährt dadurch der empfindlichste Nachtheil, daß ihr Auftreten bei dem Heere die größten Erwartungen wachruft, welche, wenn getäuscht, verdoppelte Entmuthigung nach sich ziehen und ihr Ansehen, den Glanz ihres Namens wesentlich beeinträchtigen.

Nicht viel anders ging es auch jetzt. Die schönsten Hoffnungen hatte man von des Großherzogs Anwesenheit bei dem Heere gehegt, und nach Gottes Beistand setze sie, schrieb ihm Maria Theresia, ihre einzige und größte Zuversicht auf ihn [44]). In der Befangenheit ihrer Liebe war sie noch nicht zur Erkenntniß gelangt, daß dem Großherzoge die Eigenschaften mangelten, deren er bedurft hätte, um sich der ihm gewordenen Aufgabe gewachsen zu zeigen. Er besaß nicht

die Kraft, welche nöthig gewesen wäre, die ihm entgegenstehenden ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden. Er erging sich in Klagen über den unbefriedigenden Zustand, in dem er das Heer angetroffen, über die Unbilden der vorgerückten Jahreszeit, welche es zu ertragen, über die anstrengenden Märsche, die es auf beschwerlichem Wege zurückzulegen habe, um nach Böhmen zu gelangen. In der That traf er erst am 17. November zu Neuhaus ein, wo drei Tage zuvor der die Vorhut befehligende General Nadasdy den baierischen Truppen nicht unempfindliche Verluste zugefügt hatte.

In Neuhaus vereinigte sich der Großherzog mit den Regimentern, welche der Feldmarschall Fürst Lobkowitz herbeiführte. Sein Heer belief sich nun auf nicht viel weniger als vierzigtausend Mann. Ein schnelleres Vordringen mit dieser beträchtlichen Streitmacht hätte vielleicht die Gefahr noch abgewendet, in welche Prag durch die immer näher herandrängenden Franzosen, Baiern und Sachsen gerathen war. Aber obgleich Maria Theresia persönlich die größte Eile dringend empfohlen hatte[45]), so verlor man doch vier Tage vor Neuhaus, um den Truppen Erholung zu gönnen, und war erst am 23. November in Tabor, wo man wieder einen Tag verweilte. Doch sandte der Großherzog von hier aus ein fliegendes Corps unter den Befehlen des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Kolowrat nach Prag, um die dortige Besatzung zu verstärken. Denn Feldzeugmeister Graf Ogilvy, welcher in Prag befehligte, hatte schon längst gemeldet, daß er die Stadt bis zum Eintreffen des Entsatzes nicht halten könne, wenn die allzugeringe Garnison nicht noch rechtzeitig vermehrt würde.

Dem Grafen Ogilvy standen in der That, nachdem man fünf Bataillone aus der Stadt gezogen hatte, um sie zu Lobkowitz stoßen zu lassen, kaum zweitausend fünfhundert Mann zur Verfügung. Sie waren überdieß erst neu eingereihte, noch ungeschulte Soldaten. Noch weniger ließ sich von den bewaffneten Bürgern und Studenten erwarten. Zwar zählten sie mehr als fünftausend Mann, aber trotz aller Loyalitätsversicherungen waren sie zu keiner Waffenübung zu bringen und konnten daher nur geringe Hoffnung erwecken. Am widerspänstigsten zeigte sich das gemeine Volk gegen die Dienstleistung, die man ihm auferlegen wollte. Niemand trat energisch genug auf,

um das Nothwendige doch zu erzwingen, und so war denn auch die Beihülfe, welche Ogilvy's Bestrebungen, die Festungswerke in besseren Vertheidigungszustand zu setzen, von Seite der Stadtbehörden erhielten, eine durchaus nicht ausgiebige[46]). Für Prag mußte ernstlich gefürchtet werden, indem bei der weiten Ausdehnung des Platzes wenigstens eine vierfach stärkere Garnison zu dessen Vertheidigung erforderlich gewesen wäre. Aber daß es so bald unterliegen sollte, als wirklich geschah, hatte doch selbst der Großherzog kaum gedacht, welcher sich von allen Generalen der trübsten Anschauung hingab, während sonst die Meinung vorherrschte, Prag werde doch wenigstens acht bis zehn Tage sich zu halten vermögen, und der Commandant auch dann noch, wenn er nur den Kopf nicht verliere, den Stadttheil am linken Ufer der Moldau so lange zu vertheidigen im Stande sein, bis das Entsatzheer zu seiner Rettung erscheine[47]).

Am 23. November hatte der Kurfürst von Baiern mit seiner ganzen nunmehr vereinigten Heeresmacht auf dem weißen Berge vor Prag das Lager bezogen. An demselben Tage trafen die Sachsen unter dem Befehle des Grafen Rutowsky bei Troja ein. Allsogleich wurde Kriegsrath gehalten; die französischen Generale verlangten die Eröffnung einer ordentlichen Belagerung, Rutowsky mit den Seinen drang jedoch auf Erstürmung der Stadt, weil sonst der heranrückende Entsatz das ganze Unternehmen vereitle. Der Kurfürst schwankte zwischen beiden Meinungen; es kam zu keinem Beschlusse. Als aber am folgenden Tage Ogilvy, zur Uebergabe aufgefordert, dieselbe verweigerte, erklärte Rutowsky den Sturm allein unternehmen zu wollen, wenn die Franzosen und Baiern sich nicht daran theilzunehmen getrauten. Das konnten die Letzteren sich natürlich nicht bieten lassen, und es wurde beschlossen, in der Nacht vom 25. auf den 26. November die Erstürmung Prags gemeinschaftlich auszuführen.

Prag wird bekanntlich durch die Moldau in zwei Theile getheilt. Am linken Ufer des Flusses liegen der Hradschin und die Kleinseite, am rechten Ufer die Alt- und die Neustadt. Ueberall sollte ein Haupt- und ein Scheinangriff vorgenommen und der erstere am linken Stromufer gegen das Karlsthor nächst des Hradschin, der letztere gegen das Reichsthor vorgenommen werden. Am rechten Ufer sollte der Haupt-

angriff über die Moldauinseln gegen die Neustadt, der Scheinangriff zwischen dem Korn- und dem Neuthore erfolgen.

An dem letzteren Punkte befehligte der Graf von Sachsen, später als französischer Marschall einer der berühmtesten Heerführer seiner Zeit. Nicht zufrieden mit der ihm zugewiesenen untergeordneten Rolle verwandelte er den ihm übertragenen Scheinangriff in einen wirklichen. Einige französische Soldaten unter persönlicher Führung des Oberstlieutenants Chevert erkletterten mit Hülfe von Leitern den Wall und öffneten das Neuthor, durch welches der Graf von Sachsen in die Neustadt eindrang. Nun zogen sie vereinigt auf den Altstädter Ring, wo sie die Hauptwache entwaffneten.

Von nicht so raschem Gelingen, aber darum doch von nicht geringerem Erfolge begleitet war der Hauptangriff, welchen die Sachsen von den Inseln und Mühlendämmen her gegen Prag ausführten. Der heftigste Kampf fand um das Karlsthor statt, wo die Besatzung am wenigsten unvorbereitet gefunden ward. Nachdem jedoch auch dieser Punkt, obgleich nicht ohne empfindlichen Verlust der anstürmenden Sachsen verloren worden, ergab sich Ogilvy mit der Garnison als kriegsgefangen.

Zu Beneschau erhielt der Großherzog die Nachricht von dem Falle Prags durch den unverrichteter Dinge zurückkehrenden Grafen Kolowrat. Die ihm eigene Scheu, aus sich selbst rasche und entscheidende Entschlüsse zu fassen, zeigte sich auch jetzt, und um möglichst viele Meinungen zu hören und eine möglichst große Anzahl Personen an der Verantwortlichkeit für die ferneren Maßregeln Theil nehmen zu lassen, versammelte der Großherzog die ganze Generalität vom Feldmarschall-Lieutenant aufwärts zu einem großen Kriegsrathe. Auch der Oberste Kanzler des Königreiches Böhmen, Graf Phillipp Kinsky, und der Oberstkriegscommissär Graf Salburg, im Ganzen zwanzig Personen wurden zur Berathung gezogen. Ihre Ansichten gingen zum Theile weit auseinander. Prinz Karl von Lothringen wollte gegen Prag vorrücken und trachten, den Feind dort zu offenem Kampfe zu bringen. Gegen den von Graf Leopold Daun ausgehenden Vorschlag, sich nach Mähren zurückzuziehen, erklärte er sich mit Entschiedenheit. Andere wieder hoben hervor, daß nachdem der Feind seine Absicht er-

reicht und sich Prags bemächtigt habe, er sich wohl hüten werde, das eben Gewonnene durch eine Schlacht wieder auf's Spiel zu setzen. So wie die feindlichen Truppen in Prag selbst und dessen nächster Umgebung Quartiere bezogen hatten, so solle man ein Gleiches thun und eine Postirung anlegen, durch welche das einzige Resultat des bisherigen Feldzuges, die Abschneidung der Verbindung des Kurfürsten mit Oberösterreich aufrecht erhalten und zugleich die Möglichkeit geboten würde, sich dorthin zu wenden, wo die Noth es erforderte. Batthyany, Wenzel Lichtenstein, Lobkowitz und Neipperg erklärten sich für diese Ansicht, der Großherzog stimmte ihr bei[18]) und so wurden denn die österreichischen Regimenter um Tabor, Pisek und Strakonitz in Kantonirungen, das Hauptquartier wieder nach Neuhaus verlegt. Den Kurfürsten aber ließ man in Prag ruhig gewähren.

Es war eine Handlung wohlberechnender Klugheit, daß Karl Albrecht nach der Erstürmung Prags jeden gröberen Exceß der Truppen mit äußerster Strenge hintanzuhalten suchte, so daß die Einwohner der Stadt durch die folgenschweren Ereignisse, welche in derselben vorgingen, verhältnißmäßig nur in geringem Grade belästigt wurden. Je größer die Besorgniß vor dem anrückenden Feinde gewesen, um so lebhafter war nun die Befriedigung über die Haltung desselben und diese verfehlte nicht, den neuen Machthabern bald gewisse Sympathien in der Bevölkerung zu gewinnen. Insbesondere war es auch hier, wie es in Oberösterreich der Fall gewesen, der Adel des Landes, welcher uneingedenk der ihm vom Hause Oesterreich stets zu Theil gewordenen Bevorzugung sich mit besonderer Beeiferung an den Kurfürsten drängte.

Auf's auffallendste zeigte sich dieß, als Karl Albrecht sich am 7. Dezember als König von Böhmen ausrufen und zwölf Tage später als solcher öffentlich huldigen ließ. Ueber vierhundert Mitglieder der böhmischen Stände hatten sich zu dieser Feierlichkeit in Prag versammelt; der Erzbischof selbst, aus dem Hause der Grafen von Manderscheid, dann Angehörige der vornehmsten Geschlechter, der Kinsky, Gallas, Königsegg, Wrbna, Kolowrat, Sternberg, Kokorzowa fungirten bei derselben. Die Grafen Clary, Lazansky, Waldstein, Wratislaw Wrtby, Wrschowetz, Morzin, Dessours, Pötting, Lützow, Khuenburg

werden unter denjenigen genannt, welche sich um die Ehre bewarben, von dem Kurfürsten zu Kämmerern ernannt zu werden. Dem Grafen Kaiserstein wurde die Leitung der böhmischen Kanzlei anvertraut, Graf Philipp Kolowrat aber an die Spitze der Deputation gestellt, welche während der bevorstehenden Abwesenheit des Kurfürsten statt der früheren Statthalterschaft die Leitung der Geschäfte zu besorgen hatte. Die Grafen Franz Leopold Buquoy, Rudolph Chotek und Hermann Czernin, dann Johann Christoph Dohalsky von Dohalitz, Maximilian Bechinie von Laschan und Wenzel Audrtzky von Audrtz waren die übrigen Mitglieder der Deputation[49]).

Neben so vielen Beispielen offenen Abfalles oder wenigstens muthloser Ergebung in das was man nicht ändern zu können vermeinte, kamen jedoch auch Fälle vor, in welchen unerschütterliche Treue jeder Versuchung durch Verlockung, Drohung, oder selbst offene Mißhandlung siegreich widerstand. So sei hier des Kreishauptmanns zu Kaurzim, von Mladota gedacht, welcher wegen seiner bekannten Anhänglichkeit an Maria Theresia und der Thätigkeit, mit der er der Sache seiner rechtmäßigen Königin Vorschub zu leisten suchte, von den Feinden auf seinem Gute aufgehoben, nach Prag geschleppt und dort mit den ärgsten Verbrechern zusammen in den Kerker geworfen wurde. Nur die dringenden Bitten vornehmer Adeliger retteten ihn vor dem Schaffot; das Leben vermochten sie ihm nicht zu erhalten, denn er starb bald in Folge der ausgestandenen Leiden[50]).

Durch die Nachricht von dem Verluste Prags wurde Maria Theresia auf's tiefste erschüttert. Zwar hatte sie sich niemals allzu hochgespannten Erwartungen hingegeben[51]), aber eine so starke Festung und mit ihr eines der schönsten Länder binnen wenig Tagen zu verlieren, das war doch der schwerste Schlag, von welchem sie während ihrer bisher so kurzen, aber an schmerzlichen Ereignissen so reichen Regierungszeit betroffen wurde. Wie sehr sie von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß für sie Alles auf dem Spiele stehe, zeigt sich daraus, daß sie in Preßburg eine dreitägige Andacht veranstaltet hatte, um den Waffen ihres Gemahls zur Errettung Prags den Beistand des Himmels zu erflehen. Gerade während dieser kirchlichen Feierlichkeit traf die Trauerkunde ein. Thränen entstürzten den Augen der

Königin, als sie dieselbe vernahm, und diese äußeren Zeichen tiefen Schmerzes und frommer Ergebung, mit welcher Maria Theresia die Fügung der Vorsehung ertrug, erfüllten die zahlreichen Augenzeugen mit lebhafter Rührung [52]).

Man würde jedoch sehr irren, wenn man annähme, daß die gewöhnliche Wirkung so großen Unglückes, die der Entmuthigung auch bei Maria Theresia eingetreten wäre. Auf sie schien es vielmehr gerade den entgegengesetzten Eindruck hervorzubringen, und hre starke Seele erst recht zu stählen zur Ertragung dessen was ihr beschieden war. „So ist denn nun Prag verloren," schrieb sie gleich nach Empfang der Trauerkunde an Philipp Kinsky, „und die Folgen werden „noch schrecklicher sein, wenn man nicht auf drei Monate für den Unterhalt der Truppen zu sorgen vermag. Denn aus Oesterreich etwas „zu beziehen, daran ist nicht zu denken und auch aus Ungarn ist vor „drei Monaten nichts zu erlangen; ja selbst dann ist es noch ungewiß. Jetzt endlich, Kinsky, ist der Augenblick gekommen, in welchem „man Muth zeigen muß, um sich das Land zu erhalten, und mit ihm „die Königin, denn ohne dasselbe wäre ich nur eine arme Fürstin. „Mein Entschluß ist gefaßt, Alles auf's Spiel zu setzen und zu verlieren, um mir Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen Euere „Bemühungen, Euere Maßregeln gerichtet sein. Alle meine Heere, „alle Ungarn sollen eher vernichtet werden, als daß ich irgend etwas „abtrete. Der kritische Augenblick ist endlich da; schonet das Land „nicht, um es zu erhalten. Helft dazu, daß der Soldat zufrieden gestellt werde und nichts entbehre; Ihr kennt in noch höherem Maße „als ich die Folgen davon. Unterstützt meinen armen Gatten, der „sich eben so sehr für die Truppen wie für das Land härmt, der versichert, daß die Ersteren Alles leisten, was sie nur vermögen, daß „ihr Zustand ihn mit Mitleid erfüllt, und daß, was man vom Lande „nicht freiwillig erlangen kann, man nehmem muß. Ihr werdet „sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr; ich weiß aber auch, „daß alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir „das Land zu erhalten, daß ich sie alle hundertfältig zu vergüten im „Stande sein werde. Das will ich thun; jetzt aber verschließe ich mein „Herz dem Mitleid. Ich verlasse mich auf Euch; Ihr wißt, daß ich

„in Euch mein Zutrauen gesetzt habe; wie sehr es mir angenehm war, „daß Ihr Euch zur Armee verfügtet. Ich schmeichle mir, daß dieß „nicht fruchtlos sein soll, und daß, nachdem ich fortwährend unglück„lich gewesen, Gott mir endlich seinen Segen geben wird. Ich bin „etwas niedergeschlagen, und Alles, was sich auf die jetzige Lage der „Dinge bezieht, ergreift mich sehr, ja für meinen gegenwärtigen Zu„stand in allzu hohem Maße [53]). Ich beklage das Schicksal von Euch „Allen, die ich unglücklich mache, und dieß ist vielleicht mein größter „Schmerz; aber Ihr werdet wenigstens immer in mir ein dankbares „Herz finden" [54]).

In diesen vertraulichen Aeußerungen tritt die unerschütterliche Standhaftigkeit, von welcher Maria Theresia beseelt war, wohl am unverhülltesten hervor. In der That bedurfte sie derselben, um nicht völlig zu erliegen unter dem Drucke des Mißgeschickes, welches, nachdem es seit der Verschonung Wiens vor feindlichem Angriffe und seit dem Abschlusse der Uebereinkunft mit dem Könige von Preußen sie einen Augenblick mit geringerer Hartnäckigkeit zu verfolgen schien, nun neuerdings mit verdoppelter Wucht über sie hereinbrach. Außer der Kunde von dem Falle Prags waren es die Nachrichten von der Haltung und den Schritten des Königs von Preußen, welche Maria Theresia mit unsäglicher Betrübniß erfüllten. Jahrzehnte vergingen und noch lebte das Andenken an die Tage, welche man zu Ende des Monats November 1741 in Preßburg verbrachte, als an die traurigste Zeit ihres Lebens in der Brust Maria Theresia's und ihrer wenigen Getreuen ungeschwächt fort. „Hätte damals," sagt einer der Letzteren, „Jemand Hoffnung gegeben, daß man sich aus so großen Drang„salen, wie es doch wirklich geschehen, noch herauswinden könnte, so „würde er sicher verlacht worden sein" [55]).

Es ist zuvor schon dargethan worden, daß gleich nach Abschluß des Uebereinkommens von Kleinschnellendorff der Wiener Hof ängstlich besorgt war, die Bedingungen desselben treu zu erfüllen. Die Klage des Königs über Verlautbarung des Vertrages trieb dazu an, die strengste Bewahrung des Geheimnisses überall neuerdings einzuschärfen, und da in demselben Schreiben, in welchem jene Beschwerde enthalten war, in der Form eines von dem Obersten Goltz der Köni-

gin von Ungarn ertheilten Rathes auch dem Wunsche Friedrich's Ausdruck gegeben wurde, baldmöglichst zum definitiven Frieden mit Maria Theresia zu gelangen[56]), so hatte man sich in Wien beeilt, hiezu die erforderlichen Schritte zu thun. Ohne Zeitverlust übersandte man Lord Hyndford einen Entwurf des Friedensvertrages, und beeilte sich eine Person auszuwählen, welche ihm bei den Verhandlungen, deren Anknüpfung man als unmittelbar bevorstehend ansah, Beihülfe zu leisten hätte. Mit äußerster Sorgfalt ging man hiebei zu Werke, um nicht auf Jemand zu verfallen, dessen Anwesenheit in Schlesien Verdacht erregen und dem König von Preußen neuen Vorwand zu der Beschuldigung liefern könnte, man habe das angelobte Geheimnis nicht ängstlich genug bewahrt. Der Hofkammerrath Freiherr Joseph von Gillern wurde beauftragt, sich einstweilen nach Troppau oder Jägerndorf zu verfügen und sich von dort mit König Friedrich, bei welchem man ihn gut angesehen glaubte, in Verbindung zu setzen. Der Umstand, daß Gillern schon seit langer Zeit die Oberaufsicht über die Liechtensteinischen Güter geführt und sich in Geschäften dieser Familie zu wiederholten Malen nach Schlesien begeben hatte, ließ annehmen, daß seine Reise auch jetzt kein Aufsehen erregen werde[57]).

Noch hatte Gillern dieselbe nicht angetreten, als Nachrichten aus dem preußischen Heerlager eintrafen, welche dem längst gehegten Verdachte, König Friedrich treibe kein ehrliches Spiel, neue Nahrung verliehen. Zwar wußte man am Wiener Hofe noch nicht, daß Friedrich am 4. November mit dem Kurfürsten von Baiern einen geheimen Vertrag abgeschlossen hatte, in welchem er ihm seine Stimme zur Kaiserwahl neuerdings zusagte, wogegen der Kurfürst seine vermeintlichen Rechte auf die Grafschaft Glatz um billigen Preis dem Könige verkaufte. Aber davon mußte man sich, wenn man daran noch gezweifelt hatte, neuerdings überzeugen, daß der König von Preußen nicht das leiseste Bedenken trage, seinem verpfändeten Worte entgegen zu handeln, wenn es sein Vortheil erheische, ja daß er sein Wort gerade darum verpfändet habe, um die Königin zu hintergehen und jener Vortheile desto ungehinderter theilhaft zu werden. Zu spät erkannte man, daß der König wirklich keine andere Richtschnur seines Handelns befolgte, als die Worte enthalten, welche in einem seiner

Schreiben an den Minister Podewils vorkommen. „Wenn durch „Ehrlichkeit etwas zu gewinnen ist," sagt er dort, „so wollen wir ehr„lich sein; ist es hingegen nothwendig zu täuschen, so seien wir denn „Betrüger" [58]).

Nach dieser Maxime handelte auch sofort der König. Kaum hatte Neipperg den Rückmarsch nach Mähren angetreten, so erhielt der Erbprinz Leopold von Anhalt Dessau Befehl, mit seinem Armeecorps nach Böhmen vorzurücken und dort die Winterquartiere zu beziehen. Es war dieß freilich in geradem Widerspruche mit den Bestimmungen der so eben erst abgeschlossenen Uebereinkunft, aber König Friedrich kümmerte sich nicht im geringsten um dieselbe. Er verletzte sie vielmehr nochmals, indem er nach erfolgter Uebergabe von Neisse sich nicht darauf beschränkte, in Oberschlesien Winterquartiere zu nehmen. Einmal in den ungestörten Besitz dieses Landes gelangt, schrieb er nicht allein drückende Contributionen daselbst aus, sondern er eröffnete bald wieder die Feindseligkeiten gegen die wenigen in jenen Gegenden zurückgebliebenen österreichischen Truppen. Ungehindert drang der Feldmarschall Graf Schwerin in Mähren ein, und am 26. Dezember 1741 ergab sich Olmütz gegen freien Abzug der Besatzung. So brach Friedrich die Kleinschnellendorfer Convention und gesellte sich neuerdings zu Maria Theresia's offenen Gegnern.

Anmerkungen.

Erstes Capitel.

---

[1]) Eigenhändiges Schreiben des Königs Joseph an Herzog Leopold. Wien, 11. Dezbr. 1699 .... „weilen vor etlich Dagen mein Herzliebste Frau Ge„mahlin glückhlich mit einer Prinzessin nider komen, so kome ich von diser „erfreülichen Zeitung nachricht zu geben vnd freyet mich von Herzen das dises „kindt vüleicht mit der Zeit des Herzogs sein Prinzens braut wird sein können, „welches wohl mein einziges verlangen ist vmb vnser freindtschafft auf das neye „verneuern zu können" ... St. A.*)

[2]) Bericht des lothringischen Gesandten Grafen Desarmoises an Herzog Leopold. Wien, 1. Juni 1720 St. A.

[3]) Graf Mercy an Herzog Leopold. Wien, 25. Juni 1722. St. A.

[4]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 1. März 1723. St. A.

[5]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 20. Juni 1723. St. A.

[6]) Voriges Schreiben.

[7]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 23. Juni 1723 .. il faut, sagte Eugen, „que le Prince héréditaire reste dans une contenance respectueuse près de „l'Empereur, qu'il contraigne sa vivacité jusques au point à ne parler à „l'Empereur que quand il luy en donnera occasion; qu'il évite avec luy toute „familiarité dans le discours; surtout qu'il n'interroge jamais l'Empereur sur „quoy que ce soit et qu'il parle le plus qu'il pourra en allemand. Quand il „sera avec l'Imperatrice, il pourra donner un peu plus de carrière à sa viva„cité, mais il ne doit jamais sortir de la reserve duë à un Prince de sa „maison; — cela fera que l'Imperatrice et les dames même parleront du „génie de ce Prince à l'Empereur et donneront une vraye envie à l'Empereur „de le voir dans sa vivacité naturelle, qui en ce cas, accompagnée de respect, „plaira à l'Empereur et le Prince plaira à toute la Cour." St. A.

---

*) Mit den Buchstaben St. A. wird das kaiserliche Haus-, Hof- und Staatsarchiv, mit den Buchstaben K. A. das kaiserliche Kriegsarchiv bezeichnet.

⁸) Bei der Jagd müsse man, schreibt Herzog Leopold, „se communiquer „aux valets; comme ordinairement ils doivent mieux connoistre ce mestier „que leurs maitres, il faut les consulter, ils raisonnent ou disputent avec eux „si la chasse ne reuissit pas . . . si on reussit on les flatte . . . et insen- „siblement un maitre amant la chasse se fait la sotte gloire d'estre bon „valet de chiens et de chevaux . . . les conversations de ceux qui ayment „la chasse ne roulent ordinairement que sur des bêtes et aux plus sur l'habi- „lité d'un chasseur ou d'un palfrenier . . . Cette occupation prise trop à „coeur est la source de bien d'autres deffauts . . . elle prend le meilleur „temps . . quand on retourne on est fatigué et ne cherche qu'à souper et „coucher . . . . . ." St. A.

⁹) Karl VI. an Herzog Leopold. Prag, 2. Sept. 1723. „Kan ich E. L. „zu Dero billichen vätterlichen Trost ohne flateri wahrhafft versichern daß dießer „Herr recht wunderlich vor so zarte Jahr vollkomen ist, in allem gescheid, manier- „lich, achtsamb vndt mit einem wort also daß E. L. Gott darumb danken können „vndt man wohl siehet daß er also vnter des Herrn Vattern stetten Augen vndt „obsicht erzogen worden ist. Kan auch E. L. versichern daß er bei allen Leuten „beliebt vndt admirirt ist, vndt ist nur mein gröste sorg daß er bey vnß gnug „bedient vndt gesund bleiben möge, welches mir auch die freyheit genommen, „allen seinen absonderlich dem Docter braf einzubinden, dan dieß mein gröste „sorg, vndt daß ihm auch bey vnß die Zeit nit lang werdt; hab auch gerathen „daß man suche so vill möglich seine ordentliche Stunden halten zu lassen, dan „daß bey jungen Leuten sehr nothwendig" . . .

„Mein liebster Herr Vetter, Wir seynd so nahendt befreundt, so zu sagen „von einem Hauß vndt wir beyde beysamen erzogen; neben dißem ist mein Per- „sonal lieb vndt estime gegen E. L. so groß, daß ich glaub daß (obwohlen es noch „nicht Zeit scheint) mich gegen E. L. weiter alß auch soll vertrauen und öffnen, „wie um E. L. zu zeigen daß sie ein treuen vetter an mir haben. um dan dise „freundschafft zwischen vns beständig zu halten ist daß beste mittel beyde alleweil „mehr zu vereinigen; diß ist schon lang mein eintziger will vndt gedanken gewe- „sen, ist es noch vndt wirdt es beständig vndt vnveränderlich seyn, vmb desto „mehr alß (so ich mich nicht betriege) auß E. L. briefen auch wohl abnemen kan, „daß E. L. gedancken vndt verlangen auch dahin gehen. weil aber die zwey „mittel und weg, diß inß werck zu richten, nit noch in Zeit vndt Jahren seyn, „diß zu vollziehen, hab doch E. L. (wan sie nichts darwider haben) wenigst dise „meine Intention vndt verlangen, alzeit auß vnsern zwey häußern Eineß in „freundtschafft zu machen, erkleren wollen, damit sie von nun an dieser unver- „änderlich gesichert sein" . . . Am 13. Sept. 1723 dankt der Herzog für die im „vorigen Schreiben enthaltene Zusage „seinen unwürdigsten Sohn als Eydam „anzunehmen." St. A.

¹⁰) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 19. und 23. Okt. 1723. St. A.

¹¹) Graf Cobenzel an Herzog Leopold. Wien, 9. Sept. 1724. St. A.

¹²) Cobenzel an Herzog Leopold. Laxenburg, 4. Mai 1726. St. A.

13) Molitoris an Richecourt. Wien, 5. Oct. 1740 . . . „je puis dire avec vérité que de ma vie je n'ai rien oui ni vû de plus beau, de plus touchant et de plus parfait que le role de S. A. R. Madame, soit pour le chant, soit pour l'action; aussi le compositeur lui a dit qu'il ne demandoit pour toute fortune qu'elle voulut chanter deux fois sur le grand théâtre" St. A.

14) Kaiserin Elisabeth an Herzog Ferdinand von Braunschweig. 22. Sept. 1740 . . . „la Duchesee fut à merveille, et pas mal la Marianne." . . .

15) Kaiserin Elisabeth an Franz von Lothringen. Favorita, 21. Juli. Ohne Jahreszahl. St. A.

16) Foscarini. Finalrelation. „Ebbe maestri di grammatica latina, „di geografia e di storia, comm nell' arte del disegnare e nelle lingue spa- „gnuola, francese ed italiana. Queste lingue le parla tutte compiutamente, e „ne intende la forza e la proprietà tanto, che il Signor Spanaghel mi attestò, „che negli autori latini fosse ella giunta a conoscere le differenze dello stile, „e a parzializarsi per l'uno, che per l'altro adducendone buone ragioni".

17) Foscarini. Finalrelation. „Sortì per altro in educatrice una Dama „di fino spirito e di ammirabile desterità, la quale conobbe e cultivò, come „era d'uopo, le rare disposizioni della Principessa".

18) 24. Aug. 1726. St. A.

19) Haussonville. Histoire de la réunion de la Lorraine à la France. IV. 370.

20) Kaiser Karl VI. schrieb ihm am 28. Febr. 1732 über seinen Aufenthalt in Berlin: Dort werden E. L. vill soldathen vndt grossen granadir spill gehabt haben vndt sonst ein ganz von anderen diferenten hof werdten angetroffen haben. St. A.

21) Instruction pour mon Envoyé à la Cour Impériale. St. A.

22) Karl VI. an Herzog Franz. 5. und 29. Juli 1732. St. A.

23) Herzog Franz an den Kaiser und an den Graf Gund. Starhemberg. Preßburg, 22. Juli 1732. St. A.

24) So schreibt er ihm am 6. Dezbr. 1829, er wünsche nichts sehnlicher als „mein Engl vndt auf lib wan ich sagen darf libsten Sohn widter einmahl „embrassiren zu könen". Und am 28. Febr. 1732 schreibt er: „bitt was immer „bitten kan daß E. L. vor Dero Gesundtheit alle mögliche sorgfahlt tragen, vmb „ihren wahren alten freundt vndt auf lib sagen kan, wahren alten Vatter nicht „solche sorgen vndt betrübnuss zu verursachen" . . . St. A.

25) Bragadin's Finalrelation von 1733. St. A. „pare . . . in certo „modo men grato di quello era prima della morte del Duca suo Padre. „Egli dopo il viaggio fatto a Parigi, per ricevere l'investitura del Ducato „di Bar, ritornò a Vienna d'un aria alquanto meno dipendente da quella „era solito praticare in avanti; scematogli perciò non poco quell' applauso, „con cui 'l Ministero Cesareo prima lo riguardava, e quasi intiepidito il „genio stesso dell' Imperatore verso di lui. Tuttavolta l'impegno circa il

„matrimonio apparisce troppo avanzato per ritrattarne la massima, stabilita „(si può dire) in faccia del mondo". . . . . .

[26]) Bartenstein . . Traurige Gedancken über den gegenwärtigen Zustand des . . . Erzhauses. 1762. Manuscr. Bl. 77. Hofbibliothek.

[27]) Robinson an Lord Harrington. 31. Dez. 1738. Bei Coxe II. 162.

[28]) Robinson an Lord Harrington. 5. Juli 1735. Bei Coxe II. 154.

[29]) Foscarini's Finalrelation. „Ella in fatti a comune giudizio è tale, „che niun' altra che lei si eleggerebbe a sostenere l'eredità di Casa d'Austria, „se fosse libero di cercarne l'ereditiera in tutto il mondo, e prescieglierla „per merito di virtù e di costumi. Non manca di bellezza, ed essendo „piuttosto gracile di corporatura e di poco vivo colore, aveva guadagnato „assai nell' una condizione e nell' altra da circa un anno prima della mia „partenza. Sta il portamento composto e la guardatura inclinante al grave, „ma non però scompagnata di grazia. Non è da potersi dire abbastanza „come adempia esattamente a tutte le convenienze della vita civile, dispen„sando le parole e le azioni sue con misura isquisita . . . . . Ma forse il „pregio migliore di questa Principessa si è l'elevatezza del suo spirito con„giunto ad una certa virilità d'animo atto oggimai atrattare faccende grandi. „E già mostra di sentire la sua fortuna, e quando le avvenga di esserne in „possesso, è da tenersi per costante, che non avranno dispotico arbitrio „quelli, che le staranno al fianco per consiglieri."

[30]) Drei eigenhändige Schreiben der Erzherzogin Maria Theresia (als Braut) an den Herzog Franz Stephan von Lothringen. Orig. St. A.

I.

Durchleüchtigster Herzog villgeliebter Bräutigamb

Eüer liebden schreiben hat mich sehr erfreüt, bin auch gantz persuadirt das Sie lieber selbes persönlich als schrifftlich versichert hätten wie nicht zweiffle Eüer liebden ein gleiches von mir auch glauben werden. ist wohl gutt das nicht auf lange ist und hoffe das es ins künftige zu einer beständigern und gewüntschtern einigkeit dienen wird, die versichere das zeit meines lebens verbleiben werde

Eüer liebden

getreüeste braut

Wien dem 8ten Februarij 1736. Maria Theresia.

volti

caro viso. je vous suis infiniment obliges pour votre attention de m'ecrire de vos nouvelles, car j'etois en peine comme une pauvre chienne; aimez moi un peu et me pardonnez si je ne vous repons pas assez, mais c'est 10 heure et herbeville attende pour ma lettre. adieu maüsl, je vous embrasse de tout mon coeur, menagez vous bien, adieu caro viso

je suis la votre

sponsia dilectissima.

Adresse: Dem durchleüchtigsten Fürsten Francisco Hertzogen zu lothringen meinem villgeliebten bräutigamb.

II.

(Aufschrift wie oben).

Kan nit genug meine obligation bezeugen vor solche grosse attentionen, wüntschte nur das es mit weniger ungelegenheit geschehen kunte und versichere das Eüer Liebden brief allzeit eine grosse ehre und freüd verursachen bey derjenigen die Sich rühmt Eüer Liebden mit grossiter ergebenheit zu Sein und allezeit verbleibent

Eüer liebden

getreüeste braut
Maria Theresia.

Wieen dem 9ten Februarij 1736.
(Adresse wie oben).

III.

(Aufschrift wie oben).

Was man gern thut macht kheine ungelegenheit, indeme recht von hertzen auf Eüer liebden so obligeante und complimentose brief antvorte, wüntsche eine glickliche reis und guttes wetter, hoffe das dises die letzte sein wird, die Eüer liebden ohne ihrer so ergebnen braut machen werden, die allzeit verbleibe

Eüer liebden

getreüeste braut
Maria Theresia.

Wieen den 10. Februarij 1736.

Adresse: Dem Durchleüchtigsten fürsten Francisco Herzogen von lothringen meinem hertzliebsten bräutigamb.

Drei Schreiben des Herzogs Franz von Lothringen an die Erzherzogin Maria Theresia. Abschrift. St. A.

I.

Durchleuchtigste Ertzhertzogin
Englische Braut.

Nachdeme mir von Ihro May. dem Kayser die allerhöchste erlaubnuſ ist gegeben worden, Ew. Lbd. zu schreiben, so Kann ich nicht länger warthen von diesen Gnaden zu profitiren und Ew. Lbd. zu versicheren, daſ mir nichts harterſ ankombt, alſ dieses schrifftlich zu thuen und mich selbst zu Dero Füßen zu legen nicht erlaubt seye, wie eſ E. L. nicht schwer zu glauben seyn wird, indeme die allerliebste braut persuadirt seyn wird, daſ kein bräutigamb in der weld mit mehrerer ergebenheith und respect seyn kann alſ

Ew. Lbd. meiner Englischen braut

getreüester Diener
Frantz.

Presburg d. 8. Febr. 1736.

II.

d. 9. Febr.

In diesem augenblick erhalte Ich Ew. Lbd. gnädiges schreiben, welches mit in meiner entfernung nicht von geringen trost ist, dann ich versicheren kann, daſ mir die Täge unerträglich seynt, wo ich die freüd nicht habe meiner allerliebsten braut mich zu füssen zu legen. Von welchem mich nicht consoliren könnte, wann nicht beständig dahin gedenckete, daſ ich die gnad haben werde,

sonntags bey denen Augustinern einander näher und in Vollkommenheith meines Vergnügen zu sehen.

III.

d. 10. Febr.

Ew. Lbd. binn wohl höchstens obligirt für die Gnad meine Zeilen so güthigst zu beantworthen; diese werden die letzte seyn, meiner allerliebsten braut mich schrifftlich zu füssen zu legen, indeme morgigen Tags von hier abzureisen und übermorgen zur erwünschten Zeit einzutreffen gedenke, worzu alle augenbelick zehle und bis zu diesen beglückten in unruh und sorgen seyn werde.

Zweites Capitel.

[1]) Journal tenu par le Comte de Richecourt au sujet de la cession des Duchés de Lorraine et de Bar. 1736. St. A.

[2]) . . . „c'est vous couper la gorge, et à toute votre maison, que de „faire un pareil échange" . . . Eigenhändige Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Lothringen an ihren Sohn Franz. Luneville, 7., 14., 28. November; 3., 10., 12., 15., 16. Dezember 1735. St. A.

[3]) Schreiben der Herzogin an ihren Sohn Franz vom 19., 21. und 22. Dezember 1735. St. A.

[4]) Herzog Franz an den Grafen Richecourt. Wien, 23. Nov. 1735. Ganz eigenh. . . „vous connesse asse maleureuse situasion ou nous some detre „trop feble pour resiste au plus fore et voyla ce qui nous oprime tous, mes „contre la forse nul ne peut et ille faux voyre ce que nous pouron fere de „mieu poure le bien et la gloyre de ma meson et ausi pour mes fidel suget „que si la maleureuse situasion presante me fay perdre, james lon ne me „poura fere perdre lamitie tres sencer que je conserve pour eux et don „je cherchere dans tout les ocquasion de leurs donne des marque bien „sencer" . . .

[5]) Haussonville. IV. 428.

[6]) Erizzo's Finalrelation. 1738. St. A.

[7]) Briefe der Herzogin vom 18. Juni, 7. Juli, 5., 20. und 27. August, 9. und 27. Oktober 1736. St. A.

[8]) Am 5. August 1736 schreibt die Herzogin an ihren Sohn: . . „Mme „votre fame m'a ecrit la lettre du monde la plus remplie d'amitié pour vous „et pour moy . . ie vous prie de l'en bien remercier et l'assurer de la „mienne . . . ie prie Dieu qu'il vous benisse tout les deux et l'enfant dont „elle est enceinte; aussi ce soit un beau prince qu'elle vous donne et qu'il „puisse mettre fin à toutes nos peines" . . .

⁹) Der Vertrag im Staatsarchive.

¹⁰) Durchleuchtiger herzog, Mein sonders herzliebster Vetter vndt Schwihersohn. Umb E. L. vber daß zu beruhigen, was Sie in ihrer erklahrung von 28. vorigen monaths zu besorgen bezaigen, so bestettige ich E. L. hiemit alles was derentwegen in den hievon lezt entworfenen betrachtungen einkombt, mit der zugesezten kraftigist vndt verbindlichsten versicherung, das obwohlen quoad primam Epocham von den namen vndt schein eines governo nicht wohl abgangen werdten kan, dannoch es den volligen verstandt hab, daß E. L. den interim genuss vndt verwahltung meiner Niderlandten mit alleiniger reservation supremi juris in den anderten articl so vndt eben wie in den in tritten articl ausgetruckten fahl gleichmassig zukome. E. L. werdten wohl von meiner lib gegen sie glauben, daß wo es mir nicht vmb ihr eignes wahre beste zu thun were, sich wegen eines einzigen worth nit so lang wurdt aufgehalten worden sein. Es werdt aber gegenwahrtige versicherung, ohn sie iemandt auch von den ihrigen zu comuniciren, gehaimb zu verblaiben haben, welchs vornemblich wegen E. L. eigenen nuzen meldte, welchen wie sehr ich in allen zu herzen nembe, hosendtlich E. L. von der erfahrnuss meiner wahren vndt darf sagen vatterlichen lib in allen gelegenheyten persuadirt werdten sein. Wie auch daß ich fehrners vndt allzeit gewiss kein gelegenheit lassen werdt vmb allzeit E. L. zu bezaigen daß ich mit trey ganzen herzen bin vndt gewis ewig sein werdt

Ewr Libden

allzeit treyester Vetter vndt Schwigervatter

Carl".

Wien den 3. May 1736.
Privatbibliothek Sr. Maj. des Kaisers.

¹¹) „Durchleichtiger herzog, Mein herzlich allerliebster Vetter vndt Schwigersohn. Da mich vill erhebliche Vrsachen zurukhalten daßienig in die geheimbe convention zwischen vnß mit einflissen zu lassen, was die Vermählung meiner Tochter Maria Anna betrift, so hab gehrn wollen zu Ewr libden ganzlichen beruhigung vndt zu bester bezaigung der vorderist E. L. vndt auch den ihrigen bestandig tragendten lib vndt naigung diesen abgang hiemit eigenhandig vndt volkomen ersezen. Es ist nemblich schon bey vermahlung meiner tochter mit E. L. mein mainung ohn diß dahin gangen, vndt bleibt annoch in mangl eines meinig leiblich manlichen Erben auf mein Erzhauß vndt den iezigen Hauß Lothringen (worunter aber die von E. L. Vatters Seel. Libd. nicht directe abstamendte agnati keineswegs verstandten sein) gleichsamb nur ein hauß zu machen, dessen dan hiemit aigendts E. L. auf daß kraft- vndt bündigste, auch mit den ausdrucklich beygeruckten anhang versichere, daß zuwidter der E. L. nun zusagendten absicht von meiner obbemeldten tochter Maria Anna nicht disponiren werdte, wodurch mir aber dannoch wegen der Zeit der wyrklichen vermählung diser meiner tochter noch in ansehen aller vbrigen mit obigen principio zu vereinbahren stehendter vmbstandten noch forderist auch auf den fall die handt in geringsten nicht gebundten haben will wan (welchs hosendlich nicht erleben werdt vndt Gott gnadigst lang verhütten wolle) nebst E. L. auch Dero brudters liebd. noch

ehe vndt bevor es ad casum kombte, diß zeitlich gesegnet haben solten. E. L. konen also sich auf diß ganzlich verlassen vndt auß disen vndt all vbrigen alleweil mehrers erkennen die wahre innigliche lib die bestandig gegen E. L. hab vndt mit welcher vnveranderlich sein werdt

Ewr Libden

allezeit treuster Vetter vndt auß wahren Herzen Schwihervatter

Carl.

Wien den 3. May 1736.
Privatbibliothek Sr. Maj. des Kaisers.

[12]) Conferenzprotokoll vom 12. April 1736.

[13]) Erizzo's Finalrelation. „. . . dichiarò finalmente l'Imperatore il „Maresciallo Sechendorff per supremo Commandante . . . . . . dichiaratosi „dal Duca di Lorena il suo desiderio di far la campagna, studiò l'Impera„tore col consiglio de suoi Ministri di dissuaderlo, mentre conoscevasi di „quali consequenze era esponere un Prencipe, in cui concorrevano tanti „riguardi ad un tanto cimento, ma fermo esso nel suo generoso proposito „si dovette prestarvi l'assenso e stabilì come fece d'andar all' Armata come „volontario". Die Angabe in Schmettau's Memoires secrets de la guerre de Hongrie S. XII. und XXIII, Herzog Franz sei mit dem Oberbefehl betraut worden und Seckendorff habe nur unter ihm commandirt, ist gleich so vielem Anderen in diesem Buche, das bisher als Hauptquelle für die Darstellung jener Feldzüge galt, vollkommen irrig.

[14]) Herzog Franz an den Kaiser. Belgrad, 24. Juni 1737. St. A.

[15]) Herzog Franz an den Kaiser. Patacin, 16. Juli 1737. St. A. „E. K. M. Allergnädigsten befehl wegen der Einigkeit habe auch dem Feldzeug„meister von Schmettau erklärt und hoffe es wird einen guten Effect haben, ob„schon ich wegen des Characters von dieser Person das Widerspiel besorge" . .

[16]) Herzog Franz an den Kaiser. Bei Nissa, 25. Juli 1737. St. A.

[17]) Graf Canal an den Grafen Uhlefeld. Wien, 26. Oktober 1737. St. A. „Tous les officiers de l'armée sont mécontens du Maréchal Seckendorff et „les plaintes qu'on fait de lui sont incroyables. On pretend qu'en vertu de „son monopole les vivres sont devenus d'une cherté incroyable; tous les „petits detachemens qu'il a fait ont fatigué et abimé l'armée sans qu'on en „ait retiré le moindre avantage".

[18]) Man würde irren, wenn man glaubte, diese Anschauungsweise sei etwa nur von einer bigotten Partei am Hofe ausgegangen und verbreitet worden. Sie war damals so ziemlich allgemein, und Männer wie der venetianische Botschafter Erizzo und der als besonders freisinnig und als Anhänger der neufranzösischen Bildung geltende sardinische Gesandte in Wien, Graf Canal pflichteten derselben gleichfalls bei. Der Erstere sagt hierüber: „grandi furono le „mormorazioni, ch'intraprendendosi una guerra contra il Turco, che non „veniva approvata dalla Nazione e che dall' Ufficialità s'incontrava con

„estremo abborimento si avesse prescielto contro la pratica sempre tenuta „dalla Casa d'Austria un Protestante, facendosi sopra di ciò pessimi augurij „interno all esito degl' affari". Und mit einem wahren Fanatismus schreibt Graf Canal, als General Doxat, vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, seine Schuld mit dem Leben bezahlt hatte: „Doxat sera allé trouvé ses confrères „les Lutériens dans l'autre monde". Wien, 3. Febr. 1738. Von Seckendorff aber sagte er schon am 5. Dezember 1737: „je compte que ce lutérien finira „ses jour dans un chateau".

[19]) Au camp de Nissa le 3 Aoust 1737. St. A.

[20]) Kaiser Karl VI. an Sinzendorff. Wien, 8. Dez. 1737. St. A.

[21]) Zweites Schreiben vom gleichen Tage. St. A.

[22]) Kaiserl. Patent vom 12. Dez. 1737. St. A.

[23]) Canal an Uhlefeld. Wien, 18. Jänner 1738. St. A. „Vous scavés „que le Duc de Lorraine est à la tête de toutes les affaires; on a com„mencé par le militaire; le reste a suivi bientôt; il y a quelque tems qu'il „n'avoit rien à dire et rien à faire, aprésent il est accablé. Ce role lui con„vient beaucoup mieux que celui qu'il a dû jouer par le passé".

[24]) Podewils an König Friedrich II. Wien, 24. Mai 1747. Sitzungsberichte der Akad. der Wissensch. V. 509.

[25]) Robinson an Lord Harrington. Dezbr. 1739. Bei Coxe. II. 177.

[26]) Erizzo's Finalrelation. „Si diedero nello stesso tempo li conve„nienti ordini per disponere il bisognevole, così per l'unione delle reclute „come per il provedimento del dinaro, e con tuttoche li Stati fossero este„nuati per tanti esorbitanti aggravij sofferti, pure si trovò ne sudditi la „dovuta prontezza, così per somministrar gente, come per contribuir soldo, „ma il numero dell' Armata per le infermità, per le mortir, per le dissertioni „e per li successi militari si trovò ridotto ad una tale decadenza, che pur „troppo si conobbe esser non solo malagevole, ma impossibile costituirla in „positura atta a promovere vantaggi, così che con questa fatale prevenzione „si andò incontro alla seconda Campagna".

[27]) Canal an Uhlefeld. Wien, 7. Juni 1738. St. A. „Pour moi qui ne „suis pas militaire, quoyque je voye tout le monde presque dans d'autres „sentimens, je ne crains rien tant si non que les Turcs disparaitront et qu'on „n'aura point d'ennemis à combattre ni de place à assiéger" . . .

[28]) Robinson an Lord Harrington. 16. Juli 1738. Bei Coxe. II. 178.

[29]) Herzog Franz an den Kaiser. Bei Mehadia, 14. und 16., bei Caransebes 18., aus Pesth 22. und 25. Juli 1738. St. A.

[30]) Canal an Uhlefeld. 4. Sept. 1738. „Vous jugerés aisément quelles „sont les inquiétudes de la Duchesse qui a de l'esprit infiniment et qui „n'ignore pas ce qui se passe".

[31]) Herzog Franz an den Kaiser. Vor Belgrad, 15. Sept. 1738. St. A.

[32]) Herzog Franz an den Kaiser. Vor Belgrad, 16. Sept. 1738. St A.

[33]) Conferenzprotokol vom 18. Juli 1737. St. A.

[34]) Vertrag vom 31. Oktober 1737. St. A.

[35]) Botta. Storia d'Italia. VIII. 345.

[36]) Karl VI. schreibt von ihm an den Großherzog Franz am 7. Jänner 1739: „der ein guter vndt vns allzeit sehr devoter herr“ . . .

[37]) Diese Behausung war, wie dieß in Italien gewöhnlich der Fall, nur schlecht darauf eingerichtet, im Winter bewohnt zu werden. Die steinernen Fußböden, die schlecht oder gar nicht schließenden Thüren und Fenster verursachten, daß eine unerträgliche Kälte in den Zimmern herrschte. Die streng quarantänemäßige Bewachung hinderte jede Bewegung im Freien. So wurden diese vierzehn Tage zu einer Zeit der Qual für den Großherzog und seine Gemahlin, die noch lang nachher aufgebracht waren über die Rücksichtslosigkeit, welche die Republik Venedig bei diesem Anlasse gegen sie an den Tag gelegt hatte.

[38]) So schrieb er ihm am 18. Dezember 1738, gleich nach der Abreise des Großherzogs nach Italien: „mein groster Trost ist daß mein tochter in so „guten handten weiß vndt sicher bin daß sie E. L. liben, vndt hofe endlich sie sich „darumb allweyl mehrers bewerben werdt vndt daß sie ihr in allen noch ein „rechten Vater abgeben werdten“ . . . St. A.

[39]) Conferenzprotokolle vom 13. und 29. September 1739. St. A.

[40]) Hätte Neipperg jemals eine solche Instruktion erhalten, so würde sie sein Sohn in der Rechtfertigungsschrift, welche er im J. 1790 über das Benehmen seines Vaters herausgab, sicherlich mitgetheilt haben. Und auch die Motive, durch welche Franz und Maria Theresia zu einem solchen Entschlusse vermocht worden sein sollen, bestanden nicht. Der Kaiser zählte damals erst vierundfünfzig Jahre und war von so kräftiger Gesundheit, daß Niemand seinen nahen Tod hätte ahnen können. Mit Frankreich befand man sich aber seit dem letzten Frieden in so gutem Einvernehmen, daß man gerade auf seine Unterstützung zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion am meisten zählte.

[41]) Molitoris an den Grafen Richecourt Wien 6. Jänner 1740. St. A.

[42]) Erizzo's Finalrelation.

[43]) Bericht des venetianischen Botschafters Alessandro Zeno an die Signorie. Simmering, 4. Juni 1740 . . . . „questa Corte non spira che sentimenti pa„cifici e di moderatione, e di rimettersi dalli passati dispendij“ . . .

[44]) Eigenhändiges Schreiben des Kaisers an Bartenstein. Archiv zu Hennersdorf . . „vale in ultimo momento meines 54 iahres, daß heurig aber „nimbt vill iahr des lebens wek, an welchen wenig gelegen. fiat voluntas Dei! „Gott geb die kraft es zu ertragen, damit dadurch meine grosse sünden abbüss „vndt wo ich geselt, mir es zu besser vndt wahrnung dienen lass. sed omni „modo semper tuus“.

[45]) Aufsatz des Großherzogs Franz: Mort de l'Empereur Charles — mit dem Zusatze von der Hand Maria Theresia's: tous tirez des notes de main propre de cet adorable epoux". Privatbibl. Sr. Maj des Kaisers.

[46]) Voriger Aufsatz.

[47]) Zeno. Simmering 15. und 18. Okt. 1740.

[48]) Der preußische Gesandte Borcke sagte von ihm: il avait avalé tous les chagrins de ses dernières années sans jamais se plaindre, mais ils lui avaient rongé le coeur. Bei Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte. II. 108.

[49]) Erizzo's Finalrelation.

Drittes Kapitel.

---

[1]) Eugen von Seckendorff. 7. Dez. 1729. St. A.

[2]) Coxe. History of the house of Austria. II. 189.

[3]) Der Kaiser selbst schreibt einmal über Sinzendorff an Bartenstein· „Hofcanzler ist heunt abendt bei mir gewesen . . . vndt auf sein arth vill hin „vndt her aber nichts concludenter geredt" . . .

[4]) Eigenhändiges Schreiben des Kaisers an Sinzendorff. Wien, 20. März 1720. St. A.

[5]) So allein im Jahre 1723 45 000 Gulden. Bidermann. Die Wiener Stadtbank. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. XX. 376.

[6]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 19. Nov. 1721. St. A.

[7]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 22. Sept. 1722. St. A.

[8]) Jacquemin an Herzog Leopold. Wien, 4. März 1723. St. A. . . . „ie me trouve", sagte ihm Sinzendorff, „arriéré de beaucoup, ma famille est „nombreuse, elle pourroit peut estre trouver sa place dans toutes ces affaires. „mais il est juste que je fasse les miennes, ainsy j'espère que S. A. R. „pourroit outre ce qu'Elle a fait pour moy me donner des marques de sa „liberalité soit en argent comptant soit en fond de terres en Flandre, . . . „ou si . . celle que j'ay en Silesie pouvoit luy convenir . . . . . car il faut „qu'à l'age ou je suis j'arrange les affaires de ma famille" . . .

[9]) Jacquemin an Herzog Leopold. Prag, 2. August 1723. St. A.

[10]) Jacquemin an Herzog Leopold. Prag, 14. August 1723. St. A.

[11]) Gemeinschaftlicher Bericht der venetianischen Botschafter Zeno und seines Nachfolgers Pietro Andrea Capello vom 17. Dez. 1740. Dort wird Sinzendorff „non molto operoso per natura" genannt.

[12]) Bragadin's Finalrelation. „Il vecchio Co. Gundackero di Starem„berg è forse il Ministro di più profonda penetrazione, che tenga l'Impera„tore, ma altrettanto sagace, di sommo credito appresso qualunque ordine „di persone; regge con maniera dispotica le finanze, e la fede ripresa dal

„Banco di Vienna, che stava interamente caduto, ed ora si trova risorto a „molta riputazione, fù tutt' opera del medesimo" . . . . . „quelli che più „lusingano il genio del Sovrano, sono il Co. di Zinzendorff ed il Perlas. „Se questi non avessero troppo adulate le idee di Commercio, delle quali „va tanto invaghito, forse sino a quest'ora sarebbero affatto cadute, mercè „alle rimostranze addotteli in contrario dagli altri, particolarmente dal Prin„cipe Eugenio, e dal Co. di Staremberg, esposti da quest ultimo piu volte „li gravi discapiti, che soffrono le dogane, e l'inutile getto di danaro, si „profonde nelle fabbriche, e varie disposizioni sulla marina".

[13]) Hofkriegsrath von Koch sagt in einem Schreiben von 9. Nov. 1740 an Feldmarschall-Leutenant Graf Walsegg von Stahremberg, daß er „dermahlen „daß Ruder führe" . . . K. A.

[14]) Foscarini's Finalrelation. Zeno nennt in seinem Berichte vom 24. Mai 1738 Harrach soggetto facile ad aprirsi . . . di carattere assai „docile" . . .

[15]) Karl VI. an Franz von Lothringen. Wien, 27. Dez. 1738. Eigenhändig. St. A. . . „benachrichte E. L. daß vor mein dienst gefundten, den „harrach zu krigs Presidenten zu benenen, weyl auch kein grosse Wahl hab" . . . . „Der gute Kriegspräsident ist langsam", schreibt Maria Theresia im Jahre 1741 über ihn an den Grafen Philipp Kinsky. Archiv des Fürsten Kinsky zu Prag.

[16]) Zeno berichtet über ihn am 8. März 1738: „Il Co. Konigsegg è „cautissimo nello spiegarsi, ne in lui traspira tal qual impegno d'opinione „o risolutezza di consiglio" . . .

[17]) Reichsfreiherrnstandsdiplom Bartenstein's vom 3. Febr. 1733. Legalis. Abschr. im nied.-österr. Landesarchiv.

[18]) Wie Karl VI. Bartenstein persönlich liebte, beweisen die zwei nachfolgenden, im Archive zu Hennersdorf befindlichen Briefe, welche er ihm während eines vorübergehenden Unwohlseins, von dem Bartenstein befallen worden, eigenhändig schrieb. Sie lauten:

I. „liber Partenstein. diß ist nicht vmb euch zu plagen, sondern nur mein „billige sorg vndt rechte auf lieb vndt vertrauen in euch komendte vnruh zu be„zaigen, auf den daß erst von Longobardo vernomen, daß ihr schon sidter vor„gestern (welchs nicht gewust) mit etwas halsweh vndt einiger alteration nicht „wohl seyth. diß sicht mich mehr an alß alles was sonst vnlustig vorfallen kan, „dan so lang ihr wohl, gewiß eins treyen aufrichtigen beystandt vndt rath in „allen sicher bin, welches mir sonst manglt. Bindt euch alſo vor allen vndt so „ernstlich alß moglich ein vor euch zu sorgen, ewrer gesundheit abzuwahrten vndt „kein arbeith vorzunemen bis ihr nicht widter volkomen in standt seyt, dan „nichts gelegen daß die arbeith ein vndt ander Zeit zurук geschoben werdten, „mir aber meiner billigen lib gegen euch, mein vertrauen vndt mein dienst alles „gelegen, daß ihr euch vollkomen gesundt vndt wohl befindet. Vndt diß bindte „euch ein so lieb ich waiß daß ihr vor mich hegt vndt so lib auch euch ich, mein „ruh vndt mein dienst ist. Vndt wünsch daß ich baldt auch von Longobardo

„versichert werdt daß es mit euch widter gut, sonst in bestandiger vnruh sein „werdt. Dis allein was auch hab schreiben wollen vndt warumb nicht weniger „thun konen als euch mit diesen zu plagen, dan dis mir zu vill anligt, glaub daß „ihr von meiner wahren lib, vertrauen vndt naigung vor euch genug versichert „seyt, wie auch wie lezt geschriben, daß euch versicher vndt gehrn ewr verlangen „(wie es sich immer werdt thun lassen) gönnen werdt . dis seyt dan sicher, sorgt vor ewr gesundheit wegen mir et crede me ex corde semper vere tuum. Vale".

„Carl. den 6ten feb. vmb 9 fruh.

(Adresse: Meinen hofrath vndt referendario von Partenstein)".

II. „liber Partenstein. Ewr Zetl daß iust izt gegen 8 bekomen, hat mich „recht getrost vndt widter aufgemuntert da darauf forderist ersehen daß ihr Gott „lob widter von ewrer Vnpassilichkeyt hergestellt seyth. Ist aber mein Willen „vndt dienst daß ihr dise ewre gesundheit fehrners auf lib gegen mich vndt zu „besten meines dienst vndt des publici zu conservirn sucht vndt euch nicht zu „fruh widter mit arbeith vberladt vndt verderbt . ihr wüst was mich auf euch „vertrau vndt allein mich auf euch, ewr ehrlichkeyt vndt treu verlassen kan, werdt „also auf gegenlib vor mich gedenken euch zu conservirn vndt mir an handt „zu gehen.

„beykomendte nota kombt zuruk vndt ist gegründt vndt eyfrig gefast, bin „aber erschroken, daß ihr gleich so ein arbeith habt vnternemen wollen vndt „widterholl damit gemach zu gehen, bis ihr euch vollig in vorigen kraften befindet".

. . . .

„dis ist was mir vorkomen an notigsten euch zu vberschreiben, derft mir auch „selbst nicht antworten, vmb euch mehrers zu schonen, bis ihr vollkomen in „standt, sondern mir es durch ewren schwager odter sonst was notig vndt nach „gelegenheit wissen zu lassen. Vale semper plus quam certus mei, valutudinem „cura, quam diligentissime amore mei nec te obruas laboribus cum periculo „sanitatis et crede me tuum".

„Carl. den 12ten feb. vmb 10 nachts, werdet es erst morgen bekomen."

[19]) Die Charakteristik Bartenstein's gründet sich auf die Finalrelationen Foscarini's und Erizzo's, auf verschiedene in gleichzeitigen Correspondenzen einflußreicher Personen enthaltene Bemerkungen über ihn, auf den Bericht des Grafen Podewils an König Friedrich II. vom 19. Aug. 1747 (Sitzungsberichte der Akad. V. 518), endlich auf die Berichte Robinson's in Coxe's history of the house of Austria, in welchen jedoch Bartenstein nicht immer mit Gerechtigkeit beurtheilt wird.

[20]) Foscarini's und Erizzo's Finalrelationen.

[21]) Erizzo's Finalrelation.

[22]) Zeno. 18. Oktober 1740. „Non ben si assicurano questi Ministri „dell' Elettor di Sassonia Rè di Polonia" . . .

[23]) Foscarini's Finalrelation.

[24]) Am 28. Febr. 1732 schrieb Karl VI. eigenhändig an Franz von Lothringen: „daß best aber bei den Konig ist ein gut vndt aufrichtigs herz, welchs „E. L. auch werdten gefundten haben" . . .

[25]) „Und weilen der König von Preußen nicht zufrieden ware, daß der „hiesige Hof mit minderen Verlust, als Er nicht vermuthet, sich aus dem fürgewesten Krieg mit Frankreich herausgewicklet; So ware Er bedacht, durch den „Ihme ganz ergebenen und in Rußland viel vermögenden Graf von Ostermann „entweder ihn, den hiesigen Hof, in einen neuen Krieg zu verwicklen, oder mit „Rußland zerfallen zu machen". Bartenstein. Traurige Gedanken über den Zustand des Erzhauses Oesterreich. Mscrpt. Hofbibliothek. Und später sagt ebendaselbst Bartenstein, daß „geheime preußische Anhänger schon damals damit um„gegangen, das Erzhaus immer mehr und mehr, auch so zu schwächen, daß bey „sich ergebender füglicher Gelegenheit die Protestirende desto leichter die Ober„hand gewinnen möchten. Wenigstens ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß bey „Grafen Seckendorff und Baron Schmettau jetzgedachte Absicht schon damals „obgewaltet, diese beede aber andere, bei welchen allein Ehrgeiz und Diensteyffer „stattgefunden, auf schädliche Irrwege mitverleitet haben" . . .

[26]) Erizzo's Finalrelation.

[27]) Kronprinz Friedrich von Preußen an Herzog Franz von Lothringen. (Ganz eigenhändig). St. A.

„Monsieur

J'ai été sansible autans qu'on peu l'estre au souvenir de Vostre Altesse Roialle; je souhaiterais que tout les mois une de mes Dames ses soeurs se Mariassent afein que j'eusse le plaisir de resevoir plus souvent de ses nouvelles; Elle peu compter que je m'interesse vivement à tout ce qui la Regarde, et que rien ne peut lui arivér d'agreable dont je ne me rejouisse comme si cela m'arivoit à moi même.

je la felicitte de tout mon coeur sur les promesses de Madame sa soeur ainée avec le Roi de Sardaigne. il n'est point de bonheur que je ne Lui souhaite comme il n'en est aucun dont elle ne soit dignie.

je me suis aperseux comme V. A. R. que nostre correspondance langisoit depuis un certain tems, mais on ceroit assés ambarasé de dire à quoi il a teneux qu'elle ne fut plus animée; j'assure V. A. R. que de mon cote je ne negligerai rien pour qu'elle devienne plus frequente et plus vive; qu'Elle ne m'aqusse donc plus de Legereté à son égard; l'estime que j'ai pour Elle ne se dementira de ma vie. il sufit de La conoitre pour ne Lui pouvoir refuser Son amitié ni son coeur.

Ce sont les sentimens avec lesquels je suis inviolablement

Monsieur

Vostre tres humble
Cousin et serviteur
Frederic".

a Remusberg ce 5. Febr. 1737.

[28]) Zeno. Simmering, 25. Juni und 9. Juli 1740.

[29]) Kaiserin Elisabeth an ihren Neffen Ferdinand von Braunschweig. Wien, 28. Sept. 1740. Eigenh. St. A. . „je vous felicite des bontes et amitié „que le Roy vous témoigne; rendes-vous en de plus en plus digne pour ne „rien opposer a votre carriere . . . . . gagné moy l'affection du Roy, je

„l'aurois deja s'il savoit avec quel attachement et admiration de ses belles „qualités et maximes je l'aime“ . .

[30]) Erizzo's Finalrelation.

[31]) Finalrelation . . . . „si conosce con l'esperienze, che perseverando „in esso le massime paterne, e scordatosi affatto, che doveva singolarmente „all' Alleanza stabilita nel 1703 con l'Imperatore Leopoldo il considerabile „augumento del suo dominio, egli in sostanza senza ponersi in pena di „osservare alcuna legge non pensa che a promovere per tutte le vie il suo „interesse. L'essersi poi preso a nome del suo Ministro l'Investiture nel „momento che non solo machinava di muover l'armi, ma che aveva già sta- „bilita una lega per poterlo eseguire, è stato un passo così avanzato e così „lontano da quelle onestà, con che pare che li Prencipi abbino a regolarsi, „che questo ha dato motivo in aggiunta a tante cose precedenti che se ne „concepisca una pessima opinione, e che si comprenda, che non vi è addito „di far alcun fondamento sopra la di lui amicizia. Egli però con difficoltà „potrà nuovamente rimettersi in una sincera corrispondenza con Cesare, e le „di lui direzioni saranno sempre osservate con gelosia, supponendosi ch'esso „niente curando i più sacri impegni, miri unicamente a constituirsi più po- „tente, e che perciò coglierà tutte l'opportunità, onde rendersi Padrone del „rimanente dello stato di Milano, del quale fortunatamente ne possede in „ora una così considerabile parte“.

[32]) Zeno. Simmering, 18. Okt. 1740.

[33]) Testament vom 18. Okt. 1740. St. A. Vom Kaiser selbst, dem Großherzoge von Toscana, Sinzendorff, Starhemberg und Bartenstein unterzeichnet.

[34]) Zeno . . 18. Oct. . . „Pur troppo si prevede la separazione di si „vasta Monarchia, che da se medesima, mancato il capo, non potrà „reggersi“ . . . .

Viertes Capitel.

---

[1]) Nach dem Berichte des Grafen Podewils an König Friedrich vom 18. Jänner 1747 (Sitzungsberichte der Akad. der Wissensch. V. 486), den Berichten der venetianischen Botschafter und sonst zerstreuten handschriftlichen Bemerkungen der Zeitgenossen.

[2]) Zeno. 21. Okt. 1740.

[3]) Robinson an Lord Harrington. 22. Okt. 1740. Bei Coxe. II. 226.

[4]) Zeno. 20. Okt. 1740 . . „mormorano pur troppo delle voci tumul„tuanti non convenire al decoro della nazione esser governati da una donna „et esigere l'interesse commune essere dominati da un Prencipe Alle„manno" . . .

[5]) Zeno. 26. Nov. 1740.

[6]) Zeno. 5. Nov. 1740. „Sin 'ora passa il nuovo dominio con mira„bile armonia e tranquillità". Und am 19. Nov. 1740 schreibt Zeno: „Ven„gono tutto giorno dalle provincie le relazioni degl' omaggi prestati, ove „tutto passa con armonia ammirabile e quasi inaspettata. È riuscito d'im„primere ne' popoli esser loro interesse, mantener la Monarchia unita e non „separarla. Sin che dura questo spirito, giova sperare continui la tranquillità, „et uniformi vadino i consigli".

[7]) Zeno. 20. Okt. 1740.

[8]) Graf Tarouca an den Grafen Friedrich Harrach. 14. Dez. 1740. „La Reine et le Grand Duc sont . . . . remplis de courage et travaillent „d'une assiduité que l'on ne pouvoit bonnement attendre d'eux".

[9]) Tarouca an Harrach. 17. Dez. 1740 . . . „la Reyne se refuse le „temps necessaire pour son sommeil et nourriture" . . Archiv zu Czech.

[10]) Tarouca an Harrach. 14. Dez. 1740 . . . „La Reyne et le Grand „Duc sont d'une douceur et attention envers tous les Ministres et sujets „comme s'ils se trouvoient bien servis et au comble des prosperités" . . .

[11]) Tarouca an Harrach. 2. Nov. 1740.

[12]) Tarouca an Harrach. 16. Nov. 1740. „Notre adorable Maitresse „joint à la douceur la plus gracieuse une egale fermeté".

[13]) Zeno. 5. Nov. 1740. „Usa nel rispondere maniere dolci et obli„ganti, di modo che pienissime risuonano le voci d'applauso e di laude".

[14]) Tarouca an Harrach. 2. Nov. 1740. „Dieu en soit loué, la Reyne „et le Grand-Duc n'ont qu'un coeur et un esprit". Und Zeno schreibt am 26. Nov. von Maria Theresia: „La Regina infatti mostra animo veramente „grande e Reale: Dando particolare risalto agl' attenzioni, gli vengono prat„ticate, non risparmia travaglio e vigilanza, onde rendere contenti i Sudditi „et affezionarseli. Simile coltura per l'interno paese, quantunque necessaria, „et utile a se medesima, è per altro sempre una graziosa clemenza della „Sovrana, che forma favorevoli auspicij alla continuazione del suo Regno" . . .

[15]) Zeno. 29. Okt. 1740. „Il Gran Duca tenta in ora il grande es„perimento alla sua grandezza. L'Arciduchessa lo ama teneramente e cerca „ad ogni modo la sua esaltazione all' Impero".

[16]) Zeno. 16. Nov. 1740. „Il Maresciallo Palfi fù spedito in Unghe„ria con titolo di Maresciallo Tenente Generale, titolo per lui molto onori„fico e specioso. Beneficar le persone di credito e ben affette fù sempre „una delle grand'arti de' Monarchi. Al Palfi s'è lasciata quasi dispotica „l'autorità di condur le disposizioni del Regno nelle maniere dalla sua pru„denza credute più adattate et opportune". . .

[17]) . . . quoyque je ne sache pas un seul Prince en Europe qui soit „moins endetté que nous, si ce n'est le Roy de Prusse et celuy de Po„logne", schreibt Tarouca an Harrach am 14. Dez. 1740.

[18]) Zeno's Berichte vom 29. Okt. und 5. Nov. 1740. Depeschen an Fürst Liechtenstein und Wasner in Paris vom 2. und 5. Nov. 1740. St. A.

[19]) Noch am 14. Jänner 1741 schreiben Zeno und Capello der Signorie: „Non trascureremo a V. V. E. E. le confidenze quasi universali del Mini„stero nella buona fede del Cardinale di Fleury, onde non sia egli per „offuscare negl' ultimi anni di sua vita la gloria del proprio nome man„cando di fede al trattato 1736, opera, com' è noto, tutta sua, e per la „cui observanza s'espresse nei termini più ampli e nelle asseveranze più „sacre". . .

[20]) Cardinal Fleury an Fürst Liechtenstein. Fontainebleau, 1. Nov. 1740. „Vous savés la confiance et les bontés dont S. M. I. m'honoroit, et je n'en „perdrai jamais le souvenir. J'en crains les suites qui ne pourront qu'aug„menter mes peines, mais je ne suis occupé dans ce moment que de la „perte d'un Prince pour lequel j'avois un veritable attachement. Le Roy „observera fidelement tous les engagemens qu'il avoit pris avec votre Cour „et vous reconnoitrez de plus en plus la bonne foy de S. M.". . . .

[21]) Wasner an Sinzendorff. Fontainebleau, 6. Nov. 1740. St. A. . . . „wegen deren mir eingeschickhten vorläufigen Notificationsschreiben J. M. der „Königin an den König hat unß der Cardinal gemeldet, daß gleichwie dießes

„ein neuer oder wenigstens lang nicht ereigneter Casus seye, man allhier nöthig „findete, in ihren Archiven nachsehen zu lassen, welches sie auch bereits anbe- „fohlen hätten, und unß mithin eine antwort zu geben morgen oder übermorgen „hoffeten, wo indessen der Cardinal unß noch disen Morgen versichert hat, „wie er sehr entfernet seye, unß hierüber eine mauvaise chicanne zu machen. „Was das Haubtwerkh anbelangt, haben Sie Ministri unß wiederholter mahlen „versichert, que le Roy se tiendroit fidellement à ses engagements" . .

[22]) So schreibt auch der als Bevollmächtigter des Großherzogs von Toscana in Paris anwesende Marquis Choiseul de Stainville an den Grafen Richecourt am 14. Nov. 1740: „le malheur affreux qui vient de nous arriver est „un coup de foudre pour moy, mais je vois un subjet de consolation en ce „pays-cy, car il me paroist et mesme j'en suis sure, qu'on est à cette Cour „décidé pour suivre ses engagements". St. A.

[23]) Zeno und Capello. 14. Jänner 1741. Sie sagen von Fleury: „Il „Duca di Lorena non sa temerlo, e solo il Conte Gundacaro Starembergh fra „Ministri mostra diffidenza dell' accertezza del Cardinale, e la teme".

[24]) Wasner an Sinzendorff. Paris, 12. Nov. 1740. St. A.

[25]) Berichte Liechtenstein's und Wasner's vom 21. und 24. Nov., dann 2. und 5. Dez. 1740. St. A.

[26]) Zeno. 12. Nov. 1740.

[27]) Zeno. 3. Dez. 1740. „Li Termini non possono essere nè più obli- „ganti, nè più cortesi. Dall' assistenze del defonto Cesare riconosce il Rè „Augusto la Corona di Polonia, ne volle punto titubare ad eseguire fedel- „mente quella garantia che allora promise".

[28]) König Friedrich an Maria Theresia. Berlin, 5. Nov. 1740. St. A.

Fünftes Capitel.

¹) Bericht des Residenten von Demeradt an Maria Theresia. Berlin, 29. Okt. 1740. St. A. „Worbey doch von gefährlichen absichten auf ein stuck „des herzogthums Schlessien und sich in Rang zur Kays. würde zu setzen, will „gemurmelt werden".

²) Selbst unter den neueren preußischen Geschichtschreibern bricht sich nach und nach diese Anschauungsweise Bahn. Der Unbefangenste aus ihnen, Stenzel, gesteht in seiner Geschichte des preußischen Staates Bd. IV. S. 103—110 die Richtigkeit derselben mit rühmenswerther Unparteilichkeit zu.

³) Botta's Bericht vom 6. Dez. 1740. St. A. „viel weniger er sich zu „demjenigen verbunden erachte, was sein abgelebter Vatter über sich genohmen „hätte" . . . .

⁴) Maria Theresia an König Friedrich. Wien, 9. Nov. 1740. St. A. „Was an Ewer Maj. von meines Gemahls Liebden eygenhändig unter einstem „abgehet, veranlaßet mich, mein ersuchen mit dem seinigen zu vereinbahren. Die „von E. M. hierunter erwartende große gefälligkeit wird mich gewiß nicht min„der als ihn selbsten zu unvergeßlichem Dank verbinden. Mir kan die viele „vermögenheit E. M., umb zu dessen behuf die bevorstehende reichssatzungsmäßige „Kayserwahl glücklich ausfallen zu machen, nicht verborgen seyn. E. M. belieben „sich dahero gesichert zu halten, daß dargegen bey jeder sich fügender gelegenheit „an vollständig erkantlicher erwiedrigung auch Meinerseits nichts erwinden „lassen werde; wie Ich dann mit ausnehmender freundschaft und hochachtung „verbleibe" . . .

⁵) Zeno und Capello. 10. Dez. 1740. „Sull' oscure intenzioni del Rè „di Prussia tendenti sempre a qualche violenza sia l'una o l'altra v'è chi „crede abbi egli qualche mira sopra la città di Norimberga. Questa è una „città libera ma circondata da Stati dell' Elettor di Baviera, che quasi la „racchiude. Sofferse altre volte dall' Elettor non leggiere agitazioni. Il Rè di „Prussia che nè pretende la prottezione, sul specioso pretesto di prevenirla „dagl' insulti, e diffenderla, non sembra impossibile miri ad occuparla il

„primo. Spiace infinitamente che questo Monarca, da cui eran da principio „uscite espressioni si obliganti et amichevoli verso la Regina, sia egli il mo- „vente ad eccittar torbidi, et a minacciar violenze".

6) Berichte Botta's vom 29. Nov. und 1. Dez. 1740. St. A.

7) Botta's Bericht vom 6. Dez. 1740. St. A. „würden Sie in der That „zu empfinden haben, daß seine absichten auf keine weiß zu Ihro nachtheil ge- „reichen solten".

8) Voriger Bericht. „ich habe leyder mehr als eine ursach E. K. M. zu „versicheren, daß sein unumbstößlicher Vorsatz und absicht seye, sich in gewalt- „thätigen besitz Gott weiß von wie viell Fürstenthümbern des Schleßischen Lands „zu bringen und hernach die huldigung davon in seine Person ablegen zu „lassen".

9) Maria Theresia an Graf Ostein. Wien, 19. Nov. 1740. St. A. . . „Zur sachen mehrerer erleutherung hast Du zu wissen, daß Niemand weniger „als Preußen zu trauen ist; dann ob sich gleich von dort auß nach dem ersten „schein derer wörter zu all gutem anerbothen wird, so wird Jedoch sothanem „anerbiethen die bedenckhliche Clausul beygeruthet, daß man dafür eine der „supponirten grösse der gefahr proportionirte werckthätige anständigkeit suchen „würde, nicht undeutlich auf die überkommung eineß stuckhes unserer Erblanden „abzihlend. Es wird sich annebst auf eine solche arth in nahmen besagten Hofes „geausseret, alß ob es ohne dessen Beystandt um unser Hauß gethan wäre und „wir gleichsam noch frohe sein müsten, durch den Verlust eines ansehentlichen „stuckhes den überrest zu retten" . . . .

10) Maria Theressia an den Grafen Ostein. Wien, 30. Dez. 1740. St. A.

11) König Friedrich II. an Maria Theresia (Ganz eigenhändig). St. A

à Berlin ce 6 de Dec. 1740.

„Madame Ma soeur.

Le Marquis de Botta m'a remis la lettre de Votre Majesté, et j'ai été charmé de voir une personne à qui je pouvois confirmér les sentimens de la haute estime que j'ai pour la personne de Votre Majesté.

J'ai donné les Ordres necessaires à mon ministre de bork d'Instruire Votre Majesté de la pureté de mes Intentions, Je me flatte qu'Elle sera contente de Ma façon d'agir Et qu'Elle vera par là que je me ferais un vrai plaisir d'entrer dans ses vues, esperant que cela sera ressiproque de son coté.

Je suis avec tout les sentimens de la plus parfaite estime

Madame Ma Soeur

De Votre Majesté
le bon frere
Federic".

König Friedrich II. an den Großherzog Franz (Ganz eigenhändig). St. A.
à Berlin ce 6 Dec. 1740.

„Monsieur mon Cousin.

J'ai reseu avec bien du plaisir la lettre que Votre Altesse Royalle m'a fait le plaisir de m'ecrire. Vous veréz que la pureté des mes bonnes Intentions se raporte entierement a Vos Idées, et j'ai donné des Ordres tres precis à mon Ministre de Borck, d'instruire V. A. R. du projet que j'ai formé pour Vous; Je suis sur que lorsque Vous l'auréz bien pezé, vous conviendréz que c'est l'unique practicable dans les conjonctures presentes, et Vous Veréz par la que je ferai tout ce qui dependra de moi pour Vous prouvér que mon amitié et la Haute estime que j'ai pour Votre Altesse Royalle ne lui sera pas inutille, mais je vous conjure de ne point pressipiter Vos Jugemens et de ne les determinér qu'apres avoir bien aprofondi les causes pures et indispensables qui m'ont fait agir d'une façon convenable à ce que vous désiréz de moi.

Je suis avec la plus parfaite estime

Monsieur Mon Cousin

de Votre Altesse Royalle
les tres parfait
ami et cousin
Federic".

[12]) So nennt ihn Friedrich's Creditiv vom 8. Dez. 1740. St. A.

[13]) Botta an den Großherzog. Berlin, 9. Dez. 1740. St. A. „Devo „informare V. A. R. qualmente hieri a mezza notte fù mandato da questo „Re di Prussia alla mia casa il Marchese Weren, Ten. Col. del Regg. „Truxses con ordine di dovermi avertire che mi aspettava a Palazzo alle „ore 10 del giorno d'oggi, come non ho mancato d'eseguire, ed essendo ve„nuta la Maestà del Re a ritrovarmi nella stanza assegnatami, cominciò per „dirmi se volevo darli parola di non parlare a persona vivente di quanto „era intentionato manifestarmi. Io li risposi che non sapevo a qual fine „dovesse servire una tal cognizione, quando non potevo farne uso alla mia „Corte; egli mi soggionse che a V. A. R. solo mi permetteva farne inteso, „e questo di proprio pugnio; fù donque in contrasegnio di tal parola data „la mano reciprocamente. Alora cominciò a dirmi che le di lui intentioni „per la Regina e V. A. R. erano sempre quelle si era espresso, ma che non „poteva adosarsi di tutti li nemici della casa d'Austria, come li constava „essere la Baviera e Sassonia e tant' altri senza la propria convenienza; „onde voleva bene informarmi della risoluzione presa di passare con la „propria armata in Silesia (come buon amico) non solo per imposesarsi di „quei distretti credeva aver ragione di pretendere, ma d'accrescer forza alli „proprij diritti, offerendosi in tutto e per tutto alla nostra difesa, con im„piegare tutte le di lui forze a porre la Corona Imperiale sopra il capo di „V. A. R. e difendere il pacifico possesso di tutti li altri Stati ereditarij „alla Regina, agiongiendo per sicureza di quanto avanzava quelle potenze

„avrebbe creduto la Regina necessarie a garantire l'esecuzione della propria „parola, e che aveva risolto spedire il Baron Gotter a Vienna aciò parlasse „ne medesimi termini; già che il Baron Borg non aveva pienamente sodis-„fatto alle proprie intentioni essendo fuori di se per li debiti aveva in „Vienna".

„Io dovuto osservare un profondo silentio sino alla fine, essendomi „stato così determinato dal Re prima di cominciare il discorso qui sopra acce-„nato. Cominciai donque per dirli che non mi era inganato nel crederlo „portato per la Regina mia Sovrana, e pronto ad impiegarsi per la Corona „Imperiale per l'Altezza V. R., e che non ostante d'esservi in Vienna molti „che suponevano esser un puro Eroismo quello lo portava a pensare tanto „vantagiosamente, vedevo ora chiaramente volere unire con la nostra sicu-„reza il proprio vantaggio, ma che con una piena sincerità mi prendevo la „libertà di farli rifletere che per ora ne Sassonia, ne Baviera pensava ad „incomodarci; e che quando Sua Maestà volesse solo esser spetatore, avrebbe „veduto che la mia Sovrana sapeva difendersi contro entrambi, non ostante „che dificilemente avrebbero saputo acordarsi anche fra loro, ma che ardiva „avanzare di vantagio dicendoli che se S. M. Prussiana fosse dal nostro „bisognio obligato di esporre le proprie truppe e danaro per socorerci contro „chi avesse tentato offenderci, ero più che certo, che la mia Sovrana non „avrebbe ricercato mai il di lui soccorso senza non avesse a proportione ri-„trovata la dovuta convenienza, ma che lo supplicavo riflettere all' incontro „che l'entrare armata manu ne paesi ereditarij senza esser adimandato „era non solo infranta la Pragmatica Sanzione, ma tutta l'Europa doveva „attribuire le consequenze nè nascerebbero alla di lui non mai intesa risolu-„zione, e che lo scongiuravo per il commun bene a non entrare in Silesia, „potendo ben comprendere che un simil tratamento non era sin ora cono-„sciuto, ne soferto dalla Casa d'Austria, ma che anzi sarebbe il modo più „accertato per distrugiere il suo propria sistema quale era di vivere in buona „intelligenza con la Regina".

„Io non posso negare di avere con queste ed infinite altre ragioni „mosso l'animo di questo Re alla riflessione . . . ma pur troppo posso assi-„curare V. A. R. che con tutto questo Re conosca le fatali consequenze „puonno nasciere, nulla di meno non vedo come sarà possibile l'impedire „l'esecuzione del progietato" . . . .

[14]) Botta an die Königin. Berlin, 10. Dez. 1740. St. A.

[15]) Der Großherzog an Botta. Wien, 15. Dez. 1740. St. A. „. . Le „plan que le Roy vous a confié est tel que bien loing d'assurer le repos on „feroit naitre par là des troubles dont il est difficil de prevoir la fin et les „consequences. Tout est et restera tranquil s'il ne vouloit pas entrer à „main armée dans un pays ami et voisin, car apres tout ce qui a paru des „pretensions non fondées de la maison de Bavière, il n'est pas croyable que „l'Electeur de ce nom ose rien entreprendre par la voye des armes, à moins „que le feu ne soit allumé autre part; en tout cas on ne seroit pas fort „embarassé".

„Il est vray que le Roy de Pologne a paru d'abord mecontent de „ce qui s'est fait au sujet de la corregence, mais comme ni l'intention de „la Reine ni la mienne n'a jamais été de donner la moindre atteinte à la „pragmatique sanction, je ne sçaurois douter que conformément aux assurances „qu'il a renouvellé depuis, il ne remplisse les engagemens contractés pour „la maintenir d'autant plus que son propre interest demande de s'opposer aux „pretensions de la Bavière. La France continue de la manière la plus satis- „faisante qu'elle remplira les siens à tous égards; ils ne tendent qu'au „maintien du repos, et nullement au prejudice de qui que se soit. Les sen- „timents de l'Angleterre et de la Hollande pour le meme maintien sont „assés connus à la Cour ou vous êtes, et les dispositions de la Russie sont „telles que nous le pouvons souhaitter. Nulle apparence que le Roy de „Dannemarc voudroit s'eloigner du traitté d'alliance conclu avec feu S. M. J.; „enfin les mouvements des Persans joints à la disette extreme qu'on souffre „à Constantinople assurent le repos du coté de l'Orient".

„Il ne vous sera donc pas difficil de convaincre par toutes ces con- „siderations le Roy de Prusse, que bien loing d'avoir des egards pour les „interests de la Reine et les miens, ce seroit agir directement contre; c'est „leur porter le coup le plus sensible, que d'executer le plan qu'il vous a „confié".

„Comme vos reponses ont été conformes a ce que j'ay exposé jusqu'ici, „je les approuve, mais je ne puis me dispenser d'y ajouter encore, que je „ne comprens pas comment d'un coté on peut nous supposer des engage- „ments avec la France qui marquassent de la partialité contre le Roy de „Prusse, et de l'autre croire que nous avons tout à craindre de cette meme „Couronne. Vous sentés assés que l'une supposition n'est pas combinable „avec l'autre . . . . Je me flatte que ces raisons seront plus que valables „pour porter le Roy de Prusse a se desister de la marche de ses troupes „et à ne pas entrer en pays ami et voisin à main armée, démarche qui du „jugement de tout l'univers seroit censée egalement contraire au droit des „gens et aux constitutions de l'Empire et dont je le crois absolument in- „capable" . . . .

Schon in dem Reſkripte der Königin an Botta vom 8. Dez. kommt die Stelle vor: „Wir melden wohlbedächtlich, daß wir ſolches weder glauben können „noch wollen; dann wie iſt möglich ſeinen Nachbahren von darumben feindlich „anzugreiffen, weile er die ihme anbiethende hülfe nicht nötig zu haben glaubt, „mithin mit abbruch ſeiner ruhig beſitzender Länder nicht erkauffen will, zugleich „aber auf das freundſchaftlichſte dahin ſich erkläret, daß wann er gegen ander- „wärthige feinde ſie anzuſuchen nöthig haben ſollte, er ſich darüber der billigkeit „nach alsdann einverſtehen würde". St. A.

[16]) Großherzog Franz an König Friedrich II. (Eigenhändiges Concept. oben ſteht: expedié le 15 Xbr). St. A.

„j'ay resu hiere au souar la letre de V. M. du 6 Xb., par ou gi voy la continuasion de ses santiman pour la Rene et de son amitie poure moy dans les terme les plus fore: son Ministre de Borque ne ma pas enstrui

encore du proget quel a premedite: mes j'apris hiere fore tare pare un letre du Mis de Bota a ma grande surprise que se proget avet pour bas lantre les arme a la men en silesi et la posesion d'une parti de cet prouence: il lui sera esse de juge combien un parelieu demarche a lieu de me surprandre, surtou en en antandans parle poure la premiere foy et aprenan en meme tan l'execusion san i avoyre done en rien oquasion et de voyre alume pare elle meme un feux quil avet paru quel cherchet aveque tande souen devite:

la difigulte pour ne pas dire enposibilite de negosie sure de parelieu base lui sera ese de conprandre, et je croy que se seret plus tos i metre un empecheman absolu et ronpre un sisteme qui aiān pour bute le repo publique, pouret avoyre bien du bon:

je lui ecrit tout cesi aveque ma franchise ordinere et ne souet rien tan que d'etre biento an etta de lui ecrire de plus san que lon soufre oqune violance de sa pare, ce que lon ne pouret pas soufrir:

poure mon particulie je remersi V. M. des santiman quel me temoynieu et lasure dune reconesanse parfet: je charge le General Bota de luy parle plus en detalieu sure tout ce quil ma ecrit de sa pare et suis" . . .

17) Maria Theresia an Botta. Wien, 15. Dez. 1740. St. A.

18) Maria Theresia an Botta und Demeradt. Wien, 18. Dez. 1740. St. A. Dem Marchese Botta war jedoch schon am 9. Dez. hierüber eine Andeutung aus Wien zugekommen, und er hatte an demselben Tage, an welchem seine förmliche Abberufung in Wien ausgefertigt wurde, dem Könige seine bevorstehende Abreise angezeigt. Der aus Milkau vom 20. Dez. 1740 datirten Antwort fügte König Friedrich folgende Zeilen mit eigener Hand hinzu: „Je „suis bien faché que vous soyez venu à ma Cour dans un tems où il paroit „que la Reine votre Maitresse ne soit pas intentionnée de se preter a mes „idées et d'acceder à mes bonnes intentions; cela ne diminuera cependant „en rien de l'estime et de la consideration que j'ai et que j'aurai toujours „pour votre personne".

19) So schreibt am 14. Dez. 1740 der dem Hofe so nahe stehende Graf Tarouca an Graf Friedrich Harrach: „Le Roy de Prusse entre peut être à „l'heure qu'il est dans nos provinces" . . . Archich zu Czech.

20) Conferenzprotokoll vom 23. Nov. 1740. St. A. „Sicher ist daß man „ehender von Preussen als von Franckreich eine feindseeligkeit zu befahren habe, „und jener Hof sich nicht anderst als durch solche mittel gewinnen lasse, welche „eines theils gantz gewiß zum abbruch und schmälerung dero getreuester Erb„landen, auch nachtheil der Religion ausschlagen, anderntheils aber ein Universal„kriegsfeuer in Europa anzünden würden. So wenig also gleich einige Zag„haftigkeit hierunter hervorblicken zu lassen rathsam sein kan, eben so wenig kan „auch für vortragend erachtet werden, einige natürliche und thunliche Vorsorge „ausser acht zu lassen, umb sich gegen die wiedrige Preussische absichten zu ver„wahren".

21) Maria Theresia an Graf Ostein. 30. Dez. 1740. St. A.

[22]) Raumer's Beiträge. Friedrich II. und seine Zeit. II. 76.

[23]) Zeno und Capello. 21. Dez. 1740.

[24]) . . „a man of a boisterous and overbearing temper" . . Coxe. II. 23

[25]) Robinson's Bericht vom 21. Dez. 1740 in Raumer's Beiträgen II. 9

[26]) Zeno und Capello. 21. Dez. 1740.

[27]) Maria Theresia an Botta. Wien, 18. Dez. 1740. St. A.

[28]) Zeno und Capello. 21. Dez. Robinson an Lord Harrington. 21. Dez. 1740. Bei Coxe. II. 232.

[29]) Maria Theresia an Botta. 18. Dez. 1740. St. A.

[30]) Voriges Schreiben.

[31]) Robinson's Bericht vom 21. Dez. 1740. Bei Raumer S. 94.

[32]) Vom 29. Dez. 1740. St. A.

[33]) Maria Theresia an den Grafen Ostein. Wien, 30. Dez. 1740. St. A.

[34]) Maria Theresia an Wratislaw. 10. Dez. 1740. St. A.

[35]) Zeno und Capello. 7. Jänner 1741. „L'interesse stimola a ricever „tali avvantaggiosi progetti sù la lusinga d'indur il Rè di Prussia ad assentire „anche alle disposizioni del voto Elettorale di Boemia nel Duca; ma l'onor „della Corte e la gelosia d'offender la Pragmatica Sanzione sono ostacoli „troppo forti onde abbracciarli . . . L'infrazione della Pragmatica è di somma „gelosia, onde non suscitar pretensioni . . . e le prime cessioni son quelle „a 'quali sopra agl' altre ripugna il naturale istinto" . . .

[36]) Bartenstein's Anmerkungen über die Sitzung der Conferenz vom 18. Dez. 1740. St. A.

[37]) Capello's Finalrelation. „La cecità con cui gli Austriaci si tene„vano tenacemente appoggiati alla fede de' Francesi, non fù giammai baste„volmente riconosciuta, ne si è potuto vavvisare da qual pregiudizio, o forse „da quale malizia fosse stata proddotta. Infatti nello stesso tempo, in cui „cominciavano a scuotersi, ed a temere, e nello stesso momento, ne quale „il Baron Vasner da Parigi scriveva liberamente qual fosse il dissegno della „Francia, e qual turbine sovrastasse, ho sicuri riscontri, che li Ministri in „Vienna, anzicche laudare la prevenzione, e prevalersene, la imputavano ad „inganno, od a passione di quell' ottimo Segretario".

[38]) Robinson's Bericht bei Raumer. 94.

[39]) Zeno und Capello. 21. Dez. . . . „fermatosi due soli giorni in „Vienna, s'è hieri col pretesto di prender i bagni di Baden, per i quali non „pare opportuna la stagione, ritirato a quella parte in attenzione per quanto „si crede delle risposte della sua Corte" . . .

[40]) Vom 26. Dez. 1740. St. A.

[41]) Circularrescript Maria Theresia's an die österreichischen Gesandten. Wien, 6. Jänner 1741. St. A.

[42]) Voriges Reskript. Aufzeichnungen Bartensteins vom 3. Jänner 1741.

[43]) Robinson's Bericht vom 4. Jänner 1741. Bei Raumer S. 99.

[44]) Capello's Finalrelation. „Prima però di progredire a descrivere „i consigli della Conferenza di Vienna, debbo render ragione ai sentimenti „molto differenti della Regina, i quali in questa, ed in molte altre occasioni „furono opposti e contrarj. Più volte si compiacque, riguardandomi qual „persona di nessuna consequenza, confidarmeli, e conobbi, che l'umiltà e „diffidenza, con cui pensa di se stessa troppo frequentemente, la pregiudica. „Un giorno dolendosi di non aver seguito il proprio consiglio, osai ricercarne „la ragione, giacche l'aveva concepito giusto, ottimo, anzi necessario ai suoi „interessi. Rispose che tale lo riconosce dall' esito, ma che quaetunque tale „pure li sembrasse, quando voleva preferirlo, si sovveniva l'età e l'inesperienza „propria, onde doveva temerlo erroneo in faccia alla differente opinione di „esperimentati vecchi Ministri dell' Augusto suo Padre. Perilche uniforman„dosi la Maestà Sua ricusò qualunque ulteriore discorso sulle esibizioni del „Re di Prussia, e si accinse ad intraprender la guerra; anzi fù cosi costante „ad eseguire l'opinione de' suoi Ministri, che continuò a ricusare le successive „esibizioni, che sino alla prima battaglia di Malovitz li Prussiani, o imme„diatamente, o col mezzo degli Anglollandi avvanzavano alla Corte di „Vienna".

[45]) Robinson's Bericht.

[46]) Conferenznoten vom 18. Dez. 1740 . . . „in nöthen müsse man etwas „sacrificiren. Die sach wäre periculis plena" . . .

[47]) Conferenznoten vom 28. Dez. 1740 . . . „so könne man nicht bleiben, „entweder etwas an Preußen cediren oder brechen" . . .

[48]) . . „seye keine frag ob man brechen solle. Er habe genug gebrochen, sondern nur ob man ihn solle schalten und walten lassen" . . .

[49]) Die Erklärung, in französischer Sprache abgefaßt, ist vom 5. Jänner 1741 datirt. St. A.

[50]) König Friedrich II. an den Großherzog Franz (Ganz eigenhändig). St. A.

à Wutsch ce 12 de Janv. 1741.

„Monsieur Mon Cousin.

J'ai vû avec un veritable chagrin que V. A. R. avoit pris si mal les contestations d'amitié que je lui ai faites, et que malgré la Justisse de mes droits la Reine Votre Epouse ne vouloit avoir aucun egard à l'Evidence de mes pretentions sur la Silessie, j'avoue que je suis au desespoir d'être dans la Nessesité d'agir en Enemi envers un prince dont je me fesois gloire d'etre le plus ferme apui, Je veux etre Inocent de tout ce qui s'en poura suivre, mais puisque Vous Interprettez si mal mes Intentions, il ne sera plus à moi de guardér des mesures, et ce qui me fait le plus de penne, est de voir que je serai obligé de faire malgré moi du mal à un prince que j'aime

et que j'estime et pour le quel mon coeur sera toujours porté quand meme mon brad seroit obligé d'agir contre lui.

Je suis avec un tres parfaite estime

Monsieur Mon Cousin

de V. A. R.

le tres affectioné

ami et cousin

Federic."

[51]) Großherzog Franz an König Friedrich II. (Eigenhändiges Concept s. d°.) St. A.

„j'ai resu la lettre de V. M. du 12. Janvier par ou j'ay voy le faux „suposé ou V. M. et de croyre que je nes pas reconnu com je doy les con-„testasion damitie quel ma fai fere en tant doquasion et de realité des quel „j'ay cette et je suis meme encore entieremen persuadé, conessan V. M. et „je la prie de ne pouan faire entrer en tout cesi du personel lequel je la „peut assurer niantre de mon coté en rien ocontrer je conservere toujoure la „fason de pance poure moy dans ma memoire: et jespere qu'une gere (guerre) „par reson detta ne changera en rien ses santiman personels poure moy „omouen je troue de mon cote la chose tres fesable et je lasure que je „restere toujoure aveque les santiman pour elle d'amitie et de respect quelle „me conet et suis."

Sechstes Capitel.

[1]) Zeno und Capello. 21. Dez. 1740.

[2]) Zeno. 10. Dez 1740. „Egli è . . . si abbattuta d'animo e di forze, „che pare ad altro non aspiri che a finire con onorata tranquillità i suoi „giorni". .

[3]) Zeno und Capello. 21. Dez. 1740. „Il Duca di Lorena, di cui il „Conte Naibergh fù Governatore, ha voluto in questa prima occasione di- „mostrargli la propria gratitudine ed estimazione, che ha di sua persona, „et onde rilevarlo da quella sfavorevole opinione in cui era fatalmente ca- „duto, ha nuovamente cercato di far risplendere il suo nome".

[4]) Zeno und Capello. 31. Jänner 1741. „Gran fiducia ripongono nelle „proprie milizie, e benchè grande e vittorioso sia il numero delle prussiane, „non si dubita che inesperte nella guerra, non abbiano a ritirarsi e aban- „donare la Slesia tosto che gli si presentino gl' Austriaci". Und am 4. Feb. schreibt Capello: „universali sono le confidenze di battere li nemici „e ricuperare la Slesia."

[5]) Conferenznoten vom 6. und 28. Dez. 1740. St. A.

[6]) Capello. 28. Jänner 1741 . . . „Browne celebra et esalta la dire- „zione del Colonello Rot". .

[7]) An Feldmarschall-Lieutenant von Lentulus. K. A.

[8]) Capello. 4. Febr. 1741. „Le direzioni di quel Rè sin ora non „denotano voglia egli sostenere tutta la conquista, anzi che richerchi mezzi „per convenire e sottrarsi dagli pericoli, che gli sovrastano. Devastate le „campagne, fece egli trasportare gl'animali tutti nella Prussia. Nel suo ri- „torno fece condurre la maggior parte de' giovani in forma di schiavi per „coltivare e popolare le terre del suo Regno". Und am 25. März 1741 schreibt derselbe Berichterstatter: „Sono incredibili o almeno eccedentemente „barbare le loro vestiggie. Doppo li danni sofferti dagl' Ussari, li Priggio- „nieri perduti e le tante prede si sono rivolti a rissarcirsi a quegl' infelici

„Abitanti. Asportano biade, dinaro e gente sin la più nobile, indi rovinano „con incendij gl' interi villaggj".

[9]) Zeno und Capello. 7. Jänner 1741. „La stagione va assai placida, „e pare favorisca i dissegni del nemico, il di sui esercito profitta di quest' „estraordinario vantaggio".

[10]) Neipperg an Lentulus. Wien 21. Jänner 1741. K. A.

[11]) Capello sagt in seinem Berichte vom 4. März 1741 über Browne: „Comosso da zelo e da valore, si duole che l'obbedienza gli faccia perdere „l'opportunità e dia tempo ai nemici di fortificarsi e prevenir il colpo. Non „è possibile trattar la guerra in una provincia e volerla diriggere in tanto „distanza dalle Capitale. La prudenza però di tal comando deriva dagl' „estremi pericoli che sovrastarebbero se battuto fosse e minuito l'esercito „della Regina. Non ancora pervenute tutte le truppe, non scoperti gl' ini-„mici che si temono, nè stabilite l'alleanze che si maneggiano, se gl' Au-„striaci soccombessero, esposta restarebbe la Moravia, come fù fatalmente la „Slesia all' invasioni de' Prussiani, che potrebbero avicinarsi all' Austria e „dar opportunità a qualunque Principe d'invadere l'altre Provincie ove man-„cano li pressidij et ove mancarebbero li soccorsi".

[12]) Capello. 28. Jänner 1741. „Moltiplici e continue intanto sono le „disertioni del loro Esercito, mal pagate le truppe e condotte a forza alla „guerra, composti molti reggimenti di miscuglio de' forastieri, di nazione e „religione diferente, fuggono dal cimento e cercano miglior destino. La „maggior parte di costoro si rivoglievano alla Polonia, temendo resta „priggionieri in mezzo gli stati Austriaci, ma esperimentata la strada da „alcuni ricevuti al servizio e da altri lasciati, anzi muniti con passaporto de' „Comandanti transitar liberamente, molti ne vengono sino a Vienna, e ritor-„nano alle loro famiglie, o in Francia o in Italia".

[13]) Seckendorff an Lentulus. Berneck, 6. Febr. 1741. K. A. „Ich „wiederhole nochmal daß wenn man tausend wohlberittene Hußaren längst „denen Gränzen von der Lausitz in's Brandenburgische ravagiren ließe, es solle „einen großen Allarm im Lande machen, und da den 12. dieses noch vier Re-„gimenter zu Pferd und zu Fuß aus Berlin marschiren und die Armee in „Schlesien verstärken sollen, der König vor seine Person auch selbst und zwar „ohne Escorte bis Crossen gehen wird, so wäre ein Hauptstreich zu machen, „wan man ihn aufheben konnte, welches aber ein Detachement von sechzig de-„terminirten Hußarn, dabey zwanzig verwegene Offizier seyn müßte". .

[14]) Neipperg an Lentulus. Wien, 7. Febr. 1741. K. A.

[15]) Der Prälat von Grüssau an Graf Waldstein. 26. Febr. 1741. K. A.

[16]) Lentulus an Neipperg. Glatz, 28. Febr. 1741. K. A. „Nachdeme . . „seither den 25. dieses von der in Frankenstein erwartenden Ankunft des Königs „in Preußen die Nachricht eingegangen und durch die in gedachten Frankenstein „parat stehende, biß nacher Wartha destinirte Vorspann insoweit, jedoch mit „diesem Unterschied confirmirt worden, daß theils Kundschafften dise Veranstal-

„tung vor dem Grafen Schwerin wißen wolten, so ermangelte nicht sowohl an „den Spleniſchen Hrn. Obriſten Baron von Trips (welcher mit einem Theil „erſagten Regiments in Ober-Hamesdorf und Königshayn gegen Wartha zu „poſtiret iſt) als an deſſen in Gaberstorf gegen Silberberg ſtehenden Hrn. „Oberſtlieut. Baron von Barkoczi die Ordres allſogleich zu ſtellen, damit jeder „ſeine beyhabende Mannſchaft zuſammenziehen und auf beeden ſeithen jenſeiths „unter dem Gebürge mit gehöriger precaution in Wäldern verſteckter den an- „kommenden König oder . . Schwerin abwarten, mithin auf alle mögliche weiſe „einen Streich beyzubringen trachten mögen. Worauf zwar diſe beede Com- „mando den 25. Nachts ausgerucket, hingegen weilen den 26. nichts verſpühret „worden und in denen Wäldern theils wegen Mangel der Subſiſtenz, theils „wegen Befahrung verrathen zu werden ſich länger verborgen zu halten nicht „wohl thunlich geweſen, ſich wieder in ihre Poſten zuruckbegeben. Zumahlen „aber den 27. fruhe die verläßige Kundſchaft eingebracht wurde, daß der König „diſen 27. ohnfehlbar Wartha zu rescognosciren Vorhabens ſeye; alſo repetirte „ohnverzüglich obige Ordre an Hrn. Obriſten Baron von Trips, welcher auch „zwei Comando, jedes von 60 Hußarn voraus an verſchiedene Gegenden „zwiſchen Frankenſtein und Wartha außſchickte und ſelbſten mit dreiſzig Hußaren „nachfolgte.

„Weilen aber der König (welcher bereits von denen vorgeſtern außge- „ſchickten unſerigen Hußaren benachrichtigt geweſen, mithin ehe von Franken- „ſtein aufgebrochen, durch ſeine Hußaren auf und nebenß der Straßen gegen „Wartha alles durchſuchen und recognosciren laſſen, und erſt auf eingelangten „rapport, daß nichts feindliches zu ſpühren, von Frankenſtein abgegangen) noch „vor Anlangung dieſer Comando Vormittags um 11 Uhr in Wartha eingetrof- „fen, allwohin dieſelbe von Frankenſtein auß bis nacher Frankenberg durch ein „Escadron Schulenburgiſcher Grenadiers à Cheval nebſt 60 Hußaren durch „ein Escadron Gensdarmes escortiret wurden, ohne daß unſere Hußaren von „des Königs allbereitiger Anweſenheit in Wartha einige Wiſſenſchaft gehabt, ſo „poſtirten ſie ſich indeſſen zwiſchen Wartha und Frankenſtein, und zwar Hr. „Rittmeiſter Komaromi mit 60 Hußaren vorwärts, Hr. Oberſtwachtmeiſter aber „ebenfalls mit 60 Hußaren etwas weiter zurück, und da einige davon einen ſechsſpän- „nigen Wagen anfahren geſehen, fielen ſie dieſen in der Meynung als ob der König „darinnen ſein werde, an und erſchoßen den darinnen ſitzenden, den König zu Wartha „zu complimentiren von dem Fürſtenthum Münſterberg ankommenden Abgeordneten „nebſt einen Landdragoner. Hr. Rittmeiſter Komaromi aber, nachdem er mit ſeinem „Detachement von zwei Lieutenants, drei Cornets, dem Regimentsadjutanten und „60 Hußaren obgedachte von Frankenberg nach Frankenſtein retournirende und „durch den Preußiſchen Oberſtlieut. von Thürssfort geführte Escadron von 95 „Pferden wahrgenommen, ſo avancirte er darauf und attaquirte ſolche ganz „vigoureux und tapfer anfänglich mit Feuergewehr unweit des Dorfes Baum- „garten, und ohngeachtet ſelbe augenblicklich ein Quarré geſchloßen und „ſtarkes Feuer auf die Hußaren, deren doch hierſelbſt nur zwei todtgeſchoßen „wurden, gemacht, ſolches jedennoch mit dem Säbel in der Fauſt von allen „Seiten zugleich anfiele und dergeſtalten in Confuſion brachte, daß die Grena-

„diers nach einander ausrißen und sich mit der Flucht zu retten suchten, hin„gegen durch die Hußaren solchermaßen eingehohlet wurden, daß von diesen „fünfundneunzig Köpfen kaum acht oder neun (wobey auch der Oberstlieutenant „und Lieutenant befindlich) sich mit harter Noth salviren können, der Rest aber „nebst dem Hauptmann und zwei Fändrichs außer sechzehn Gefangenen . . . „massacriret, zugleich auch ein Estandart, zwey Trommeln und fünfunddreißig „Pferde erbeuthet, so heute durch die mit Preußischen Grenadiersmützen bedeckte „Hußaren allhier eingebracht wurden. Unser Seits sind drei Todte und sechs „blessirte, deren einer heute gestorben, nicht weniger drei Pferde verlohren ge„gangen. Des Königs Person oder Escorte aber etwas beyzubringen, war um „so weniger möglich, als obiges Comando des Hrn. Rittmeister Komaromi gar „zu stark fatiguirt war, und mit der beuthe sammt den Gefangenen sogleich „zuruck marchirte, des Hrn. Oberstwachtmeisters Comando aber, weilen das Land „alldorten durch Gräben, Berge, Thäler und Wälder sehr coupiret, von obiger „action nichts wißen, noch sich conjungiren können und der Hr. Oberste Trips „nur mit dreißig Hußaren bey Jonsbach stunde, einfolglich nahme der König „um 5 Uhr Abends unter starker Bedeckung nicht nur Gensdarmes und Hußa„ren, sondern auch etlicher hundert Infanterie, welche auf geschehenen Allarm aller „Orten ausgeruckt war, seinen Ruckweg wieder nach Frankenstein“ . . .

[17]) Capello. 18. März 1741. „Viene descritto perturbato et agitato, „temendo la forza che gli va incontro, e li nemici che li sovrastano“ . .

[18]) Relation sur les finances et sur les forces de l'Empereur. 1727. State paper office. London.

[19]) Bericht des Grafen Wallis an den Großherzog. Berlin, 27. März 1741. Abgedr. in der österr. milit. Zeitschr. Jahrgang 1813. VIII. 84. Capello aber schreibt am 25. März über Glogau's Fall: „Più della perdita pella „piazza che non poteva sussistere, è dolorosa e lacrimevole la relazione „delle prede, delle violenze e delle straggi eseguite da' Prussiani contro „ogn' ordine e sesso di persone“.

[20]) Neipperg an den Großherzog. Wien, 2. März 1741. K. A.

[21]) Neipperg an den Großherzog. Olmütz, 15. März 1741. K. A.

[22]) Capello. 1. April 1741. „Orribili sono le esecuzioni contro gl' „impotenti o li renitenti alle contribuzioni. Il Giudice di Jeghendorf fù „appeso al patibolo. Lo furono parimente due giudici di Hermestorf, et „alcuni Decani de' villaggi furono trucidati et esposti con un cartello che „minaccia egual pena agl' altri . . . girano in traccia de' paesani per spe„dirne in Prussia li giovini“. . .

[23]) Capello. 1. April 1741. „La piccola città di Johannesthal è stata „soggetta egualmente che l'altra di Zucmantel e molti villaggi agl' incen„dij de' Prussiani, che l'hanno barbaramente distrutta. Il foco e le loro „barbarie hanno riempito l'infelici Slesiani di spavento e d'orrore“.

[24]) Capello, 8. April 1741. . . „li Slesiani, che s'affollorono con voci „e lacrime di giubile a benedir il soccorso". Der Magistrat von Ottmachau aber schreibt am 9. April 1741 an Neipperg: „Nachdeme wir anheunth, Gott „dem Allerhöchsten seye ewiger Danck, nach dreymonatlichen erlittenen hartten „drangsalen früh in der achten Stunde von der Königl. Preußischen Guarnison „gänzlich befreiet worden sein, so finden wir unserer gegen das Allerdurchlauch„tigste Ertzherzogliche Hauß von Oesterreich, Unserer Allergnädigste Königin und „Landesfrau angebohrnen pflicht und treue gemäß". . . K. A.

[25]) Neipperg an Philipp Kinsky. Neisse, 6. April 1741. K. A. . . „weiß Ew. Exc. aus diesen Gegenden nichts anderes zu erinnern als daß die „Preußen hin und wieder sengen und brennen und ärger alß die Tartaren „hausen; das arme Schlesien ist hiebey wohl zu bedauern, jedoch zu hoffen, daß „Gott der Allmächtige hierinnen, wan es Zeit, ein Mittler seyn wird". .

[26]) Neipperg an den Großherzog. Grottkau, 8. April 1741. K. A. Ist „heunt den 8. fruhe vor disen orth angelangt und den Comandanten zur ohn„verzüglichen übergab auffordern lassen, diser hat selbe zwahr unter allerhand „grimacen eine stund ohngefähr aufgezogen, endlichen aber, da Er die stuckh „ankhomen und auf das Thor pflanzen gesehen, sich mit der Garnison, welche „gegen neunhundert Mann zwahr sich belauffet, darunter aber biß siebenhundert „noch ohnbewährte Recrouten und beyläuffig zwanzig Oberoffiziers . . . zu „Kriegsgefangene ergeben". . .

[27]) Voriger Bericht . . „wiewohlen noch zur Zeit, die wahrheit zu be„khennen, keine partie genohmen, wohin mich mit dem Corpo eigentlich wenden „werde". . .

[28]) Neipperg an den Großherzog. Mollwiß, 9. April 1741. K. A. . . „nunmehro in der mitten stehe und in der überlegung begriffen bin, wie meine „weitere Fürruckhung nach dem feindlichen mouvement und nach bewandtnus „des terrains bewerkstelligen könne, oder was der Feind nach seiner jetztmahligen „situation für eine partie nehmen werde". . .

[29]) Feldmarschall-Lieutenant Graf Rothkirch in seinem Aufsatze über die Schlacht von Mollwitz. Oesterr. Milit. Zeitschr. Jahrg. 1827.

[30]) Jetzt das Infanterie-Regiment Kaiser Franz Joseph No. 1.

[31]) Capello. 19. April 1741.

[32]) Capello. 8. April 1741. „La situazione dell' armata della Regina „riguardasi come una vittoria che ricupera e diffende da ulteriori scorrerie „la metà della Slesia" . . .

[33]) Capello. 27. März 1741. „Il Naiberg, ornato di tanta prudenza, „credesi non sia capace d'aventurarsi quando non ne riconosca sicuro l'avan„taggio, ma già pare che ogni circostanza prometta la vittoria".

[34]) So schrieb noch am 12. April 1741 der Hofkriegsrath von Koch an den Feldzeugmeister Grafen Walsegg: . . . „unsere sachen fangen nunmehro

„an ein gantz anderes ansehen zu gewinnen, dann zeither unsere Armee in „schlachtordnung . . . vorrucket, so weichet der feind überall". K. A.

[35]) Capello. 15. April 1741. „Dicesi il Rè di Prussia ferito, morto il „di lui fratello, e ferito a morte il Generale Swerin". . .

[36]) Berichte Capello's vom 15. und 19. April 1741. „Molto valore „s' è riconosciuto e celebrato nei Prussiani". . .

[37]) Capello. 19. April 1741. „Ogni altra cosa si poteva temere da „questo Generale, eccetto une sorpresa; tant' era l'opinione della cautella „e della circospezione sua".

[38]) Voriger Bericht.

Siebentes Capitel.

---

¹) Finalrelation vom Jahre 1746.

²) Conferenznoten vom 18. Nov. 1740. St. A.

³) Vom 21. Nov. 1740. St. A.

⁴) Promemoria des österreichischen Botschafters Grafen Wratislaw. Dresden, 10. Dez. 1740. St. A.

⁵) Antwort des Grafen Brühl an Wratislaw. Dresden, 16. Dez. 1740. St. A.

⁶) Zeno. 26. Nov. 1740. „La casa di Lorena non è grata all Impero, „perchè pare loro straniera e mezza francese".

⁷) Zeno und Capello. 7. Jänner 1741. „L'Imperio tutto nè risente, nè „sofre con indifferenza, che la Regina aspiri a por loro per capo un Prin„cipe straniero, che non conosce le loro leggi e che appena può dirsi del „loro grembo, non avendo altro titolo d'entrare nelle sessioni d'Imperio che „quello gli proviene da un Principato di Slesia, che l'Imperatore defonto ha „concesso alla casa di Lorena in cambio delle pretensioni sue sul Mon„ferrato" . .

⁸) Maria Theresia an den Grafen Ostein. 18. Febr. 1741. St. A.

⁹) Maria Theresia an den Grafen Ostein. 5. Febr. 1741. St. A.

¹⁰) Maria Theresia an den Grafen Ostein. Wien, 24. Nov. 1740. St. A. Es hat sich . . „Graf Senßheim gegen dem Fürsten und Bischoffen von Bam„berg und Würzburg in dieser materie vernehmen lassen: nemblichen daß Chur „Bayeren für sich die Kayserliche Würde nicht suche, eben so wenig aber auch „auff Unsers Gemahls Liebden mit Dero stimm gehen, herentgegen in dem fall, „da Wir mit einem männlichen Erben erfreuet würden, demselben zur besteygung „des Kayserlichen Throns gerne verhülfflich seyn würde" . . . .

¹¹) Voriges Reskript.

¹²) Zeno und Capello. 31. Dez. 1740. „Per quanto traspira, spiace „alla Francia che con tanto vigore et impegne si promova dalla Regina il

„Duca di Lorena all' Impero. Un Principe a cui ha la Francia tolti li „Stati Patrimoniali non vedrà volontieri esaltato a tanta eminenza in grado „forse un giorno di riprenderseli, e recar molestie all' interno stato della „Francia".

[13]) 15. Nov. 1740. St. A.

[14]) Wasner an Sinzendorff. Paris, 12. Jänner 1741. St. A. „wobey „ich nicht umbgehen kan, nicht allein dem Hoff, sondern auch der gesambten „Nation die gerechtigkeit zu leisten, daß man allhier dißen Preußischen betrag „mit nicht wenigerem abschen alß verwunderung ansihet". Und am 7. Febr. „1741 schreibt Wasner an Maria Theresia: „Gewiß jedoch ist daß nicht allein „der Hoff sondern auch die gantze hiesige Nation von dem Preußischen unter„nehmen und dasiges Königs gantzem betrag mit abschen und verächtlichkeit „sprichet, wie dan auch dem Fürst von Liechtenstein und mir von sehr guter Hand „zugekommen, daß der König selbsten sich die eigne Worte entfallen lassen: ce „roy de prusse est un fou; der Cardinal aber gegen den Portugesischen Bott„schafter Don Louis d'Acunha gemeldet habe: C'est un mal honnete homme „et un fourbe".

[15]) Fürst Liechtenstein und Wasner an Maria Theresia. Paris, 14. und 26. Dez. 1740. St. A.

[16]) Marquis Choiseul de Stainville an den Grafen Richecourt. Paris, 11. Jänner 1740. St. A. . . . „la desmarche peu mesurée du roy de prusse „paroist revolter cette Cour, mais en mesme temps je ne trouve pas qu'on „prenne le party ferme qui seroit necessaire pour l'empescher de faire des „conquestes".

[17]) Fürst Liechtenstein und Wasner an Maria Theresia. Paris, 14. Dez. 1740. St. A.

[18]) Zeno und Capello. 19. Nov. 1740. Il Rè di Spagna si mostra affiittissimo e sorpreso della morte dell' Imperatore . . .

[19]) Zeno und Capello. 24. Dez. 1740.

[20]) Zeno und Capello. 21. Jänner 1741.

[21]) Capello. 18. Febr. und 25. März 1741.

[22]) Zeno und Capello. 21. Jänner 1741. „. . . prescrizione questa così „chiara, che non si può contradir, se non opponendosi e contradicendo „l'eredità".

[23]) Wasner an Maria Theresia. Paris, 7. Febr. 1741. St. A.

[24]) Flassan. Histoire de la diplomatie française. V. 140.

[25]) Er war im Jahre 1684 geboren, also in seinem 57. Lebensjahre.

[26]) Schon am 10. Jänner 1741 sagt er zu Wasner: „Si vous saviez, „Monsieur, combien je suis accablé, et quelle est ma situation, vous me „plaindriez; je suis comme dit l'ecriture: in medio pravae et perversæ na„tionis" . . . . St. A.

[27]) Versailles, 20. Jänner 1741. St. A.

28) Gleichfalls vom 20. Jänner 1741. St. A.

29) Das Original befindet sich im Staatsarchiv. Es ist undatirt, von Amelot unterzeichnet und wurde von Wasner mit Bericht vom 7. März 1741 nach Wien geschickt.

30) Vom 26. Febr. 1741. St. A.

31) Cardinal Fleury an Maria Theresia. 26. März; an den Großherzog 1. April 1741. St. A.

32) Wasner an Maria Theresia. Paris, 7. März 1741. St. A.

33) Wasner an Maria Theresia. Paris, 13. April 1741. St. A.

34) Am 2. April 1741. St. A.

35) Maria Theresia an Fleury. 21. April 1741. St. A. Der nach Bartenstein's Andeutungen von Maria Theresia eigenhändig beigefügte Zusatz lautet: „Je vous suis bien obligée pour la felicitation sur la naissance de l'Archiduc, „et pour les voeux que vous faites à cette occasion. Je souhaite que cet „evenement rend le Roy T. C. plus facile à mes désirs. Vous êtes trop „éclairé pour ne pas sentier que je ne puis ny ne dois negliger l'amitié „d'aucun Prince. Je n'ai sûrement pas negligé celle du Roy T. C. dont „je connois tout le prix. Mes letres en font foy, et vous avez reconnu vous „même qu'il n'y a eu que du malentendu en ce qui s'est passé au suget de „la notification et des letres de creance. Aucun malentendu ne doit altérer „l'amitié, des qu'il est eclairei Comme vous m'assurez positivement que le „Roy T. C. ne rompra pas la paix, à moins qu'il n'y soit forcé, je ne puis „plus douter qu'elle ne soit comme je le souhaite eternelle, mes sentimens „et ceux de mon epoux etant parfaitement les mêmes. Tout ira bien dès „que vous les connoitrés mieux et nous rendrés plus de justice. Ce sera le „moyen le plus sûr d'affermir le repos et la felicité des peuples qui est „l'unique but que je me propose".

36) Wasner an Sinzendorff. Paris, 12. Juni 1741. In Chiffern. St. A. „Dießer tägen hatt mich Einer auß dem Hauß des Sardinischen Bottschaffters „versichern wollen, daß jüngstens zu München eine Off- und Deffensive Allianz „zwischen Frankreich, Spanien und Bayern würkhlich unterzeichnet worden „seye" . . .

37) Wasner an Maria Theresia. Paris, 31. Mai 1741. St. A. „Er „könte mir aber schwöhren, daß solches gewiß keineswegs in der Absicht, einen „Krieg zu unternehmen geschehete" . . .

38) Wasner an Maria Theresia. Paris, 27. Juli 1741. St. A.

39) Voriger Bericht.

Achtes Capitel.

[1]) Zeno und Capello. 24. Dez. 1740.

[2]) Graf Brühl an Wratislaw. Dresden, 16. Dez. 1740. St. A.

[3]) Zeno und Capello. 31. Dez. 1740.

[4]) Khevenhüller an den Großherzog. Dresden, 27. Febr. 1741. St. A. „Mon pauvre vieux collegue Wratislau a la goute et ne peut faire la „moindre chose". . .

[5]) Capello. 28. Jänner 1741.

[6]) Graf Ostein an Maria Theresia. London, 13. Febr. 1741. „E. K. M. „sollen nur sich nicht mit Preussen vergleichen; man wurde schon mittel finden, „Ihn König in solche enge zu treiben, daß Allerhöchstderselben der schaden wurde „ersetzet werden, auch andere dabey des ihrigen sich erhollen können, Ihme, „König von Preussen müste der muth zu weitheren dergleichen muthwillen be„nommen werden. Er König von Engelland mache hierzu seinerseits alle mög„lichste Veranstaltungen". .

[7]) Graf Ostein an Maria Theresia. London, 27. Jänner 1741. „Ich „erklähre demselben", sagte ihm König Georg, „daß Ich mit aller meiner eige„nen Macht undt mit denen anverlangenden dänisch- undt hessischen Auxiliar„Truppen gegen Preussen agiren werde". . . St. A.

[8]) Maria Theresia an den Grafen Ostein. 2. April 1741. St. A. „Robinson hat gleich allen anfangs den eyfrigsten Vorsprecher des Königs von „Preussen abgegeben. Er hat alles angewendet, umb was sowohl von innen „alß von aussen zum hiesigen behuff beschehen kondte und beschehen wollen, zu „hintertreiben: sogar daß auch nach würklich erfolgten einfall in Schlesien er „diese seine bemühung auff eine Arth an Tag geleget, worüber sich alle andere „fremde Ministri . . . geärgert haben. Des Gotters und Borcks längeren auf-

„fenthalt hat er zu erzwingen vermeint, die preußische Anforderung auf Jägern-„dorf verthädigt und auch zur Zeit, da Uns der König sein Principal einen „schädlichen Vergleich mit Preussen mißrathen, und die Nothwendigkeit, den „preußischen Uebermuth und macht zu mindern, erkandt hat, ganz anderst ge-„sprochen“. . .

9) Ostein an Sinzendorff. London, 31. März 1741. St. A.

10) Ostein an Maria Theresia. London, 13. Febr. 1741. St. A. „Die „absicht, so Er König für sich darunter führet, gehet auf die behaltung deren „conquetten, welche er mittels Seiner operationen über Preussen zu machen „gedenkhet“. . .

11) Khevenhüller und Wratislaw an Maria Theresia. Dresden, 21. Jänner 1741. St. A.

12) Ostein an Maria Theresia. London, 17. März 1741. St. A

13) Réponse demandée par M. de Robinson en forme d'un mémoire raisonné. St. A.

14) Mit Rescript vom 29. März 1741. St. A.

15) In der österreichischen Antwort heißt es: „La Maison d'Autriche „n'a jamais seû ce que c'est que d'employer des bandits. La piété de la „Reine et les sentiments du Grand Duc sont trop connus pour que personne „s'y laisse surprendre. D'ailleurs la fable du serment prêté par un de ces „bandits en presence du dit Grand-Duc dans le conseil aulique de guerre „est si mal inventée qu'il n'est pas possible qu'elle trouve aucune créance“

„L'imposture d'un pareil aveu, si jamais il a existé, saute aux yeux „de quiconque connait les usages de la Cour de Vienne. C'en est assés „dire, puisque tant la Reine que le Grand-Duc n'ont pas besoin de se justifier d'une imputation qui ne mérite que leur juste mépris“.

16) Ostein an Sinzendorff. London, 8. April 1741. St. A.

17) Schreiben Maria Theresia's an den König von England. 7. Mai 1741. St. A.

18) Neipperg an den Großherzog. Neisse, 30. April 1741. K. A.

19) Neipperg an den Grafen Philipp Kinsky. Neisse, 21. April 1741. K. A. „Die Expressionen deren sich Ihro Kön. Maj. . . sowohl alß des . . . „Großherzogens . . Kön. Hoheit, annebst auch Ew. Exc. meinetwillen bedienen, „gereichen mir freylich zu einer Zeit, da selbige am allerwenigsten verdiene, zu „grosser consolation, dargegen aber bin urbiethig, mich allen anderseithigen cri-„tiquen, ohne darüber empfindlich zu seyn oder mir es zu Gemüthe zu ziehen, „zu unterwerffen, nur ist mirs zu thun um Ihro Kön. Maj. Dienste und daß „beste und wohlfahrt der Länder welche haubtsächlich darunter leyden, und um

„die reputation unserer waffen, die sich doch in vorigen Zeiten vor anderen „jederzeit distinguirt haben. Mein particulare ist hiebey daß geringste, welches „gerne sacrificire . . Gethraut ein anderer von denen so mich criticiren, besser „als ich zu thun, so bin um der Königin und ihrer Länder wohl zufrieden und „all augenblickh urbiethig, ihme das Commando von disen Corpo, welches „ohnehin wie Ew. Exc. wissen, einzig und allein Ihro Kön. Maj. . . und des „Großherzogens Kön. Hoh. zu Gehorsam, mithin weder aus Ehrgeiz noch „Eigennutz oder anderen Nebenabsichten über mich genohmen, abzutretten". . .

Die Schreiben, welche Maria Theresia und der Großherzog an Neipperg selbst nach dem Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Mollwitz ergehen ließen, sind abgedr. in der milit. Zeitschr. Jahrg. 1818. Bd. IV. S. 401—404.

[20]) Maria Theresia an Neipperg. 21. Mai 1741.

Neuntes Capitel.

[1]) Robinson an Lord Harrington. 4. April 1741. Bei Coxe. II. 258

[2]) Foscarini. Storia arcana. 199. 203.

[3]) Eugen an Philipp Kinsky. 22. Dez. 1728.

[4]) Podewils an König Friedrich. Wien, 24. Mai 1747. Sitzungsberichte der Akad. V. 516.

[5]) Am 24. Mai 1741.

[6]) Robinson an Lord Harrington. 2. Juli 1741. Bei Coxe. II. 246.

[7]) Bericht Robinson's vom 27. Juni 1741. Bei Raumer S. 132.

[8]) Maria Theresia an den Grafen Ostein. Preßburg, 3. Juli 1741. St. A.

[9]) Alle drei Verträge, vom 24. Juni 1741 datirt, befinden sich im St. A.

[10]) Maria Theresia an Neipperg. Preßburg, 3. Juli 1741. St. A.

[11]) Voriges Rescript.

[12]) Maria Theresia an Neipperg. 14. Juli 1741. St. A.

[13]) von Zöhrer an Maria Theresia. London, 4. Sept. 1741. St. A.

[14]) Hannover'sche Erklärung vom 22. Juli 1741. Bericht des Grafen Ostein vom 23. Juli. St. A.

[15]) Graf Ostein an Maria Theresia. Hannover, 31. Juli 1741. St. A.

[16]) Points donnés à M. Robinson ce 31. Juillet 1741. St. A. Sie beginnen mit den Worten: „S. M. la Reine . . . ayant donné à connoitre que „pour faciliter un accomodement amiable avec le Roi de Prusse, Elle se „montrera aussi facile du côté des païs-bas que ferme et inébranlable du „côté de la Silésie" . . .

[17]) So schrieb sie um jene Zeit an Philipp Kinsky: „J'ai trouvé necessaire de tromper mes Ministres, mais comme je ne conte que sur vous, je „ne vous y comprends point dans ce nombre et vous fais dépositaire de „mes veritables sentiments. On lira aujourdhui les points donnés par Ro„binson, comme celui-ci est fait meme entendre jusqu' à des menaces, il est

„necessaire de tacher d'avoir encore la porte ouverte par là et de le mé-„nager; peut-etre aura-t-on des meilleures conditions à cause de cela de „l'autre côté. Ma ferme résolution est de ne jamais céder quelque chose „de la Silésie, encore moins toute la basse; j'ai pourtant tout fait de faire „entendre au Chancelier qu'en forme de hypotheque la ville de Breslau non „comprise deux millions pour nous et contenter la Saxe, tous se forces „contre nos ennemis et pour la couronne impériale; je laisserai un peu „marchander et qu'on sonde sur cela Robinson. Tout mon idée est cela; „Dieu me garde que je penserois de le faire, bien loin! mais de tromper „les Ministres même qui le divulgueront d'abord partout; on retiendra Ro-„binson, on l'amusera jusqu'à une reponse de la Bavière, et meme j'ecrirai „sur le meme ton aux imp. (impératrices?) pour avoir une plus prompte. „personne ne sait rien de cette idée que vous, et avec Bartenstein vous „pourrez parler, et même venir ce soir, jé suis seule." Fürstlich Kinsky'sches Archiv zu Prag. Abgedr bei Folkmann: Die fürstliche Linie des Geschlechtes Kinsky. S. 58.

[18]) Maria Theresia an Philipp Kinsky. „Tout est en confusion; je „n'ai pu vous envoyer les papiers, n'ayant que ceux que le Chancelier m'a „apporté, que je devois d'abord rendre. vous verrez par mon billet, de quoi „il s'agira, car je suis sure que le Roi accepte les propositions de Silésie „dont je suis inconsolable. j'ai fait ordonner qu'on fasse une tentative avec „lui pour les pais-bas sil voudroit vuider la Silesie. Avec Robinson il n'en „sera rien, car ils se sont mis en tête d'avoir la Silesie, et ils l'auront, „mais wehe denen, surtout s'ils m'attrappent dans un moment de mauvaise „humeur comme je suis actuellement. Je voudrois bien vous parler, voyez „d'attrapper l'occasion, si cela seroit même pendant les vêpres." Abgedr. bei Folkmann. S. 62.

[19]) Capello. 25. Aug. 1741.

[20]) Die Verhandlung, aus drei Schreiben Sinzendorff's, welche jedoch, wie es scheint, sämmtlich nicht unterzeichnet wurden, und drei Antworten Wolf Wertheimber's aus München vom 25. Juli, 8. August und 22. August 1741 bestehend, befindet sich im St. A.

[21]) Maria Theresia an Wasner. Preßburg, 16. und 24. Aug. 1741. St. A.

[22]) Maria Theresia an Wasner. Preßburg, 30. Aug. 1741. St. A.

[23]) Capello. 1. April 1741. „Erano arrivati alla Corte due Deputati „di Breslavia assicurando alla Regina la fede e la costanza di quei Abi-„tanti. . . . Promisero resistere all' insistenze per introddur pressidij nella „piazza, avendo scacciati alcuni degl' Emissarij e degl' Amici de Prus-siani . . ."

[24]) „Breslau ist besetzt, unsere propositiones verworfen, ausser Unter „Schlesien, welches man aber in 24 Stunden müste accordiren. Ma reponse „est donné, tout est fini, à cette heure conseil, je vous attends à 7 heure „et demie; je suis très-abbatue, ne faites point semblant à mon vieux." Folkmann. 61.

[25]) Ecrit de M. Robinson presenté le 17 Aoust 1741. St. A.

[26]) Maria Theresia an den Grafen Ostein und den Freiherrn von Jaxheim. Preßburg, 18. Aug. 1741. St. A.

[27]) Die Königin an die Vorigen. Preßburg, 24. Aug. 1741. St. A.

[28]) Capello. 15. August 1741. „Mostrò la Regina ripugnanza e forte „resistenza. Ha però chiamata la conferenza . . .“

[29]) Capello. 18. Aug. 1741.

[30]) Capello. 25. Aug. 1741. „Non v' è circostanza ne giornata che „non aggiunga angustia ai consigli, che finalmente jeri sera si sono deter„minati . . .“

[31]) Capello. 25. Aug. „Dissentienti li Ministri dopo molte conferenze „convennero nel concorde sentimento di cedere alla violenza delle circo„stanze. Restò sola nell' opinione la Maestà Sua, ressistendo due giorni; „finalmente ha dovuto uniformarsi ed assentire.

[32]) Maria Theresia an Ostein. Preßburg, 24. Aug. 1741. St. A.

[33]) Capello. 18. Aug. 1741. „Non si puonno descrivere ne raccolgere „le universali mormorazioni contro gl' Inglesi non solo per l'inutile maneggio „del Robinson, che aveva fatto concepir tanta speranza, ma per la più „inutile espettazione, abortendo il proggetto che gli Hannoveriani si sareb„bero prontamente posti in azione . . .“

[34]) Projet de la convention à faire avec le Roi de Prusse daté à Presbourg le 24 Aoust 1741 sur l'ecrit de M. de Robinson presenté le 17 du meme mois.

[35]) „si la moindre chose manquoit à ces articles, je me declare de „n'etre tenue à rien, du reste je l'aprouve. Marie Therese.“ St. A.

[36]) Preßburg, 8. September 1741. „Placet weil kein anders mittel zu „helffen, aber wohl mit mein gröften hertzenleid. Maria Theresia. St. A.

[37]) Eigenhändig an Sinzendorff: „si on crois que c'est la force, qu'on „le laisse; moi je l'ais cru superflus, surtout la remontrance que les choses „qui coutent le plus se tienent le plus, mais elles peuvent rester. toute „cette affaire at etoit traité contre mon gré; qu'elle peut s'achever de meme, „je m'arreterois pas à ces paroles. Marie Therese.“ St. A.

[38]) Maria Theresia an den Grafen Ostein und den Freiherrn von Jaxheim. Preßburg, 9. Sept. 1741. St. A.

[39]) Maria Theresia an Neipperg. Preßburg, 8. September 1741. St. A. „Es gehet anheunt ein Courier an Lord Hindford mit solchen für den König „von Preußen vortheilhaften Friedensbedingnussen, daß an dem schluß des „wercks nicht wohl gezweyflet werden mag. Von darumben aber habt ihr, in „so lang man von dem erfolg nicht vollständig sicher ist, an aller vorsichtigkeit, „so zu Meinem dienst gereichen oder erforderlich seyn möchte, nichts erwinden „zu lassen. Dann euch lediglich zu dem ende von der sachen gegenwärtiger „beschaffenheit verständige, darmit in dem fall, wo euch von dem schluß des

„friedens mit Preußen der Lord Hindford die nachricht zusendete . . . . ihr so„gleich mit der armee in Böhmen, umb denen Churbayerischen und Franzö„sischen unternehmungen wiederstand zu thun, einrucken, und mittlerweyl, so „viel sich unvermerckt thun läßt, alles darzu vorbereiten . . . . möget . . ."

[40]) Großherzog Franz an den König von Preußen. Preßburg, 8. Sept. Abschr. (von Pfütschner's Hand).

„Comme par ce courrier il me semble que les affaires en Silesie se „vont terminer à la plus grande satisfaction de V. M., je crois pouvoir „relier ma correspondance interrompue a mon grand regret pendant ces „tems de trouble, et ie crois pouvoir esperer de V. M. qu'elle voudra bien „à l'heure qu'il est mettre la main pour pouvoir empecher le mal q'uelle „nous a predit depuis si long tems, et qui ne se verifie que trop je ne „doute pas que les sentiments d'amitié qu'elle avoit au commence„ment de cette guerre pour la Reine comme pour moy, seront encore les „memes; dans cette esperance (sur laquelle je ne crois pas me tromper) je „compte qu'Elle fera ses efforts, pour maintenir la Reine dans la possession „du reste de ses pays, pour pouvoir toujours avoir en elle une sincere et „bonne alliée qui soit assés forte pour jointe à V. M. ne rien craindre des „autres puissences."

„Pour ce qui me regarde, elle scait que je me mets en pretension „pour la couronne Imperiale et je scais de ses bontés, qu'elle etoit une „fois aussi portée à me donner sa voix. j'espere que ce present trouble „etant appaisé, elle voudra bien croire qu'elle ne la donnera jamais à „quelqu'un qui lui en ait plus d'obligation, et cela ne feroit que reserrer „l'amitié, que, si j'ose dire, j'ay depuis longtems pour elle, et je suis bien „faché de ne lui avoir pas pu montrer plutot comme j'aurois souhaité."

„Comptant sur ses bontés, je finis celleci et me flatte d'en voir „bientot les effets reels, et que l'on pourra dire qu'elle a remis le repos „dans toute la patrie germanique et conservé les Etats de la Reine et dans „mon particulier je la pourrois remercier pour la couronne Imperiale que „je tiendray de sa main, et pour laquelle je lui aurois des obligations in„finies, etant de V. M. . . ."

„si j'ose je continueray cette correspondance comme avant ces „troubles; la Reine espere en V. M. comme moy."

[41]) Kaiserin Elisabeth an Herzog Ferdinand von Braunschweig. Wien, 11. Sept. 1741. Eigenhändig. St. A. „Mon cher Neveux. je romps un „silence cruel que votre conduite en servant contre nous m'a imposé, ny „je le feroit si j'avoit d'autre voye pour conjure le Roy de Prusse de me „rendre en luy un neveux que je puis nommer cher et digne d'estime. „Apres les affliction que vous deux me cause, la consolation en est entre „les mains du Roy, la Reine ma fille luy accorde tant que personne l'aura „garenthier quelle meme, s'il ayde a la remettre et cest etat dans une „entier tranquillité, et que le Roy ayde a eteindre le feu qu'il a allumé, „et n'agrandisse luy même ceux cest propre enemis, car il ny faut que la

„mort de lelecteur palatin pour luy en atirer, d'autant plus que l'agrandisse-„ment de baviere et saxe ne peu souffrir qu'il possede tranquillement ce „que la Reine luy laisse en Silesie; ainsi persuadé le Roy de devenir notre „bons Alliés, d'assiste de troupes la Reine à conserve des etat que tant „denemie acablent, car cest meme lavantage des deux maison sil sont en „etroite Alliance, leur pays etant a porte de se pouvoir ayder a soutenir „leur droit réciproquement. je conte tout sur votre representation et sur les „belle qualites que vous possedes. Le Roy que nous ayant atire le mal, „il voudra aussi avoir l'honneur de nous sauver a son tour du precipice et „avoir quelque egard meme pour son propre avantage pour une mere ettante „tres aflige, qui apres poura sans rancune se dire votre affectione tante „Elisabet."

[42]) König Friedrich an Lord Hyndford. 16. Sept. 1741. Bei Raumer S. 146.

[43]) Herzog Ferdinand an die Kaiserin Elisabeth. Au camp de Gross Neuendorff près de la Neisse. Au mois de Septembre 1741. St. A.

„Madame. Lorsqu'il plaira à V. M. d'examiner ma conduite avec „des yeux moins prevenus, je me persuade de son equité que bien loin de „la blamer elle la louera; la première loy d'un homme qui fait profession „des armes est de conserver la pureté de son honneur; me trouvant au „service du Roy j'ai du preferer, Madame, ce meme honneur aux sentiments „les plus tendre que m'ont fait sentir l'amour de mes parens et de mon „sang; d'ailleurs ce n'est pas un simple volontaire qui decide du sort des „armes, aussi peu qu'un spectateur peut contribuer aux succès d'une tra-„gedie dont il n'est point l'auteur. Je me suis acquité de la commission „dont V. M. m'a chargé, et j'ai fait raport au Roi du contenu de la letre „que Vous m'avés fait l'honneur de m'ecrire, mais Madame je suis au des-„espoir de Vous dire que ce moment en est manqué. Le Roi ayant con-„tracté des engagemens si solemnels, si indissolubles et si inviolables avec „le Roi Tres Chretien et l'Electeur de Baviere, que Sa Majesté m'a declare „nettement qu'elle ne s'en departiroit jamais; le Roi croit avoir trop fait „pour la Cour de Vienne; il m'a dit qu'il l'avoit averti de l'orage qui la „menaçoit, mais puisqu'il avoit vu qu'elle vouloit se perdre, qu'il y avoit „souscrit; je l'ai trouvé fort piqué de la maniere indecente dont on a parle „sur son chapitre a Vienne, quoique sa moderation aille a ne jamais parler „qu'en termes convenables de la Reine d'Hongrie et du Duc; il est de plus „informé, Madame, de toutes les intrigues de l'Imperatrice Amalie à la Cour „de Munic, mais bien loin que ces deux Princes puissent prendre ombrage „les uns des autres, la cordialité et la sincérité de leur union en reserre „de jour en jour les liens plus etroitement.

„V. M. verra par cet exposé combien il est inutile de faire de pa-„reilles tentatives, et qu'il n'y a d'autre moyen que de satisfaire tout les „Alliez a la foi, leur union me paraissant etre cimentée d'une façon à durer „eternellement . . ."

[44]) Dekret des Hofkriegsrathes an den Grafen Salburg. Wien, 11. März 1741. K. A.

[45]) Hoff's Notturfft. Linz, 17. April 1741. Schreiben der oberösterreichischen Stände an den Großherzog. Linz, 30. April 1741. St. A.

[46]) Hoff's Notturfft. Linz, 29. April 1741. St. A.

[47]) Hoff's Notturfft. Linz, 30. April 1741. St. A.

[48]) Hoff's Notturfft. Linz, 12. Juli 1741. St. A.

[49]) Vorstöllung nacher Hoff. Linz, 1. Sept. 1741. St. A.

[50]) Hohenfeld's Bericht an die Stände. Linz, 7. Sept. 1741. St. A.

[51]) Rescripte Maria Theresia's an die oberösterreichischen Stände vom 4., 9. und 12. Sept. 1741. St. A.

[52]) Flebile Promemoria oder Diarium Was sich bey französischen und Churbayerischen . . . Einfahl . . . annis 1741 und 1742 zungetragen, verfasset von mir Johann Georg Probsten zu St. Florian. Mskrpt. Archiv des Stiftes St. Florian.

[53]) Karl Albrecht an die oberösterr. Stände. Schärding, 9. Sept. 1741 St. A.

[54]) 14. Sept. 1741.

Zehntes Capitel.

---

[1]) Podewils an König Friedrich. 18. Jänner 1747. Sitzungsberichte der Akademie der Wissensch. V. 487.

[2]) Voriger Bericht.

[3]) Capello. 28. Jänner 1741.

[4]) Molitoris an Richecourt. Wien, 13. März 1741. „S. M la Reine „se porte grace à Dieu aussi bien qu'on puisse le desirer, et trois heures „apres ses couches Elle souhaitoit d'etre derechef esceinte de six mois".

[5]) Capello. 13. März 1741. „Appena sparsa la notizia, il popolo „s'affollò con voci di giubilo al Real Palazzo, e scorrendo per le strade ce-„lebra quasi con furore la propria esultanza. Eransi rivolte a questo mo-„mento le speranze di tutta la Nazione, e nella fatal perdita dell' Imperatore „si riguardava come il solo risarcimento. Pare confirmata la Casa d' Austria „e l' esaltazione del Gran Duca Padre. In questa sera seguirà il battesimo „imponendosi all' Arciduca il nome di Carlo" . .

Capello. 18. März 1741. „Si esegui nella sera del martedì la fun-„zione dell battesimo dell' Arciduca. Pochi momenti prima la Regina chiamò „a se l' Imperatrice Madre significandoli che implorato avendo l'intercessione „di San Giuseppa nella gravidanza, si credeva in debito di cambiar le prime „disposizioni e imponere al nuovo Principe il nome del Santo Prottetore, „onde invocato da tutta l' Augustissima Famiglia, fù risservato quello di „Carlo ad altro Figliolo. Universale fù il giubilo anco nella circostanza „del nome, che oltre la venerazione dell' implorata prottezione comemora „e rinova le speranze della felicità del regno dell' Imperatore Giuseppe" . .

[7]) Capello. 18. März 1741.

[8]) Capello. 29. April 1741.

[9]) Priuli's Finalrelation vom Jahre 1722 . . „quando verranno disgrazie „alla Casa d'Austria, non averà ella da contar molto sopra la costanza „degl' Ungari, e se mancherà senza maschi l'Imperatore, potranno assai „facilmente vedersi gl'effetti molto dissimili dalle promesse" . . .

[10]) Canal an Uhlefeld. Wien, 27. April 1737. St. A. . . . „le maréchal „Palfi a reçu une lettre de l'Empereur remplie de complimens gracieux qui „ne lui ont pas plu dans cette occasion, parceque l'Empereur lui dit qu'en „egard à son grand age et au besoin qu'il a de lui comme d'une personne „de confiance en Hongrie pendant que le Duc sera à l'armée, il ne le „charge pas du Gouvernement de l'armée; le maréchal a d'abord envoié „copie de la lettre à sa fille qui l'a passé au Président de guerre, mais que „pouvoit il y faire; le coup ne partoit pas de lui, il ne pouvoit pas le „parer" . . . Erizzo aber sagt hierüber in seiner Finalrelation vom Jahre 1738: „Aveva avuto nell' anno precedente la direttione delle truppe in „Ongaria il Maresciallo Palfi, ma per la grave sua età non fù quali„ficato capace di tanto peso, se pure la vera ragione di questo cam„biamento non è stata, ch'essendo egli uomo libero e sincero, non abbiano „piaciuto le relazioni date dell' infelice positura dell' armata" . . . .

[11]) Aufruf Palffy's vom 26. Jänner 1741 an die Comitate Preßburg, Neutra, Trentsin, Liptau, Veszprim, Sümegh, Bars, Zalad, Eisenburg, Heves, Bihar, Zathmar, Zabolcs und Komorn, dann an die Jazygier und Cumanier. K. A. Es kommt darin der Ausdruck vor: „habituri prædam liberam" . . .

[12]) Palffy an den Großherzog. Preßburg, 28. Febr. 1741. K. A.

[13]) Am 21. Oktober 1740. Es wohnten ihr außer der Königin und dem Großherzoge noch Sinzendorff, Starhemberg, die beiden Harrach, Johann Palffy Philipp Kinsky, Bartenstein und der Hofkriegsrath von Wöber bei.

[14]) Capello 11. Febr. 1741. „Oggi s'è spedito il Conte Badiani Can„cellier d'Ungaria per concertar di valersi dell' esibizione senza offender „gl'altri riguardi di stato. Gl'esempij passati e il genio non che le antiche „massime di quella nazione non lasciarebbero quieti gl'animi a poner l'armi „in mano di tanti. Si vorrebbe cambiata in dinaro parte dell' offerta, e si „commette che il rimanente vadi a diffendere li confini, onde entrar non „possino li Prussiani per Jablunca" . .

[15]) Capello. 18. Febr. 1741.

[16]) Voriger Bericht. Capello sagt darin vom türkischen Botschafter, daß er „condannò il Rè di Prussia asserendo che Iddio Signore giusto giudice „delle guerre castigherà l'intrapresa e la violatione della fede, come nell' „Ungheria castigò lo stesso peccato nell' Imperatore" . .

[17]) Voriger Bericht.

[18]) Capello. 25. März 1741.

[19]) Conferenznoten vom 18. November 1740. 1740. St. A.

[20]) Nach dem im Archive der kön. ungarischen Hofkanzlei befindlichen Diarium Diaetale waren nur Johann Palffy, Joseph Esterhazy und Thomas Szirmay, Obergespan des Saroser Comitates, nach Kolinovics auch noch Peter Andrassy, Ladislaus Erdödy und Johann Bartolotty deutsch gekleidet. Auch der später eingetroffene Graf Karl Zichy trug nach dem Diarium Diaetale deutsche Kleidung. Daß solches ausdrücklich erwähnt wird, zeigt welchen Werth man schon damals auf diese Dinge legte.

[21]) Aus dem Hause Czeßnek.

[22]) Vom 21. Jänner 1741. Archiv der ungarischen Hofkanzlei. Abgedr. bei Schwandtner. Script. rer. hung. II. 558.

[23]) Capello. 20. Mai 1741.

[24]) Jeder Mann erhielt drei neue Siebzehner. Wiener Diarium. 457.

[25]) Capello. 20. Mai. 1741 . . „non lascia però la Regina di sperar „di persuadere con la sua presenza la dieta" . . .

[26]) Hierüber berichtet das allein authentische Diarium Diaetale: „Idem „D. Protonotarius Péchy refert Dominum Archiepiscopum Strigoniensem „reliquosque Magnates censere, ut dum Sua Majestas Regia juramentum „super diplomate solenni ritu deposuerit, acclamatio fierit in hunc modum: „„vivat Domina et Rex noster"", et licet fuissent, qui acclamationem ita „fieri posse putarent: „vivat Rex et Domina nostra", substitere tamen I. „Status in priori norma per Dominos Magnates projectata". Auch Schwandtner II. 537 hat diese richtige Angabe. Hienach ist Kolinovics, 149 zu berichtigen.

[27]) Capello. Preßburg, 23. Juni 1741. „La Regina usando con amira„bile eleganza la lingua latina, accolse li Deputati con espressioni abon„dantissime di benignità e di riconoscenza, onde esultò tutta la nazione nel „riconoscere ornata la Sovrana di tanta clemenza e tanta grazia".

[28]) Capello . . . „il cocchio della Regina ornato e scoperto quasi di „trionfo" . . .

[29]) Die königl. Propositionen sind abgedruckt bei Schwandtner. II. 580.

[30]) Wortlaut des Inauguraldiploms. Archiv der ungar. Hofkanzlei.

[31]) Abgedr. bei Schwandtner. II. 588.

[32]) Der Ausdruck „vitam et sanguinem" kommt hier zum ersten Male vor.

[33]) Capello. 23. Juni. „Era aggravato dalla podagra, onde appena si „resse in piedi per compir all' officio e al complimento".

[34]) Nach Kolinovics: Nova Ungariæ Periodus S. 104 und 105 hatte Palffy schon einige Wochen früher die betreffenden Siegel anfertigen lassen.

[35]) Capello. 30. Juni 1741. „La dieta fù raccolta in una intiera gior„nata, per preparare il diploma e convenire gl'articoli; non ostante questo „è il primo caso che in così breve spazio di tempo siano concertati. La „forma degl' esami eguali alli metodi della dieta di Polonia produce tumulto „e confusione. La moltitudine e la diversità de' Deputati, che senza ordine „insorgono a parlar e interrompersi ha sempre aggiunto dilazione e difficoltà „alle deliberazioni".

[36]) Capello. 30. Juni. „Comprendeva in oltre il vincolo nelle vacanze „del Palatino di far seguir l'elezione nel primo anno, ma come si teme si „pensi al caso di differirla, e si tenti un qualche titolo ammesso alla ricu„sata corregenza o all' antica locotenenza, introddur il Gran Duca, così pare „gl'Ungari vogliano validamente sostenerlo".

[37]) Voriger Bericht. „Si desidera ampliazione de Privileggj, e benchè „le nuove ricerche devono prodursi alle Diete susseguenti, tentorono gl'Un„garesi introddur le principali nel Diploma, discendendo negl' arrticoli dalli „termini generali alli particolari. Questi sono coll' esempio de' Rè Precessori „levati, risservandoli alle posteriori spiegazioni, che si propongono alla Dieta. „Non ostante non so ommetter di rilevarne le tre che formano li principali „argomenti. In uno si esclude dalle cariche e dai benefizij particolarmente „ecclesiastici li non nativi nel Regno, negando che l'incolato o la nobiltà „concessa per grazia li abbia a render capaci, mentre l'esperienza ha di„mostrato che in tal modo sono intrusi ad arbitrio li forestieri che cercano „il privileggio, non per il freggio, ma per la rendita, abuso dal quale molti „altri Stati sono pregiudicati. Nell' Ungaria però giova a Sovrani che parte„cipino nel Governo et entrino nelle diete forestieri, onde non avendo altro „adito si vorrebbe aperto quello delle dignità particolarmente ecclesiastiche. „La Regina nel diploma l'ha dichiarito compreso nei privileggj generali, „onde si spiegherà nelle dichiarazioni delle nuove sessioni, anzi l'articolo „fù ommesso intieramente, mentre comprendeva l'esercizio di varie altre „cariche contrario al possesso in cui sono alcuni Ministri Tedeschi".

[38]) Capello. 23. Juni. „Li modi con li quali egli (der Großherzog) e „singolarmente la Regina abbondano verso l'Ungheria, fanno arguire che „abbino l'oggeta di captivarli" . .

[39]) Kolinovics. 207.

[40]) Diese Schreiben und das Inauguraldiplom sind abgedr. bei Schwandtner. II. 592—597.

[41]) Capello . . . „per strade oblique prevenne in situazioni inosservate „la Regina, onde veder tutte le ceremonie" . . .

Eilftes Capitel.

[1]) Diarium diaetale.

[2]) Kolinovics. 264.

[3]) Kolinovics. 334.

[4]) Aus dem älteren Zweige der jüngeren Linie des Hauses Forchtenstein.

[5]) Kolinovics. 301. 302.

[6]) Kolinovics. 286.

[7]) Diarium diaetale.

[8]) Kolinovics. 340.

[9]) Kolinovics. 344.

[10]) Ranke. Neun Bücher preußischer Geschichte. II. 359.

[11]) Kolinovics. 450. 451.

[12]) Noch am 11. August schreibt Capello: „Il Palatino del Regno per „captivarsi maggiormente la grazia della Maestà Sua ha esibito armar qua„ranta milla Ussari in diffesa della Boemia e dell' Austria Superiore. Neces„sario et opportuno sarebbe il soccorso, ma grave e pericoloso il poner „l'armi in mano a tanti Ungari".

[13]) Capello. 8. Sept. 1741. „Ieri mattina (la Regina) ha chiamato „in conferenza li principali del regno per esporgli le circostanze sue, de„plorando la disgrazia de' sudditi, non la propria. Indi rivoltasi agli Un„garesi gli protestò che dal loro valore dipende la diffesa della Corona, del „Regno e forse di tutti gli Stati, e con amirabile eloquenza li eccitò ad „armarsi. Tutti concordemente offersero se stessi, li figli e le rendite. Indi „fù stabilito formar un esercito di 40 m. Ungari, la maggior parte a cavallo, „e spedirli contro li Francesi; anzi jeri sera e questa mattina si sono spe„diti li ordini ai Comitati. Supplicano che la Regina prescielga Raab, e „nelle loro mani ponga la preziosa preservazione sua e dell' innocente Erede. „Parmi che Sua Maestà inclini ad abbracciar l'offerta, ma può esser ancor

„immatura; anzi mi è noto che spera persuader l'Imperatrice diferir la par-„tenza, intanto che li Gallobavari passassero il fiume, e se mai manifestas-„sero il disegno del bloco o dell' assedio, in quel solo pericolo credesi si „determinerà ritirarsi anco la Regina, Principessa che dotata dalla divina „providenza delle virtù addatate a tante disgrazie avrebbe valore e coraggio „per sostenersi a resister a qualunque cimento, ma le terribile consequenze „si spera la disuaderanno".

[14]) Capello. 15. September. „La Regina istituito solenne triduo e „continue preghiere si è risoluta all' estremo rimedio. Conosciute le pronte „disposizioni . . dei principali Ungari ad armarsi e diffenderla, si determinò „a persuadere l'intiera nazione all' universal insurezione, che è appunto „prescritta dalle leggi istitutive agl' estremi casi. Rare volto si prevalsero „li Sovrani di un rimedio così efficace e insieme pericoloso, molto più che „armandosi tutta l'Ungheria, le differenti popolationi, l'ordini differenti delle „pertinenze, singolarmente la confusione de' Protestanti con Cattolici sono „tutti obietti gravissimi, ma tutti cedono all'angustia di tanti pericoli . . ."

[15]) Diarium diaetale. Die Rede ist wortgetreu abgedruckt bei Coxe. II. 265.

[16]) Kolinovics. 492.

[17]) Mailath irrt, wenn er in seiner Geschichte der Magyaren IV. 8. behauptet, nach dem Diarium diaetale hätte der Primas vor Maria Theresia gesprochen. Nach dem Diarium diaetale fand vielmehr gerade das Gegentheil statt, und die Darstellung bei Kolinovics ist richtig.

[18]) So lautete nach dem Diarium diaetale der allgemeine Zuruf. Die Worte: „Moriamur pro rege nostro" wurden nicht gesprochen, wenigstens kommen sie weder im Diarium diaetale, noch in dem gleichzeitigen Berichte Capello's, noch bei Kolinovics vor. Maria Theresia's Sohn, der sechs Monate alte Kronprinz Joseph, befand sich damals noch in Wien und nicht in Preßburg; er konnte also nicht von seiner Mutter auf den Armen gehalten werden. Capello schreibt am 15. September über den Vorgang im königlichen Schlosse: „Il giorno dei 11 „sarà sempre di molta gloria alla Regina e alla nazione. Convocata tutta la „dieta al trono ove stava assisa la Maestà sua, fece leggere dal Cancelliere „d'Ungaria la ricerca. . . . È questa l'esposizione dello stato infelice della „Monarchia, la ricerca e la fiducia insieme negl' ajuti degl' Ungaresi. „V. V. E. E. osserveranno essersi poscia espressa la Regina come da ogn' altro „abbandonata, che ricorreva alla fede, all' armi et all' antico valore dell' Un-„garia, implorando difesa all' imminente pericolo del Regno, della Real per-„sona e de' Reali Figlioli. Proruppero in lagrime, indi con una sol voce „tutti offersero e sangue e vita. Commossi da gloria, da amore e da sdegno „tutti entrarono nella gran Sala e stabilirono questo il caso dell' in-„surrezione".

[19]) Kolinovics 493. „Der Teufel möge sie holen," riefen sie ihnen in ungarischer Sprache zu.

[20]) Kolinovics. 493. 493.

[21]) Diarium diaetale.

[22]) Diarium diaetale.

[23]) Diarium diaetale.

[24]) Capello, 22. Sept. 1741.

[25]) Kolinovics. 530.

[26]) Von den uns zu Gebote stehenden Quellen kommen nur im Diarium diaetale die Worte vor: „allatus etiam in fasciis Serenissimus quoque tenel-„lus Regius Princeps, cui aeque per universos Inclytos Status et Ordines „Regni festiva acclamatione Vivat! applausum". Kolinovics, welcher doch sonst auch jedes unbedeutende Ereigniß mit sorgsamer Genauigkeit verzeichnet, erwähnt dessen gar nicht, und ebensowenig ist dieß von Seite Capello's der Fall.

[27]) Juliane geborne Gräfin Stubenberg.

[28]) Capello schreibt hierüber am 22. Sept.: „Si è celebrato in gala „l'avenimento, ne la Regina omise dimostrazione alcuna d'aggradimento e „di compiacenza. Magnifici regali si sono divisi ai principali Magnati, con-„cesse grazie e publicata la promotione de' Consiglieri e Ciambellani tanto „desiderata dagl' Ungari . . ."

[29]) Maria Theresia an den Feldmarschall Prinzen von Sachsen Hild-burgshausen. Wien, 31. Dezember 1741. K. A. „Der in dem Landtags Articul „zur Mannschaftsstellung verhergesehene termin ist bereits zu Ende, deme ohn-„geachtet nicht mehr als etliche hundert theils zur Armee nach Böhmen, theils „Khevenhüllerschen Corpo abgeschickte Portalisten bishero zum Vorschein ge-„kommen; von denen übrigen Insurgenten zu Pferd ist von denen wenigsten „Comitaten noch einmal zu wissen gewesen, was an Mannschaft und Pferden „vorhanden, wan selbe aufbrechen und wan die übrigen nachfolgen werden; die „nembliche Beschaffenheit ha es mit dem Fußvolk, wovon man alhier eben nichts „mehr verläßliches als zu Preßburg weiß . . ."

[30]) Schon am 18. August schreibt Capello über sie: „il tempo di rac-„colgerli e la qualità della milizia non corrisponde alla esigenza . . ."

[31]) So schreibt Philipp Kinsky am 22. Sept. 1741 an Neipperg: „si „vous avancez vers nous, je vous conjure de renvojer ces maudits pandours „pour la Hongrie, si vous ne voulés pas desoler notre pays . . ." K. A.

[32]) Schon am 2. Juli 1741 schrieb Neipperg an Trenck: „es ist Ihnen „ja von selbsten bekandt, daß Sye nicht herin beruffen worden, das Land zu „plündern oder sonstige Ungebührlichkeiten ausüben zu lassen, sondern alleinig „dem Feind Schaden und Abbruch zuzufügen; so ist aber bis zu dato durch „selbe dem Feind einiger Schaden nicht geschehen, wohl aber gegen dem Land „und dessen Inwohner, wie von allen Seiten her häufige Klagen einlauffen, „grosse insolenzien, als mit brüglen, schlagen, Gelderpressungen und sonsten „ausgeübet worden, welche bei schwährester Verantwortung vermieden wissen „will; und wan Sye sich nicht so viel authoritet geben können, sich von ihren „unterhabenden leuthen respectiren und gehorsammen zu machen, so sehe nicht „worzue Sye mir allhier dienlich sein sollen . . ." K. A.

[33]) Am 27. Okt. 1741 schreibt Neipperg über sie an den Großherzog: „Nous scavons icy ce qui en est à peu près par les trois regiments nou„veaux qu'on m'avoit envoyé et que j'ay renvoyé avec une joie inconce„vable et d'où vient qu'on ne met pas plutot les regimens husards à 1000—1200 „ou jusqu'à 1500 chacun; on en tireroit au moins quelque service que vous „ne tirerez jamais de cette multitude inexperte qui n'est bonne qu'à désoler „les pais où elle se trouve . . .“ K. A.

[34]) Neipperg an den Hofkriegsrath. 21. Juni 1741. K. A.

[35]) Capello. 6. Okt. 1741.

[36]) Capello. 6. Okt. „La camera bassa d'Ungaria si considera pel „numero, per la qualità di sogetti . . la popolare, e in consequenza la più „pericolosa nelle risoluzioni del Regno e nelle esecuzioni delle Reali com„missioni. In questa settimana aveva posto in contingenza non soto il fine „e la quiete della dieta, ma la stessa insurrezione degl' Ungari esibita alla „Regina e tanto necessaria alla diffesa della Corona e dei Stati. Dalla „necessità appunto dessunsero argomenti, onde rillevare che maggior oppor„tunità non potevano attendere per esiggere dalla Sovrana privileggj et „esenzioni. Esasi la Maestà Sua concretata nelle ricerche avanzate al So„glio da ambe le Camere, alle quali con singolar clemenza concedeva per „la maggior parte. . . . Li Magnati, cioè la Camera alta, accolsero con am„plissimi sentimenti d'esultanza e di riconoscenza le Reali Commissioni, ma „la Camera bassa incominciò mormorare. Volevano riprodur li punti modi„ficati e aggiungere altri non proposti ne esaminati. Molti pentiti di non „aver esteso le dimande, altri che vivono col stipendio de' Comitati si affl„gevano deponer nel termine della Dieta in breve la deputazione. Li Acati„tolici che costituiscono numero troppo riguardevole, volevano ampliar li „possessi e privileggj accordati o tolerati, e in mezzo a tante fermentazioni „di mali umori traspiravano molti animi aversi al ministero Austriaco e si „temevano alcuni inclinati alla Prussia, particolarmente quelli che sono „nelle religioni protestanti . . .“

[37]) Capello. 6. Okt. 1741. „Nacque tal irritamento e constestazione „nelle Camere che gravissimo fù il pericolo d'una disunione che avrebbe „sciolto il Regno in mille intestini partiti . . .“

[38]) Capello. 6. Okt. „L'amirabile prudenza della Regina perfettamente „servita dalla desterità d'alcuno de' Magnati potè estinguere il fuoco e poner „in sistema e quiete tutti li Deputati . . .“

[39]) Capello. 10. Nov. 1741. „Grave contestazione nacque col clero, „pretendendo li Magnati che li Ecclesiastici contribuissero come nelle guerre „contro Turchi. Eccettuato quel caso negorono li Vescovi senza assenso „del Papa esser obligati somministrar dinaro privileggiato dal titolo di De„cime ecclesiastiche. Non era possibile convenire, onde fù addottato l'espe„diente che la questione si differisca ad altra Dieta, e che li Prelati aumen„tarebbero le loro offerte volontarie senza distinguer se il dinaro tratto fosse „da beni laici o dagli ecclesiastici.“

[40]) Kolinovics. 612. „bene multa quidem dictis, sed effectus apparet „nullus."

[41]) Vom 19. Okt. 1741. Diar. diaet.

[42]) Capello. 10. Nov. „Tutti gl' altri articoli de' privileggj, di admi-„nistrazione e di contribuzione del Regno sono accordati, ma il giorno „ultimo tentorono con insistenza troppo avanzata, quasi abusandosi dalle „tante benigne condiscendenze della Regina, fosse dichiarita unita e com-„presa la Tansilvania nell' Ungaria. Breve, pronta et efficace fù la risposta „della Maestà Sua. Non poter assentire, conoscer che sarebbe ingiusta „l'unione, che abbastanza accordato aveva agli Ungaresi, ne che avrebbe „ascoltate ulteriori istanze. Si avidero che eccedevano nelle dimande, si „rassegnarono alle Reali dispositioni, e unitamente si presentorono in forma „solenne a ringraziar la clemenza della Sovrana . . ."

Zwölftes Capitel.

---

[1]) Georg Leo und Johann Georg Adam Freiherren von Hoheneck, ersterer landständischer Verordneter, letzterer der berühmte Verfasser der Genealogie der oberösterr. Stände. Werthvolle Aufzeichnungen über ihn enthält ein Aufsatz von Anton Ritter von Spaun im sechsten Jahresberichte des Mus. Franc. Carol.

[2]) Es waren im Ganzen 10 Prälaten, 36 Herren, 19 Ritter, 7 Städte. Verzeichniß im Archive des Stiftes St. Florian.

[3]) Flebile Promemoria . . Archiv zu St. Florian.

[4]) Mercy an Eugen. Messina. 10. Sept. 1719. K. A. „Je ne puis „assés me louer de M. de Schmettau, dont la valeur et les soins sont très-„distingués, je crains tous les jours de le perdre, après quoy je seray fort „embarassé".

[5]) Eugen an Mercy. Wien, 14. Okt. 1719. K. A. „Je regrette bien „la blessure de M. de Schmettau et vous prie de luy témoigner de ma part „une parfaite satisfaction que j'ay de son zele ainsi que de son activité et „bravoure avec lesquels il se distingue dans la direction du siege de la „citadelle".

[6]) Eugen an den F. M. Grafen Harrach. Bruchsal, 23. Juli 1735. K. A. „ich selbst nichts weniger gesint bin derley vilainien zu geduldeụ oder „einschleichen zu lassen" . . .

[7]) Herzog Karl Alexander von Württemberg an Eugen. Wildbad, 28. Jänner 1735. K. A.

[8]) Capello. 10. Juni und 25. August 1741.

[9]) Neipperg an den Großherzog. 15. März 1741. Eigenhändig K. A. . . . „la conduite du General de Smettau me deplait de plus en plus sur „l'article de l'interest, son regiment est mal et moins en etat quant aux „requisites de campagne que les autres, et cependant il a reçu des argens

„à cet effect comme les autres regiments, j'en ecris aujourd'huy au conseil „de guerre qui pourra luy dire de quoy il s'agit; je la supplie de se le „faire rapporte et faire prendre garde à ce General de Smettau et à son „frère qui d'un défaut à la fin des fins pourroit tomber dans d'autres et „plus préjudiciables encore aux interests de la Reine et de V. A. R.". Und am 6. Mai 1741 schreibt Neipperg dem Großherzoge aus Neisse: „Vous vous „souviendrés de ce que je vous ay dit touchant la famille de Smettau. „Le Lieutenant Colonel, frère du Maréchal, est actuellement chez le Roy „de Prusse . . . je ne scay si le frère ne pourroit pas suivre cet exemple, „et le dis pour les mesures qu'il y auroit à prendre. Le General Riedesel „y est aussi, en qui on ne fait pas une grande perte" . . .

[10]) Citation an Schmettau und dessen Bruder. Wien, 9. Juni 1741. K. A.

[11]) Der Großherzog an den F. M. Grafen Khevenhüller. Ungerschütz, 8. Nov. 1741. K. A.

[12]) Neipperg an den Großherzog. Neisse, 6. Juni 1741. K. A. „Ce „nom scandaleux devroit etre aboli le plutost possible du service".

[13]) Schreiben aus Breslau vom 26. Juni 1741. K. A. „Die anwesenheit „des General Schmettau mus freylich grosse Jalousie bey der feindlichen Armée „zuwegbringen, allein da die gegenwärttigen Generalen eben so wenig Erfahrung „in Kriegssachen als der König selbst besitzen, so müssen sye wie Er sichs „vor ein Glück erachten, Gott gebe nur daß sein Rath uns nicht allzuschädlich „seye" . . .

[14]) Capello. Preßburg, 29. Sept. 1741. K. A. „A' Borghesi si aveva „permesso sostituir gente armata a loro spesi, ma accesi da gloria e amor „della patria protestarono sacrificarsi e diffenderla".

[15]) Kriegsarchiv.

[16]) Maria Theresia an Wasner. Preßburg, 24. Aug. 1741. St. A.

[17]) Maria Theresia an Wasner. Preßburg, 30. Aug. 1741. St. A.

[18]) Graf Wied an Sinzendorff. Neuwied, 31. Aug. 1741. St. A.

[19]) Instruktion Maria Theresia's für Koch. Preßburg, 15. Sept. 1741. St. A.

[20]) Nachtrag zur Instruktion. 16. Sept. St. A.

[21]) Koch an Maria Theresia. Frankfurt, 5. Oktober 1741. St. A.

[22]) Koch an Maria Theresia. Frankfurt, 9. Oktober 1741. St. A.

[23]) Maria Theresia an Neipperg. Preßburg, 13. Sept. 1741. Vollmacht vom gleichen Tage. St. A.

[24]) Die Mittheilung lautet wörtlich folgender Maßen:

Tout la basse Silesie. La riviere de Neisse pour limite. La ville de Neisse aussi bien que Glatz. De l'autre coté de l'Oder les anciens limites entre les Duchés de Brieg et d'Oppelen. Namslau à nous. Les

affaires de religion in statu quo. Point de dependance de la Boheme. Cession eternelle.

En echange nous n'irons pas plus loin; nous assiegerons Neisse pro forma. Le Comendant se rendra et sortira. Nous prendrons les quartiers tranquilement, et ils pourront mener leur armée ou ils voudront. Que tout cela soit fini en douze jours. St. A.

25) Maria Theresia an Neipperg. 15. Sept. 1741. St. A.

26) Neipperg an Maria Theresia. Neuntz bei Neisse. 18. Sept. 1731. St A.

27) Maria Theresia an Neipperg. Preßburg, 21., 22. und 23. Sept. St. A.

28) Neipperg an Maria Theresia Neuntz, 23. Sept. St. A.

29) Maria Theresia an Neipperg. Preßburg, 21. Sept. St. A.

30) Berichte Neipperg's an Maria Theresia vom 25., 26. und 27. Sept., dann 1. Oct. 1741. Schreiben Lord Hyndford's an Golz vom 27. und 28. Sept., Antworten des Letzteren vom 27. und 29. Sept., dann vom 1. Oct. 1741. St. A.

31) Neipperg an den Großherzog. Neuntz, 26. Sept. Eigenh. K. A. „croyez moy il faut un autre homme que je suis pour faire tete à ce Roy „dans ce labirinthe de traité et envoyé le de grace de chez vous, si la „Reine doit etre servie dignement e à proportion des difficultés chicaneuses „qui augmentent de la part prussienne d'un instant à l'autre; un militaire „tel qu'il soit de nous autres icy, n'en viendra certainement pas à bout, „entété comme ce Roy l'est, fourbe comme il le veut etre, ou trop lié avec „ses alliés qu'il veut ménager pour faire bonne mine“ . . .

32) Bericht Neipperg's an Maria Theresia vom 13. Oct. 1741. St. A.

33) Der Vertrag ist abgedr. in Garden, Histoire des traités de paix. III. 262.

34) Histoire de mon temps. I. 200.

35) Wratislaw an Maria Theresia. Hubertsburg, 16. October 1741. St. A. Die Königin schreibt hierüber am 29. Oct. an Neipperg: „die nachricht „ist allschon den 14ten dem Grafen von Wratislau zugekommen, wo Lentulus „erst den 15ten späthen abends hier angelangt ist. Kan also menschenmöglicher „der hiesige Hoff daran keinen Theil haben. Wie aus gedachten Grafen von „Wratislau bericht von 16. erhellet, hat sie ihme nichts anderes mitgebracht, „als daß Graf Khevenhüller ihn verständiget, zu Prag vernohmen zu haben, „wie daß allda der fried mit Preussen würklich geschlossen zu seyn geurtheilet „würde. So auch der hierüber vernohmene Graf Khevenhüller mit dem beysatz „bestätiget hat, solches zu Prag also vernohmen zu haben . . . Capello berichtet am 20. Oct. aus Preßburg: „Arrivato il Generale (Lentulus) venne à scendere „alla Corte; si ritirò la Regina dalla conversatione, fù seco in lunga con„ferenza e ritornò poscia nella stanza, ma non apparve quella letizia che „si attendeva. Nel lunedì mattina fù tenuta lunga conferenza con Lentulus, „indi spedito Corriere al Neiberg onde fù creduto qualche ulterior istruzione „alla conclusione del trattato. Tutti osservano silentio, onde non mi

„resta altra parte che esser attento al primo lume che scuopra all' ulterior „penetrationi" . . .

[36]) Maria Theresia an Koch. Preßburg, 14. Oktober 1741. „Von dem „Frieden mit Preussen ist nichts zu melden, dann der König dieses Nahmens „ihn geheim gehalten und dem schein nach den krieg fortführen will. Obwohlen „nun daß leztere so leicht nicht thunlich ist, so ist doch Sorge zu tragen, daß „von hiesiger Seiten nichts auskomme" . . Am 26. Oktober wird Koch doch „unter einbindung des allergenauesten secreti" von der Uebereinkunft mit Preußen ausführlicher verständigt. „Es erhellt", heißt es in dem Reskripte der Königin weiter, „daß obgleich die gantze Welt aus jenem, was ihr in die augen fällt, „von der geheimen einverständtnus überzeugt seyn muß, dennoch die ohnumb„gängliche nothwendigkeit erheische, daß wenigstens durch Uns und die Unsrige „nichts auskomme, dahero Wir auch unterlassen haben, jemanden von Unsern „übrigen Ministris an auswärtigen Höfen von der sachen stand zu unterrichten". Und an Wasner schreibt Maria Theresia gleichfalls am 26. Okt.: „Das secretum „wegen dessen was Preussen betrifft, wird Dir hiermit nochmahlen eingebundten, „und wie der von Koch angewiesen wird, ein solches hat auch Dir zur direction „und richtschnur zu dienen". St. A.

[37]) Schon am 21. Oktober meldet Koch in dem Berichte, in welchem er den Empfang des Reskriptes der Königin vom 14. bestätigt, „daß von Regenspurg „sowohl alß von mehr anderen orthen die nachricht des mit Preussen zum „stand gekommenen Vergleiches durch particular schreiben eingeloffen" . . . .

[38]) Am 27. Oktober 1741 berichtet Capello über die „contaminazione „degl' Abitanti di Nais e il zelo per diffendersi sin' all' estremità, dimo„strato particolarmente quando il Commandante gli manifestò la necessità „dell' esercito della Regina, di accorrer a respinger. li Gallobavari. Aspor„torono l'Artiglieria, levorono il maggior numero della guarniggione e tra„dussero a Glatz le proviggioni, onde si conobbe il concerto dell' abban„dono di quella provincia. Si udirono tosto che furono allontanati gl'Au„striaci, . . . e Ratibor, Oppeln e gl' altri territorij circonvicini occupati „come quartieri d'inverno da' Prussiani. Ognuno arguisce si abbia voluto „coprir e confonder l'arcano del trattato con tutte le dimostrazioni di osti„lità e di violenza. È certo che senza almeno la sicurezza di non esser „attaccato, il Naibergh non si sarebbe ritirato con tutte le truppe, ne senza „concerto abbia potuto lasciar apperta la via all' irrutione in altre pro„vincie. Questi Ministri continuano li stessi termini di non poter parlare, „anzi nulla sapere, ma non vi è persona che non creda la pace e l'aleanza „con li Prussiani, adducendo il silentio presente o al loro desiderio di star „occulti a' Francesi, o forse alla necessità di convenire prima li modi di „agire e di portar soccorsi . . ." Ja noch am 3. November schreibt Capello: „Come è ancora arcano il trattato, così varie sono le opinioni, particolarmente „nell' incertezza se oltre la pace contenga l'Aleanza . . ."

[39]) Neipperg an den Großherzog. Neuntz, 17. Sept. 1741. K. A. „Le „Roy a fait publier avanthier à la parole pour encourager ses gens d'avoir

„patience, leur promettant de bons quartiers d'hyver soit en boheme ou en „moravie" . . .

[40]) Goltz an Hyndford. 21. Okt. 1741. St. A. „Nous avons tous été „bien aise que les choses soient venues au points que vous savez. Mais voicy „le Diable qui est au Champs. Le C. de Kevenhuller a quitté Dresde; en „passant par Prague il a envoyé une estaffette au C. Wratislaw avec la „nouvelle que la paix etoit conclue entre le Roy et la Reine de Hongrie. „Le C. de Wratislaw n'a pas manqué de le publier à Dresde. Jougez si nous „avons raison d'etre contents de la discretion qu'on nous a promise. Le „Roy en est dans une colère terrible, et S. M. m'a ordonné de Vous marquer, „que si la Cour de Presbourg ne redresse pas la chose, et si le secret n'est „pas mieux gardé à l'avenir, Elle ne veut etre tenue à rien, d'autant plus „qu'on nous a stipulé expresement que le secret seroit inviolablement gardé, „aussi long tems que nous le jugerions necessaire. S. M. souhaite que Vous „ecriviez au Marechal C de Neipperg et à Sa Cour pour faire ordonner „au C. de Kevenhuller de revoquer sa nouvelle, pour faire declarer le contraire par tous les Ministres de la Reine aux Cours etrangeres, et pour „faire temoigner partout beaucoup d'aigreur contre nous. Voilà ce que j'ai „ordre de vous dire" . . . .

[41]) Der Großherzog an Lobkowitz. Wien, 12. Okt. 1741. K. A.

[42]) Neipperg an den Hofkriegsrath. Neurausnitz, 31. Okt. 1741. K. A. „will ich demnach Eine hochlöbliche Instanz hiermit gehorsambst gebetten haben, „womit Hochdieselbe mich hinführo von derley Zumuthungen, wo die clare ohn„möglichkeit in weeg stehet, zu verschonen geruhen möchten, da im widrigen diejenige Stelle, so Ich dermahlen zu vertreten die Gnad habe, ferners zu sou„teniren mir nicht getrauete" . .

[43]) Capello. Preßbug, 20. Okt. 1741 . . . „il Gran Duca, che non „può per zelo della Regina e della grande eredità star lontano spettator „d'armate, che con Principi alla testa invadono le principali e più interne „Provincie dei Regni. Più volte sarebbe passato in Slesia, ma lo trattenne „la Regina, ora però che Sua Maestà conosse tutti li riguardi tanto essen„tiali di dignità e di diffesa, gli permette comandare la grande impresa" . .

[44]) Maria Theresia an den Großherzog. Preßburg, 15. Nov. 1741. K. A.

[45]) So schrieb Maria Theresia um jene Zeit an Philipp Kinsky: „Ich „schicke Ccvrier mit üblen Zeitungen; hier ist nicht viel zu tandeln und muß „gleich geschehen; der gute Kriegspräsident ist langsam, Geld, Artigleristen und „Befehl, wo Hülf? und die Stadt zu providiren. Der Feind ist schon avan„ciret" . . Abgedr. bei Folkmann. S. 58.

[46]) Ogilvy's Berichte an den Großherzog aus Prag vom 26. Okt., 6. 8., 10., 14., 17., 18., 23., 24. und 26. Nov. 1741. K. A.

[47]) Königsegg an den Großherzog. Wien, 25. Nov. 1741. K. A.

[48]) Der Großherzog an Maria Theresia. Beneschau, 28. Nov. 1741. K. A.

[49]) Untersuchungsakten aus dem Jahre 1743. Archiv des Staatsministeriums.

[50]) Akten über die Krönung Maria Theresia's. Archiv des Staatsministeriums.

[51]) So schrieb sie um jene Zeit an Philipp Kinsky: „Mon coeur ne me „dit rien de bon et je suis dans un abbatement terrible, ma santé meme „s'en ressente, mais ça passera pourvû que j'ai de bonnes nouvelles de vous „autres" . . Fürstl. Kinsky'sches Archiv zu Prag.

[52]) Capello. Preßburg, 1. Dezember. 1741. „In distanza di trè miglia „li Croati avertiti ritrocessero all' armata, da dove s'è spedita con lettere „del giorno susseguente la funesta notizia a quest' afflitissima Sovrana. Era „la Maestà Sua raccolta ad esembio del suo popolo eccitato a un triduo di „divozione in giorni di tanta consequenza alla sua Corona e ai Regni. Non „potè trattener le lacrime rese oggetto di compassione e d'amirazione; rivol„tasi a Dio Signore per adorar con esemplar rassegnazione le Sovrane dis„posizioni" . . .

[53]) Maria Theresia befand sich damals neuerdings im Zustande der Schwangerschaft.

[54]) „Voilà donc Prague perdue et peut etre les suites seront bien plus „mauvaises si on ne peut encor secourrir pour 3 mois du pain, car de „l'Autriche il ne faut penser et de l'Hongrie qu'en 3 mois et ça encore in„certain. Enfin Kinsky, voilà l'epoque ou il faut avoir du courage, ou il „faut conserver la patrie et la Reine, car je serois une pauvre Princesse „sans celle-ci. La resolution de mon coté est prise, qu'il faut tout risquer „et perdre pour soutenir la Boheme, et sur ce sisteme vous pouvez travailler „et faire les dispositions. Je ne dis pas que je l'aurois ruiné et qu'en „20 ans elle ne se remettra, mais je veux avoir Grund und Boden, et pour „cela il faut que tous mes armées, tous les Hongrois fussent tués avant que „je cederai quelque chose seulement. Enfin voilà le moment critique; ne „menagez pas le pais, il faut le soutenir. Aidez de votre coté avec vos „gens, il faut que le soldat soit bien content et ne manque de rien; vous „en connoitréz encore plus que moi les consequences. Aidez à mon pauvre „mari que se chagrine tant pour les trouppes, que pour le pais; qui dit lui „meme qu'ils font ce qu'ils peuvent, que cela lui fait pietié, et si on ne le „peut avoir du païs, qu'on le fasse prendre. Vous direz que je suis cruelle, „ça est vrai, mais je sais fort bien aussi que tous cruautés que je fasse „faire à cette heure pour soutenir le païs, je serai en état zu ersetzen hun„dertfältig, et je le ferai, mais à cette heure je ferme mon coeur à la pitié, „je me fie en vous; vous savez que j'ai mis ma confiance en vous, combien „j'avois agreable que vous alliez avec, je ma flatte que cela ne sera pas en „vain et qu'après avoir été toujours malheureuse, Dieu donnera sa bene„diction. Haugwitz vous dira le reste; je suis un peu abbatue, et tout ce „qui me remette à cette situation, m'attendrit beaucoup et trop pour mon „etat present. Je plaigne le sort de vous autres que je rende malheureux,

„et ça est un de mes plus grands chagrins, mais vous aurez et trouverez „toujours un cœur reconnoissant et suis

Therese.

Abgedr. bei Folkmann. Die gefürstete Linie Kinsky. S. 59.

[55]) Bartenstein. Traurige Gedanken über den Gegenwärtigen Zustand des Erzhauses Oesterreich. Mskrpt. Hofbibl.

[56]) Goltz an Hyndford. 21. Okt. 1841 . . „en amy et sur la confiance „que j'ay en votre discretion je veux bien vous dire quelque chose de plus. „Il me semble que l'heure du berger pour la Reine de Hongrie est venue: „aut nunc aut nunquam. N'attendez pas le 25 de Decembre pour faire „la paix dans les formes. Tachez de la faire au plus vite quand ce seroit „demain avant que le Diable s'en mele" . . . . „je voudrois que vous „puissiez avoir un pleinpouvoir de la Reine pour conclure entierement avec „nous, et je voudrois que vous l'eussiez vers le 2 ou 3 de Novembre au „plus tard" . . . Hyndford bemerkt hiezu am 23. Okt. gegen Neipperg: „V. E. „peut-être sauroit deviner mieux que moy par quels motifs le Roy de Prusse „semble si empressé d'avancer le terme du traité futur . . . . mais en tout „cas je crois que vous trouverez à propos de seconder ses desirs et pour „cet effet de porter votre Cour à preparer le dit traité au plutôt" . . . .

[57]) Maria Theresia an Neipperg. Preßburg, 29. Okt. 1741. Instruktion an Gillern und Vollmacht für ihn. 1. Nov. St. A.

[58]) Die Worte lauten: „s'il y a à gagner à être honnête homme, nous „le serons; et s'il faut dupper, soyons donc fourbes". Das Schreiben des Königs an Podewils wurde mit anderen Briefschaften aufgefangen und von Neipperg nach Wien geschickt. Neipperg an den Großherzog. Olmütz, 24. Oktober 1741. K. A.

Register.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.





